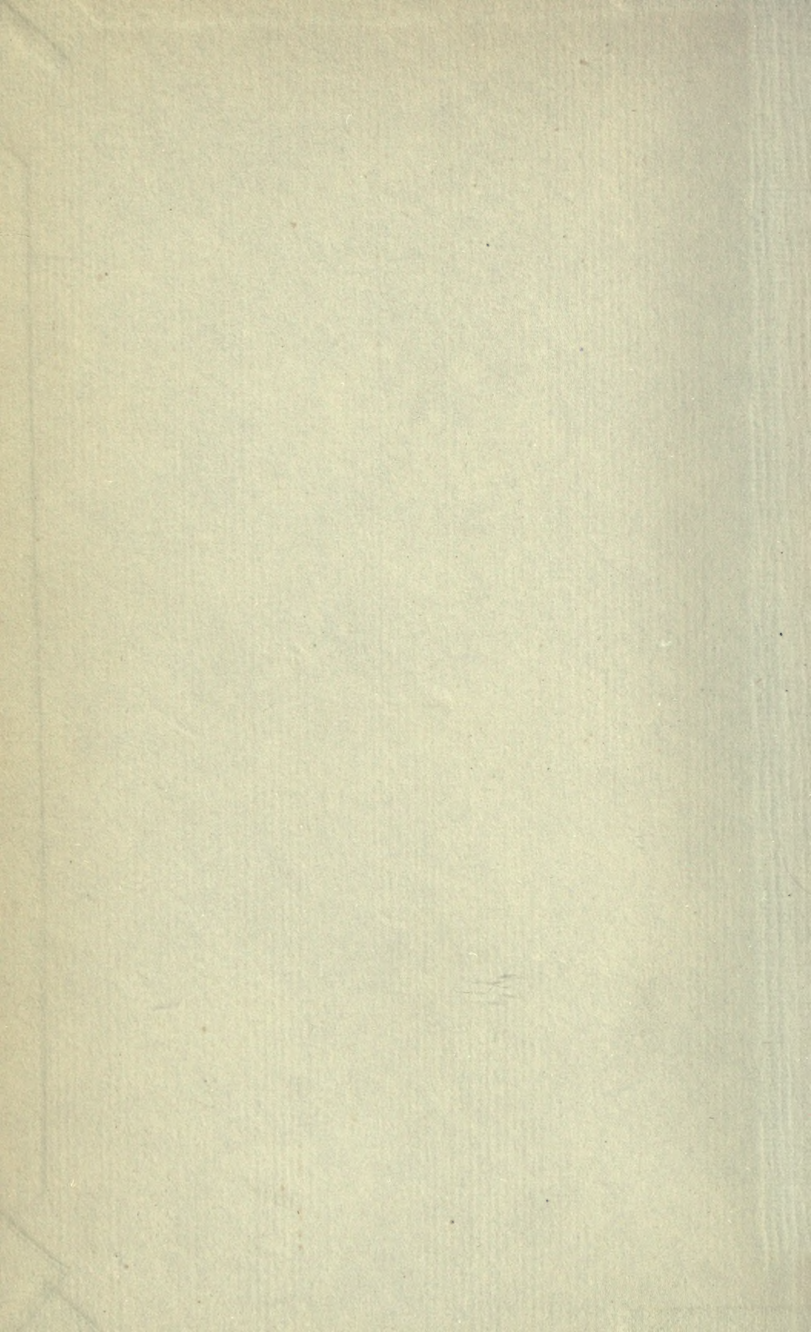
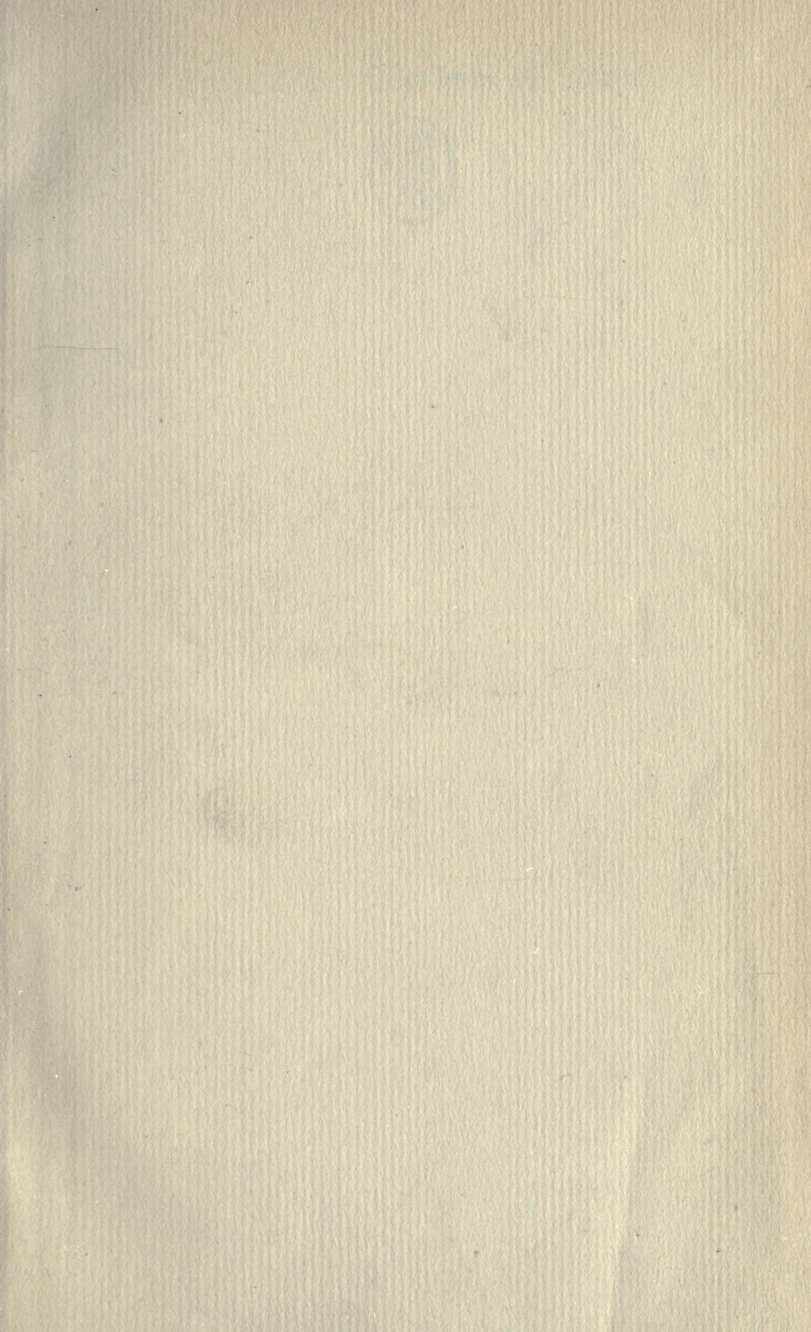
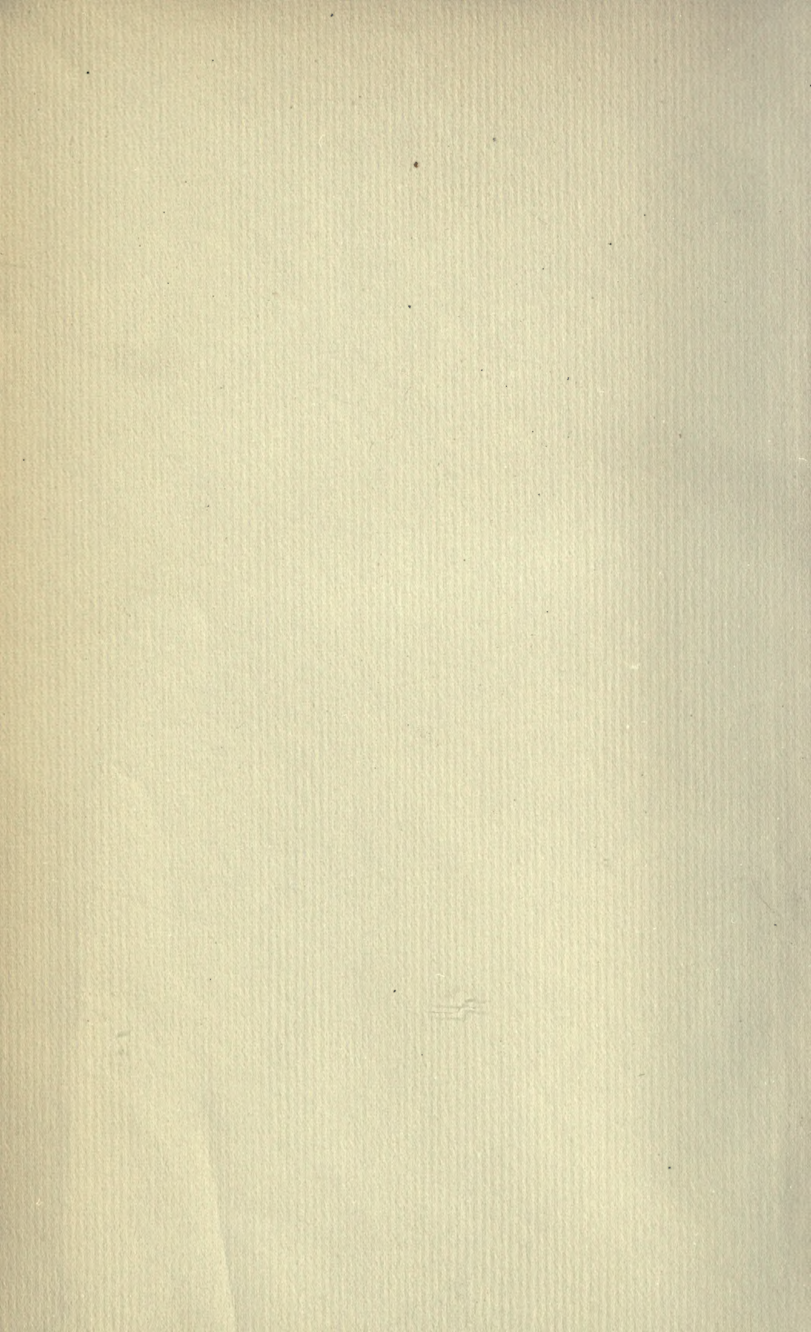








Freksa / Der Wanderer ins Nichts

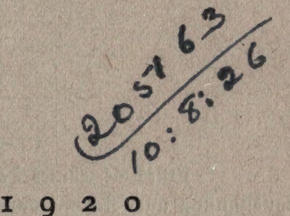




Der Wanderer ins Nichts

Roman von Friedrich Freksa



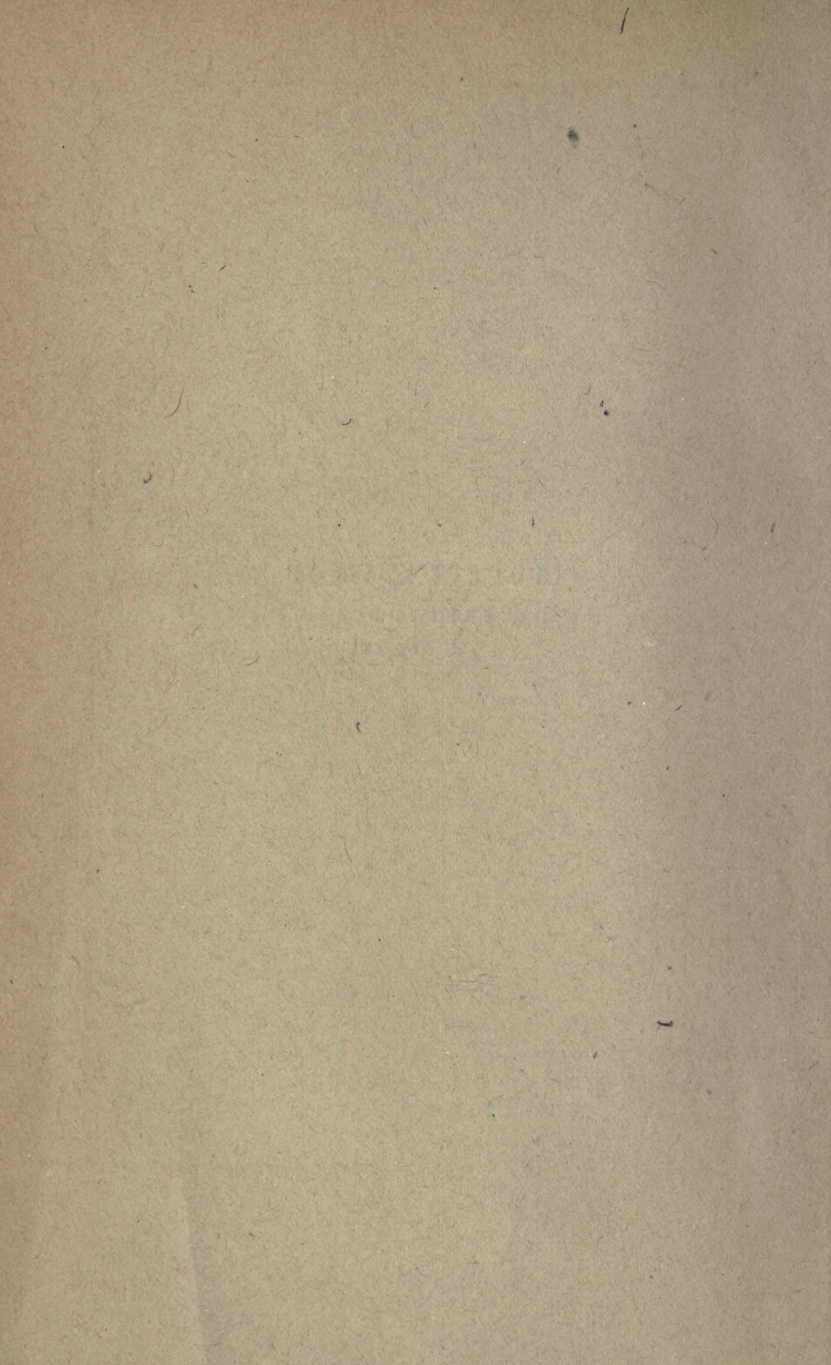


1920

Georg Müller Verlag München

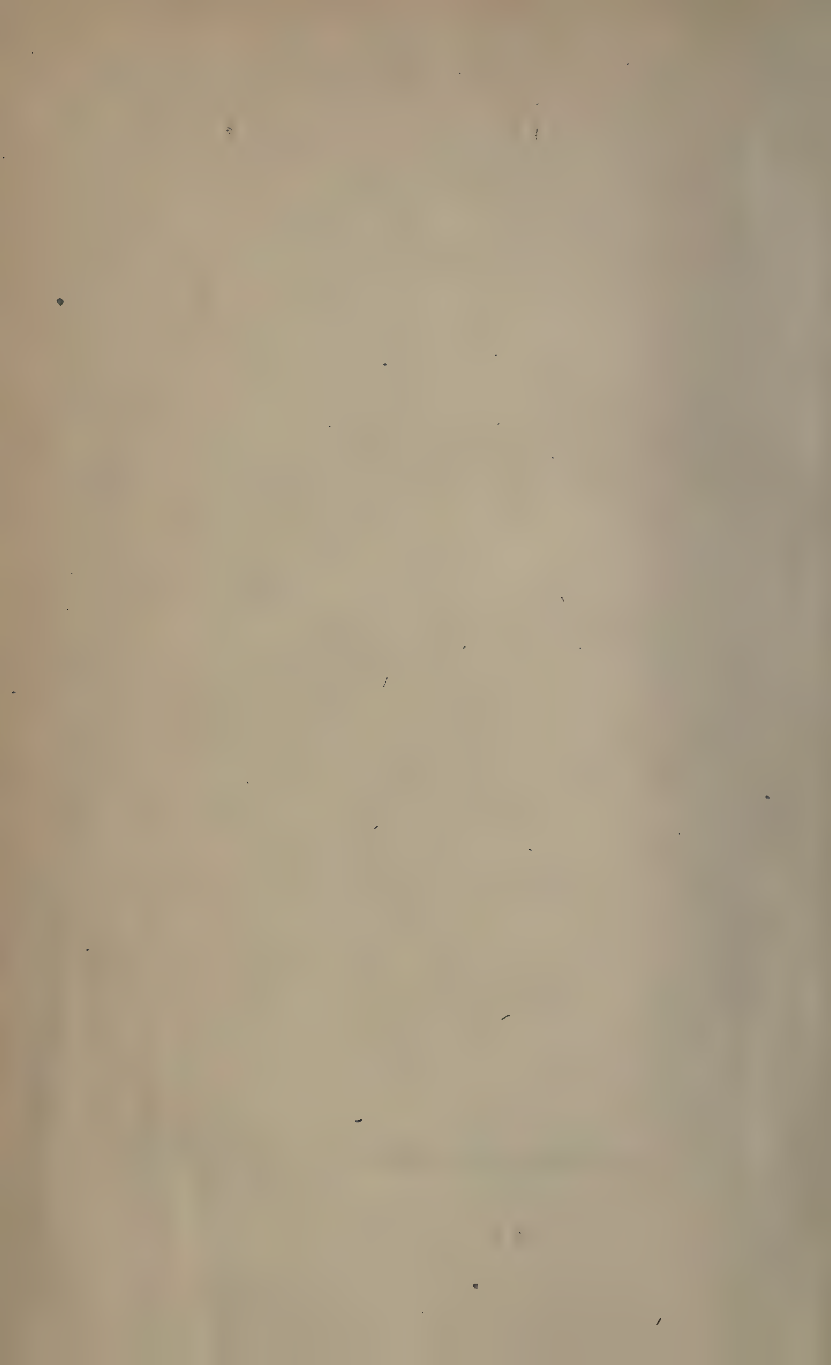
Erstes bis zehntes Tausend
Buchausstattung und Satzanordnung von Paul Renner,
gedruckt bei Mänicke und Jahn in Rudolstadt.

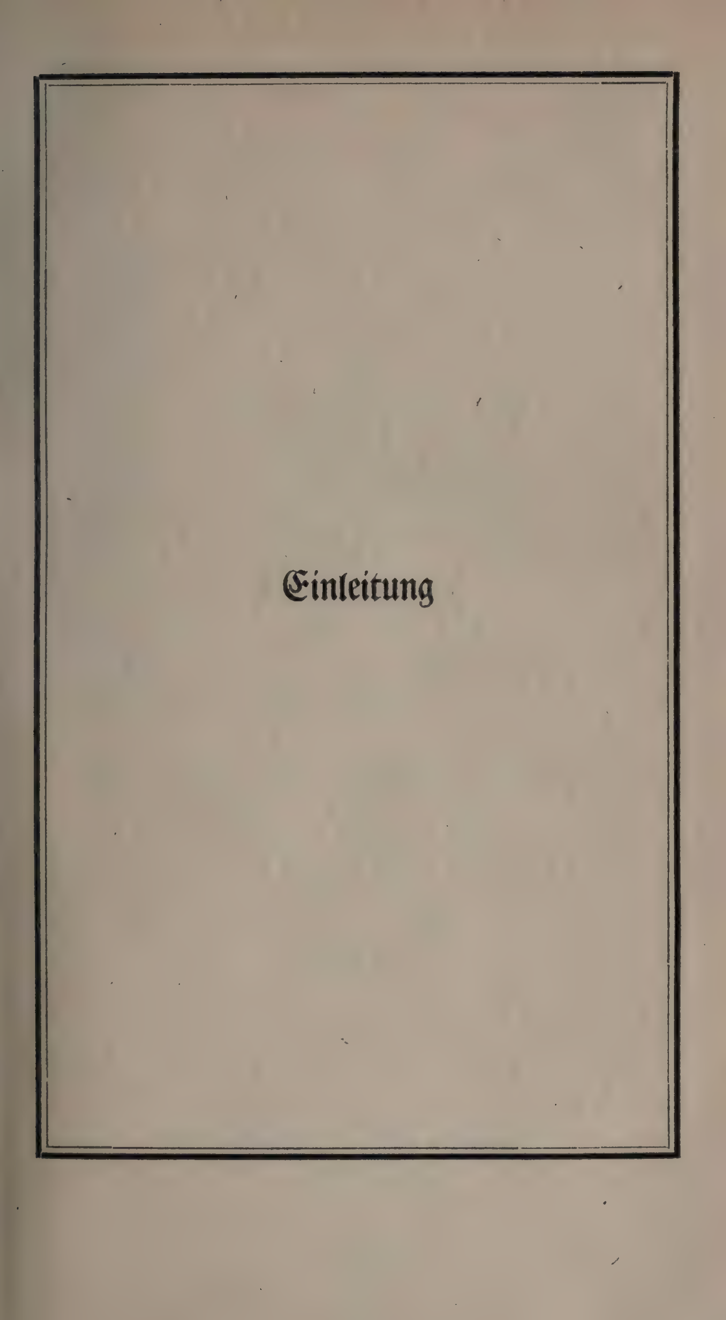
Robert Simon
dem Menschenverächter
zu eigen



Wer sich gern läßt strafen, der
wird klug werden; wer aber ungestraft
sein will, der bleibt ein Narr.

Sprüche Salomos.





Einleitung

Mein Sohn, geh mit dir selbst zu Rat.
Und findest du dann in der Tat
Es drückt dich sonder Unterlaß
Inwendig so zu schreiben was.
Sitz' erst und forsch' ohn' alle Rast,
Wozu du Lieb und Lusten hast:
Zur Ilias, zur Tragödie?
Zum Epigramm, zur Komödie?
Zu Shakespeares Staatsaktion?
Zu Tugendklimprer Lautenton?
Zum Celtimschen Posaunenhall?
Empfindungssäuselnden Gelall?
Und unserer sieben Sachen all,
Womit man in der teuren Zeit
Das Publikum zu Markte schreit.

(Rhapsodie von Merck, Rheinischer Most 1775)

Eine Begegnung, die durch Spartakus in Berlin vermittelt wird. — Robert Harring im Stahlhelm und der Herausgeber dieser Blätter im Bürgerhut. — Wie jeder Krieg kostet auch der Bürgerkrieg Blut, was Robert Harring am eigenen Leibe erprobt. — Ein alter Frontsoldat bleibt ungebrochen. — Von Nutz und Frommen dieser Historie.

In Berlin kauerte Freund Spartakus auf den Dächern und schoß mit Flinten, Pistolen und Maschinengewehren.
Die revolutionsgeübten Berliner Bürger drückten sich eng an die Mauern der Häuser, von denen aus die exzessiven Volksbefreier ihre Politik lebhaft betrieben.
Die Leute machten alle große Jagdhundaugen und hoben die Ohren. Sah einer dem andern voll ins Gesicht, so lächelte er verlegen und beschämt. In der Tat, ein Spaziergang bot wenig Annehmlichkeiten mehr.
Mich hatten Geschäfte nach Berlin geführt, die ich erledigen mußte und so mußte ich denn tragen, was mir auferlegt ward. Wir Deutschen scheinen ja von jeher dazu berufen zu sein, in ausschweifender Weise Geduld zu üben. In dieser Soldatentugend hat uns der Krieg geübt und jetzt scheint die Revolution diese Uebung verdoppeln zu wollen.
So schlich ich denn mit der Erfahrung, die ich mir im Felde erworben hatte, an der Mauer entlang und suchte eine Straße zu gewinnen, die nicht zum Objekt des Bürgerkrieges erkoren war. Gerade drückte ich mich an einem Häusergang vorbei, als eine breite Hand mit Schwung sich um meinen Nacken legte, ich ward zurückgerissen, in den Hausgang gezogen und drei finster blickende Männer in Stahlhelmen fuhren in meine Manteltaschen und klopften mich von hinten und vorn ab, nicht aus Güte, um mich von dem Staub zu befreien, der an meiner Kleidung haftete, weil ich einmal mit meinem ganzen Körper in Deckung gegangen war, sondern ihr rauher Ruf „Waffen her" belehrte mich, daß sie mich für einen tatkräftigen Anhänger des Kommunismus ansahen.

In dieser bänglichen Situation, die der Leser sonst nur in Reisebüchern findet, die phantasiebegabte Autoren in gruselig üppigen Farben malen, wenn sie Erlebnisse aus Süd- und Mittelamerika schildern, befreite meine Seele ein herzliches Lachen von ihrem dumpfen Druck. Natürlich war aber nicht ich der humorvolle Zwerchfellbeweger. So weit geht mein Erfassen humoristischer Lebenslagen nicht, wenn ich der leidtragende Teil bin.
Das Lachen entlud sich unter einem Stahlhelm, eine rotbehandschuhte Hand streckte sich mir entgegen, eine klare, volle Stimme sagte:
„Den Herrn kenne ich persönlich."
Ich sah in das Gesicht des Oberleutnants Robert Harring, den ich im Felde als einen der kaltblütigsten und rüstigsten Stoßtruppführer kennen gelernt habe.
„Bleiben Sie nur ein wenig in diesem Unterstand," sagte er zu mir. „Es wird ungemütlich werden, denn die Dächer werden mit Schrapnell gekehrt und die Sprengpunkte liegen so günstig, daß es einem ein ganz nettes Loch in den Hut geben kann."
Die drei Leute im Stahlhelm musterten ihre Umgebung. Oben in der Luft kratzte es. Alles was einem im Felde das Leben so süß und teuer gemacht hatte, erwachte in Berlin aus der Erinnerung zum Leben. Harring trat mit mir in den Flur, horchte zur Treppe, ob sich da etwas rege und sagte:
„Es kann schon sein, daß ein paar Dachhasen hier herunterprasseln."
„Ein scheußliches Dasein," sagte ich voll Selbstüberzeugnis.
„Erst den Krieg mit diesen Ausgangsbedingungen des

Waffenstillstands, dann die Revolution! Es ist zum Verrecken!"

„Subjektive Auffassung," erwiderte Harring in einem etwas hochmütigen Ton, den er auch manchmal im Feld bei der Mahlzeit uns Kameraden gegenüber angeschlagen hatte. „Es gibt Menschen, die diese Zeit überbekommen, das gebe ich zu. Aber wenn ich mich ganz ehrlich frage, mir hat diese Zeit wohlgetan."

Bei diesen Worten krachte es draußen. Stimmen brüllten auf. Harring sprang an die Pforte, kommandierte vorwärts, die drei Stahlbehelmten stürmten hinaus.

Ueber die Straße klickerten und pfiffen die Kugeln. Ich sprang die Treppe hinauf, da ich mich nicht an diesem Spiel der Kräfte beteiligen wollte, hörte, daß das Gefecht die Straße hinaufging und entfernte mich bei guter Gelegenheit.

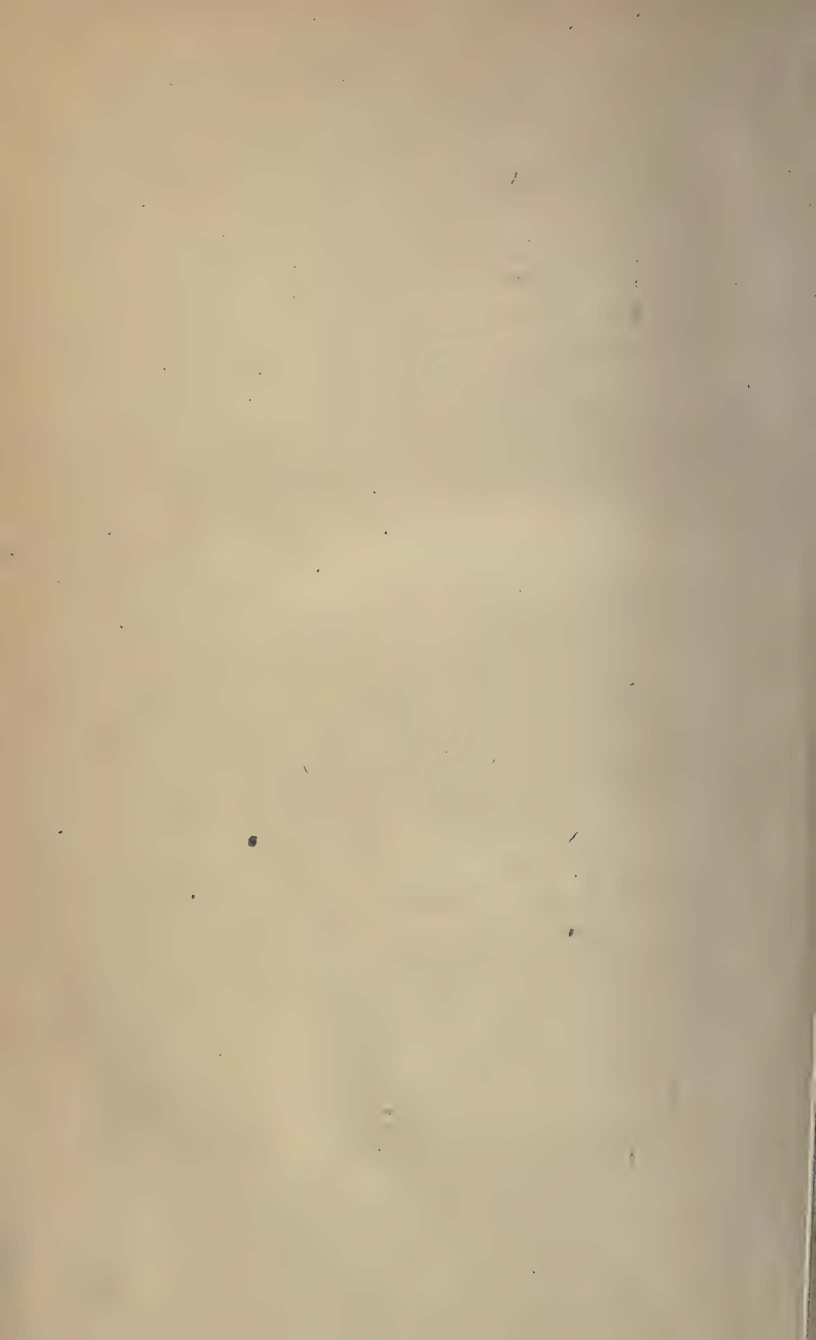
Drei Tage danach erhielt ich aus einer chirurgischen Klinik einige Zeilen von Harrings Hand, ich möchte ihn besuchen.

Ich fand ihn übel zugerichtet im Bette liegen. Er war klar und bei guter Besinnung, sprach mit mir über den Erfolg der Kämpfe und bat mich, ihm eine vertrauenswürdige Typistin zu senden, da er sich die Zeit mit Erledigung notwendiger Schreibarbeit verkürzen wolle. Ich besuchte ihn öfter und plauderte mit ihm über die Fügung der Zeit. Ein Wort von ihm, das ganz seinem alten Selbstvertrauen entsprach, blieb mir haften. Er sagte:

„Subjektiv ist es mir manchmal so zumute, als ob die ganze Welt umgekehrt worden wäre, damit ich, Robert Harring, ein neues Lebensgefühl erlebe. Sie nennen das frivol. Mit Recht, es ist frivol. Aber ein Jahrhundert

lang wurden bei uns die Blüten des idealen Egoismus so rein emporgezüchtet, daß es Sie nicht wundernehmen darf, wenn es heute noch Menschen gibt, die nicht sich auf die Welt, sondern die Welt auf sich beziehen.
In hundert Jahren vielleicht, wenn die Zeitereignisse uns alle zu Gemeinschaftswesen gemacht haben werden, zu einer Art zweibeinigen Ameisen, dann mag die Welt vielleicht meine Auffassung als monströs bezeichnen, heute bin ich nur einer von Hunderttausenden. Wenn Sie wüßten, wie das letzte Jahr meines Lebens vor dem Kriege verlaufen ist, so würden Sie nichts dawider haben, wenn ich behaupte: ich bin durch die Zeit gesundet und ich glaube, viele andere mit mir:"
Ich nahm von Robert Harring Abschied, als sein Zustand eine Besserung verhieß und wurde sehr überrascht, als ich nach vierzehn Tagen die Nachricht empfing, daß sein Herz einer Nachoperation nicht mehr gewachsen war. Es wurden mir zugleich die Blätter zugestellt, in denen er die Erlebnisse seines letzten Friedensjahres niedergelegt hatte. Er hatte sie mir zugehen lassen, als einen Beweis dafür, daß er mit seiner Anschauung, die Zeit hätte ihm ein neues Lebensgefühl gebracht, recht behalten habe. Als ein Dokument für die Entwicklung unseres Lebens vor dem Kriege, lege ich dem Leser die Aufzeichnungen Robert Harrings vor.
Er selbst nannte sich den Typus eines Nutznießers. Mir will es fast erscheinen, als spiegelte sein Leben noch mehr, die materielle Ueberfülle, die in ganz Deutschland vor dem Kriege herrschte und uns mit einer gewissen Gefühls- und Gemütsroheit begabte. Wir waren das sachlichste Volk dieser Erde geworden, wir waren im Begriff alles

zu versachlichen und rühmten uns dieser Eigenschaft. Der Krieg und die ihm entwachsende Revolution zeigte uns, daß über der Sachlichkeit Menschlichkeit stünde, Kämpfer=tum für Gedanken und Ideen.



Erstes Kapitel

Ist zwîvel Herzen nâchgebûr,
daz muozle der werden sêsûr.
Wolfram von Eschenbach: Parzival.

Wie es dazu kommt, daß ein Mensch, dem an zeitlichen Gütern nichts fehlt, die Wanderung ins Nichts antreten will. – Der Aal in Gelee. – Ein entscheidender Brief. – Von der Bedeutung alter Kleider. – Von der spanischen und englischen Art, in das Nichts zu wandern. – Von Don Ruiz Calebria und dem venezianischen Zauberer Marco Pierelli. – Von Sir William Augustus Loftus. – Wie sich die verschiedenen Weinarten zum Sterben eignen und wie sich Senecas Todesart verteuern ließe. – Ein gutes Restaurant ist zumeist auch dem Wanderer ins Nichts zunutze. – Der Wanderer trifft einen weisen Mann, der zwei Jahrhunderte zurück lebt und sich von der Jetztzeit unbehelligt fühlt. – Die Daseinslösung durch die Gesellschaft Comfort. – Neugierde verläßt selbst einen Menschen, der die ernstesten Vorsätze hat, nie völlig.

Ich war in den reichen, fetten vierzehn Jahren zu Beginn des Jahrhunderts ein trauriger und vielleicht typischer Fall. Ich gehörte zu den Leuten, die sich unabhängig nennen durften, weil ein reiches Einkommen ihnen Lebensfaulheit auf anständige Weise verbürgte.
Talent hatte ich keines entwickelt, nicht einmal das natürlichste, das zum Ehemanne. Ich brauchte ja keinerlei Fähigkeiten für den darwinistischen Lebenskampf einzusetzen. Ich hatte in Summa so viel gelernt, daß ich meine Zeitungen und Zeitschriften lesen und verstehen konnte. Ich verbrachte in angenehmem Dämmern einige Stunden der Woche über den Romanen der Zeit und Büchern wissenschaftlichen Inhalts, Neigung zu einem Berufe wurde durch diese Tätigkeit nicht erweckt.
Wäre ich noch wie mein Vater auf einem Gute aufgewachsen, so wäre vielleicht durch die Liebe zur Erde etwas Besseres aus mir geworden. Ich erwog auch einige Male flüchtig auf das Land zu gehen, und die Tätigkeit meiner Väter aufzunehmen, als ich aber mit mir über diesen Gedanken das letztemal im dreiunddreißigsten Lebensjahre zu Rate ging, fühlte ich, daß ich Großstadttier geworden war und mich nicht mehr zu akklimatisieren vermochte. Ich hätte die Trambahnen beim Einschlafen vermißt. Auf einer Tour flüchtete ich einmal voller Entsetzen aus einem stillen Berghôtel, weil es mir zu geräuschlos war.
Allmählich entstand in mir das Gefühl persönlicher Bedeutungslosigkeit, das nur der geschmackvolle Nichtstuer kennt. Die Franzosen nennen einen so beschaffenen Menschen blasé. Ich konnte es bei mir mit Fug Ausgeblasenheit der Seele nennen. Es war der westliche Pessimismus

der Leere im Gegensatz zum Pessimismus der Fülle des Ostens. Der östliche Mensch erscheint sich bedeutungslos, weil er voll ist, vom Geheimnis der Welt, der westliche, wenn er sich am Leben überfrißt. Die beiden Pole verhalten sich zueinander wie die mathematischen Gedankenformeln plus und minus — unendlich.

Sie meinen gewiß, ich hätte trotz der seelischen Ausgeblasenheit meine Tage mit Amusements füllen können. Gott — ja, ich tat was ich konnte. Ich spielte — es fanden sich nette Mädchen für mich, aber ich war zu ausgeschliffen, zu ausgekühlt, als daß sich eine menschliche Zusammengehörigkeit für mich ergeben hätte.

Meine Beziehungen zu Frauen blieben körperlicher Art. Ein Mädchen ging mir davon, weil es mich zu langweilig fand. Ein anderes fand mich dumm genug zur Heirat. Ich ward vor einem Unglück bewahrt, weil ich nur zu tief meine Talentlosigkeit zum Ehemann einsah. Ein gewisser Lebensblick ließ mich Menschen seit meinem achten Lebensjahr deutlich sehen. Dies war die einzige Gabe vielleicht, die mir zuteil geworden war, nicht zu meinem Heile.

So liebte ich als Knabe eine reizende, appetitliche Leutnantsfrau, die mich auf ihren Schoß nahm und streichelte. Ich muß damals schon genießerisches Empfinden für Frauen besessen haben, denn wenn sie kam, setzte ich mich auf ihre weichen Schenkel und drückte den Kopf an ihre Brust. Urgefühl! Urempfindung!

Diese Frau sah ich als Frau Majorin in einer anderen Stadt nach zwanzig Jahren wieder. Ich war erregt noch aus der Knabenzeit her und — stand nun vor einer feisten Kommandeuse, die aus dem Korsett überquoll. Diese

tiefe Enttäuschung, die mit der Notwendigkeit des Alterns die Frauen bei Männern hervorrufen müssen, habe ich nie überwunden. Die Knabenerinnerung an die hübsche Leutnantsfrau hatte vielleicht noch ein Restchen von Lebensneugier in mir aufrecht erhalten. Als ich die rheinische Stadt, in der die Majorin lebte, verließ, war auch dieses Restchen aus mir fortgeblasen.

Damals saß ich fast jeden Abend still und einsam in einem Klubsessel an meinem Rauchtisch und fragte mich, was ich tun sollte. Spielen und Wetten sollen aufregende Beschäftigungen sein. Mich hat beides immer kalt gelassen. Darum vielleicht habe ich glücklich gewettet und glücklich gespielt.

Dem Gelde brauchte ich nicht nachzujagen, ich hatte genug.

Sport treiben reizte mich nicht, denn ich hatte keinerlei Ehrgeiz, es einem andern irgendwie zuvor zu tun, empfand es sogar peinlich, in die Miene eines Besiegten zu sehen.

Damals verließ mich ein Mädchen mit der wütenden Bemerkung, ich wäre ein unangenehmer Aal und zwar ein Aal in Gelee. Auch sie hatte den Versuch gemacht mich zu heiraten und war an meiner seelischen Beschaffenheit gescheitert. Sie kennen den Prozeß, daß eine mit Salzen übersättigte Flüssigkeit, die erkaltet ist, zu Kristallen zusammenschießt, wenn irgendein Splitterchen hineinfällt und den Kristallisationsmittelpunkt bildet.

Dieses Splitterchen in das überkältete, stehende Wasser meiner Seele stellte bei mir ein Brief dar, den ich an einem warmen, nassen Märztage des Morgens neben meiner Kaffeetasse fand. Ich öffnete diesen Brief, dessen

Handschrift mir keinerlei Sensationen versprach, in aller Ruhe nach meinem Frühstück: zwei Eiern mit Speck, ein wenig geräucherter Ochsenzunge und einem Stücke Käse mit Sahnenbutter.

Da ich mich in dem breiten Glase des geöffneten Fensterspiegels blaß spiegelte, sehe ich mich heute noch wie in einem Traume zurückgelehnt sitzend im Ledersessel, die Zigarette in der einen und den Brief in der andern Hand.

Der Brief aber lautete:

„Lieber Robby! Du wirst erstaunen, daß ich Dir schreibe. Das letztemal, daß wir uns sahen, war an einem Tag nach unserm Abiturium. Ich begegnete Dir auf dem schönen, stillen Wege, der in Harlingerode am Wegrand aus dem Tal heraufführt gegen den Zug des Brockens. Ich war voll Freude in jeder Fiber des Körpers. Du aber warst verdrossen und sprachst zu mir die Worte, die mir stehen blieben: ‚Was ich nun anfangen soll, das weiß Gott! Ich nicht!'

Ich rief, daß uns die Welt offen stünde! Du könntest werden, was Du wolltest. Aber Du meintest damals, daß Du zu einem Beruf keine Verpflichtung fühltest. Geld hättest Du genug, um leben zu können, wolltest darum keinem andern etwas wegnehmen, und es sei Dir grauenvoll leer zumute.

Mein alter Robby, damals verstand ich Dich nicht. Und ich hoffe, heute wirst Du Dich selbst nicht verstehen. Aber diesen Ueberdruß am Dasein habe ich nun kennen gelernt. Ich fühl', daß das Dasein ohne zu drücken dennoch zu einer Last wird, die einem Menschen die Schultern zu Boden niederstößt.

Ich hatte mich, wie Du weißt, in die Ingenieurswissenschaften gestürzt. Ich habe in Erfindungen Glück gehabt, wie ich glaube. Aber alles, was ich ausführte, kostete mir ein Stück Glück und ein Stück Vermögen. Ich habe mich darum bescheiden in eine kleine Stadt zurückgezogen, wo ich auskömmlich leben und auch meiner Liebhaberei, dem Angeln nachgehen könnte. Allein das Dasein ist für mich leer. Ich bin keiner, der sich abends spießbürgerlich betrinken kann, morgens danach lange schläft, den Tag über dahindöst, um sich abends wieder den Geist mit Wein zu umnebeln.

Ich finde auch an Frauen nicht das Behagen, das einen anderen über das Leben hinwegtäuschen kann.

Genug, ich bin so leer, wie Du Dich damals fühltest. Und darum mache ich ein Ende. Du aber, der Du mit Deiner Seltsamkeit mir aus der Jugend eine Erinnerung mitgabst, Dir sage ich, als Einzigem, der vielleicht diese Nachgiebigkeit gegen eine Schwäche verstehen kann, lebe wohl!

Dein Erich."

Ich hatte gelesen — und die Kristalle meiner Seele waren zusammengeschossen.

Dieser impulsive, dichterisch veranlagte, junge Mensch, der sein Leben mit Phantasien füllte, so daß er uns auf einsamen Spaziergängen durch tolle, erlogene Geschichten in Atem hielt, dieser lebensfrische, fast tollkühne Bursche von einst, hatte einen ähnlichen Prozeß der Seelenversalzung durchgemacht wie ich „Aal in Gelee". Aber mit der Phantasie, die ihm eigen war, hatte er die Wanderung in das Nichts unternommen. Er zerblies den Körper, nachdem die Seele ausgeblasen war. Ich bewunderte die

Konsequenz und sann dem Gedanken nach, wie es sei, wenn ich nicht mehr wäre. — Dies Nachsinnen dem eigenen Nichts, ist ein sehr schweres Seelenexamen; denn es gibt ja nichts, das wir nicht sehen, keinen Gegenstand, den wir nicht fühlen, nichts, das wir nicht mit uns verbinden, und sei es ein Gedanke.

Kleider von Toten haben für mich immer den Schauer erweckt, daß sie noch etwas von Formen, Duft und Wärme des Abgeschiedenen in sich tragen. Wir Menschen leben tatsächlich mit Geistern, abgeschiedenen Generationen, die wir nicht gekannt haben, verflogenen Seelen, deren Wille uns noch führt, deren Klugheit uns leitet oder narrt!

Nun begann ich mein Leben mit den Augen eines Neugeborenen zu betrachten, der mich nie gekannt hatte. Nun vermochte ich's mich auszulöschen. Alte Kleider sind nicht gespenstisch, wenn wir ihre Träger nicht gekannt haben, es sind und bleiben — alte Kleider. Diese Erkenntnis brachte mich um vieles weiter.

Gemach begann ich mich mit den Wegen bekannt zu machen, auf denen der Wanderer ins Nichts gelangen kann. Die schönste Zeit meines Lebens brach an.

Ich begab mich auf die Staatsbibliothek und las Anweisungen nach, wie sich der Wanderer am besten aus dieser Welt fortbegibt.

Ich legte mir eine große Bücherei an über die Art er Selbstentleibung, über Gifte, über die Weise, schön abzuscheiden, angenehm, geruchlos, ohne schlechten Geschmack auf der Zunge, ohne peinliches Aufsehen.

Lange dachte ich über die Annehmlichkeiten nach, die sich im Tode durch ein amönes Gift ergeben würden. Ich las

alle Bücher, die ich über diesen Gegenstand erreichen konnte. Ich gab den verschiednen Antiquaren Aufträge, mir Bände über die Selbstentleibung zu besorgen. Ich wurde in Gedanken ein zweiter Mithridates, kannte Gift und Gegengift und erprobte sie an mir in der Vorstellung. Heute noch empfinde ich meine tiefe Erregung, da ich eines Morgens diese seltene, alte Geschichte las, die der Arzt Pedro Silvio Mendoza berichtete von dem seltsamen Selbstmord, den Don Ruiz Calebria im Jahre 1751 zu Madrid ausführte, indem er also zu Werke ging:

Don Ruiz Calebria gab vor eine Reise zu machen. Er entließ seine Dienerschaft bis auf die alte, taube Kammerdienerin seiner verstorbenen Mutter, Maria Valdés. Die Läden des Hauses wurden geschlossen und es verging eine Zeit von zwei Jahren, ohne daß ein Mensch von Don Ruiz etwas gehört hätte.

Der große Sturm, der im Jahre 1753 über Spanien dahinbrauste, riß einen Fensterladen des Hauses, das Don Ruiz bewohnt hatte, auf, und vom gegenüberliegenden Hause sah eine Nachbarin, Donna Valencia Marqués im leeren Hause des Don Ruiz einen Menschen im Lehnstuhl sitzen. Diese Gestalt im Halbdunkeln rührte und regte sich nicht. Das erweckte Neugier und Entsetzen der Nachbarn. Am zweiten Tage schickten sie zu der alten Frau Maria Valdés und teilten ihr mit, was sie wahrgenommen hatten.

Alsbald ging Frau Maria Valdés zu dem Hausbesitzer Don Escadillo. Der folgte ihrer Bitte und stieg mit ihr in den zweiten Stock des Palastes. Dort fanden sie in dem Lehnstuhl sitzend, kenntlich an den Kleidern, die eingetrocknete Gestalt des Don Ruiz. Von der Decke herab hing

vor ihm an einem goldenen Kettchen ein großer Kristall, der im Lichte der Sonnen gegen den Kopf der Mumie große, grünlich blaue Strahlen schoß. Der Körper des Don Ruiz war nach den Berichten ganz trocken und die Haut fühlte sich an wie Leder. Eine eigentliche, merkliche Zerstörung fand sich nicht vor. Die Aerzte, die herbeigerufen wurden, nahmen keinen Schaden des Körpers wahr. Auch ward in der Leiche keinerlei Gift festgestellt. Am Tage, nachdem die Sektion an Don Ruiz vorgenommen war, kam ein alter Arzt, der ehemals an der Universität Salamanca gelehrt hatte, Don Solario Sinayo, ein Grieche von Geburt, in die Wohnung des Don Ruiz, ließ sich die Vorrichtung mit dem Kristall zeigen und erklärte feierlich, der hängende Stein ist das Mordinstrument, das Don Ruiz gebraucht hat. Er hat seine Blicke erstarren lassen im Kristall, und so schliefen Lebensatem und Lebenskraft mit ihm ein.
Aber die Aerzte der guten Stadt Madrid verlachten den Doktor Don Solario Sinayo, denn Don Ruiz galt als ein guter Christ, der sicherlich nicht solch schweres Verbrechen auf sich genommen hätte, wider Gottes Willen sein Leben zu enden ohne Beichte.
Der Dahingeschiedene wurde nach zweijährigem Verschwinden in allen Ehren begraben. Darnach ward sein Testament geöffnet. Darinnen stand geschrieben, daß einem Unbekannten eine große Summe Geldes zufallen sollte, die fast den dritten Teil des Vermögens des Don Ruiz umfaßte: „für den größten Dienst, den je ein Mensch einem andern erwiesen hat," wie Don Ruiz bezeugte.
Dieser Unbekannte war aber kein anderer als der Venezianer Marco Pierelli, der wenige Jahre später wegen

Zauberei und Kuppelei zu Burgos verurteilt wurde. Es war ihm gelungen, ein junges Mädchen aus edlem Hause in nachtwandlerischen Zustand zu versetzen, in dem es sich einem reichen Wüstling ergab. Dieser Pierelli nun hatte den verstorbenen Don Ruiz in die Süßigkeit des Verdämmerungszustandes eingeweiht.

Der spanische Edelmann war als ein exzentrischer und einsamer Mann beschrieben, als ein Sonderling, der alles besaß und mit nichts zufrieden war. Die Züge seines Charakters, die von dem alten Schriftsteller gezeichnet waren, stimmten mit meinen Eigenschaften genau überein. Auch in seiner Bibliothek fanden sich viele Bücher und viele Aufzeichnungen über Frauen und Männer, die freiwillig den Tod gewählt hatten. Der alte Verfasser des seltsamen Buches hatte zum großen Teil die Bücher angeführt. Mit Befriedigung stellte ich fest, daß ich die meisten besaß. Für mich bestand kein Zweifel, daß Don Ruiz Calebria seinem Leben ein Ende gemacht hatte gemäß der Annahme des Arztes aus Salamanca, des Griechen Don Solario Sinayo.

Lange beschäftigte mich dies Problem, das Leben durch Autosuggestion zu enden. Ich kaufte mir Kristallprismen und hing sie an goldenen Kettchen oder seidenen Schnüren auf, sammelte die Sonne in ihren Brennpunkten und starrte angespannt hinein, empfand aber nur ein unangenehmes Brennen in den Augen und fühlte noch lange blitzende Punkte, umtanzt von roten und grünen Fünkchen bei geschlossenen Lidern nachbrennen.

In einem Memoirenband des Lord William Augustus Loftus aus dem Jahre 1764 fand ich die Beschreibung des angenehmen Zustandes, den ein starker Blutentzug her-

vorruft. Damals war ja die Zeit, da alle Krankheiten durch Aderlaß kuriert wurden. Sir William Augustus Loftus entzog sich Blut gewohnheitsmäßig alle vier Wochen. Er setzte sich in eine Badewanne mit heißem Wasser und öffnete sich selbst die Adern. Er war geübt, sich selbst zu verbinden. Seine Beschreibung lautete:

„Ist der kleine, nadelartige Schmerz überwunden, den der Schnepper verursacht, tritt eine wohlige Entspannung ein. Im schönen Ton durchdringt das Blut das Wasser. Das Hirn wird frei, das Herz atmet leichter. In die Augen tritt Kühlung und den Körper befällt eine wohlige Mattheit. Ich verstehe Seneca, der in einem solchen Bade sein Blut verströmen ließ und das Leben mit Heiterkeit vergaß. Denn die Wärme des Wassers läßt kein Kältegefühl auftreten, der Körper bleibt bewahrt von den Qualen des Schüttelkrampfes. Ich kann jedem Selbstmörder den Komfort eines solchen Sterbens empfehlen."

Es ist eine Tatsache, daß Sir Loftus in seinem 68. Lebensjahr gelegentlich eines solchen Aderlaßbades starb. Es konnte nie nachgewiesen werden, ob er freiwillig aus dem Leben schied, oder ob eine Schwäche ihn daran hinderte sich selbst zu verbinden. Er dürfte aber wohl, gemäß seiner eigenen Schilderung unzweifelhaft eines sehr angenehmen Todes verstorben sein, bemerkt Henry Higgings, der Interpret der Loftus'schen Memoiren hinzu.

Die Methode des alten, klugen Engländers fesselte mein Sinnen und Trachten im höchsten Maße. Nur erschien mir der Abschied vom Leben im Wasser als profan. Ich erinnerte mich an jene Zeit in den neunziger Jahren, da sich Kürassierleutnants die Freude machten, mit ihren Geliebten im Champagner zu baden. Ich selbst hatte einmal auf

einem Weingute, da ein Faß krank geworden war, ein Bad in heißem Rheinwein genommen und die eigentümliche, prickelnde, stärkende Wirkung dieses edlen Bades nicht vergessen. Ein jeder, der seiner Haut eine leichte Alkoholpflege zukommen läßt, sie etwa mit Eau de Cologne massiert oder englischem Essig, kennt die belebende Wirkung dieses der Menschheit so teuren, chemischen Mittels.

So kombinierte ich mir ein Todesbad in Wein. Ich überlegte Duft und Gehalt der Flüssigkeit. Der Weißwein oder Champagner, in dem ein Mädchenkörper golden glänzt, schied von vornherein aus, da diese wunderbare Farbe durch das entströmende Blut getrübt worden wäre. Ueberblieb nur Rotwein: der hellrötliche Aßmannshäuser Sekt, der aber sicher all seine prickelnden Eigenschaften durch die Heizung verloren hätte, der Bordeaux, der mir aber immer als ein allzu vernünftiger Wein erschienen ist. Es siegte bei mir der Burgunder, dieser tolle, rauschstarke Trank, der Rubens unter den Weinen. Aber es gibt viele Arten von Burgunder. Wer aus diesem Leben abscheidet, möchte nicht seinen Leib in einen beliebigen Beaujolais oder Corton setzen. Für den Tod muß unbedingt ein ganz großer, ein ganz edler Wein in Betracht gezogen werden.

Ich zauberte es mir vor Augen, wie in heißem Burgunderwein das Blut kaum sichtbar werden würde, wie sein Duft die Sinne angenehm verwirrte. Ich dachte auch daran aus Räucheröfchen seltsame Wolken und Wohlgerüche strömen zu lassen. Ich stellte mir vor, daß das ganze Gemach mit Teppichen verhängt sein müsse und mit glänzenden Schilden geziert, die das Licht feierlicher Kerzen

festlich zurückfunkelten. In der Mitte aber sollte eine kupferne Wanne stehen, gefüllt mit heißem Wein. Um sie würden sich die ungewissen Gestalten der Rauchwolken drängen, wenn ich das letzte Experiment vollziehen würde. Allein der Verwirklichung dieses Planes stellten sich zahllose technische Schwierigkeiten entgegen. Wie sollten etwa achthundert bis tausend Flaschen Wein heiß gemacht werden? Womit war die kupferne Wanne zu heizen? Und die Wanne selbst mußte doch auch hergestellt werden. Wer nie in seinem Leben ein solches Experiment ausgedacht und ausgeführt hat, stößt bei der Verwirklichung der einfachsten Idee auf die größten Schwierigkeiten. Der schlimmste Widerstand entspringt aus der Neugierde der Menschen. Als ich zu einem Kupferschmied ging und ihm die Wanne beschrieb, fragte er: „Wozu wollen Sie das Ding haben?"
Diese Frage setzte mich in Verwirrung, da ich auf sie nicht vorbereitet war. Darum empfahl ich mich hastig.
Eine geraume Zeit brachte ich damit zu, mir die Antworten auf die Fragen zurecht zu legen, die mir voraussichtlich gestellt werden würden, besonders von Leuten, die den Ehrgeiz haben, ihre Sache gut zu machen.
In diesen Tagen innerlicher Spannung speiste ich in einem kleinen, abgelegenen Restaurant, in dem sich der beste Koch und das beste Burgunderlager der Stadt befanden. Denn ich benutzte die mir verbleibende Zeit, meinen Todeswein jeden Abend sorgsam zu probieren, um die endliche Lösung zu erlangen, welches die Sorte sein solle, in der ich die Verbindung mit dem Tode eingehen wollte. In diesem Weinhaus saß mir gegenüber in der andern Ecke des kleinen roten Raumes ein großer, schlan-

ker Herr, dessen glattrasierter, kahler römischer Kopf in seinen Gesichtsmienen völlige Sättigung und Lebensruhe zur Schau trug.
Der Herr schien Bücherliebhaber zu sein. Nie kam er ohne einige kleine Bände, deren Form das 18. Jahrhundert verriet. Nie griff seine Hand zu einer Zeitung, immer las er vor und nach dem Essen in diesen Blättern verschollener Zeiten.
Gab er sich aber den Genüssen des Mahles hin, so schloß er die Augen und schmeckte und genoß andächtig.
Auch ich führte damals ständig Bücher bei mir, denn meine Gedanken verweilten nur bei meinem Problem.
Nun geschah es, daß ein Kellnerwechsel in dem Speiselokale eintrat und der neue „Franz" dem Herrn eines Abends Bücher überreichte, die ich am Tage zuvor hatte liegen lassen. Es waren Werke aus der Bibliothek eines Grafen Truchseß in den reichen Einbanddecken des Jahres 1770. Der Irrtum des Kellners, der die Liebhaberei des anderen Gastes beobachtet hatte, war nicht völlig unverzeihlich. Als ich etwas später das Restaurant betrat, erhob sich der Herr von seinem Tische, trat an meinen Sitz heran und bat mich um Entschuldigung, daß er in meine Bücher geschaut habe, die ihm der Kellner irrtümlicherweise gegeben hätte.
Auf solche eigentümliche Weise werden Menschen miteinander bekannt.
Ein Kellner muß entlassen werden! Bücher müssen liegen bleiben, die einem andern zugestellt werden! Es sind sonderbare Mächte tätig, die in unser Leben bestimmend eingreifen.
In dem Blick, den mir der Herr von der Ecke gegenüber

zuwarf, sah ich mit Pein, daß die Titel der Bücher sein Interesse erregt hatten. Ich beschloß diesem Mann künftig aus dem Weg zu gehen und das Restaurant, so leid es mir tat, nie wieder zu betreten. Aber als ich mich zum Gehen fertig machte, erhob sich auch der fremde Herr und sagte mit klingendem, versonnenem Tone: „Darf ich fragen, ob auch Sie Bücherliebhaber sind?"
Ich bejahte eifrig, um meine selbstverräterische Lektüre mit einem hüllenden Mantel zu umgeben. Der Herr schloß sich an mich an und bemerkte: „Bücher sammeln ist meine einzige Leidenschaft. Ich würde mich sehr freuen, wenn wir uns des Abends während des Essens ein wenig über Bücher unterhielten. Da wir die Sammlerleidenschaft teilen, haben wir genügend neutralen Unterhaltungsstoff für Jahre. Im übrigen ziehen Sie es, glaube ich, genau so vor, wie ich, der Persönlichkeit des andern für die übrige Zeit fern zu bleiben." Ich nickte, da ich durch ein seltsames Widererklingen des letzten sonderbaren Satzes in meiner Seele aufschrak. Wie kranke, gebrechliche Menschen einen körperlichen Leidensgenossen im andern wittern, so spürte ich ein Schicksal in diesem Manne, das dem meinen irgendwie verwandt sein müßte.
In der Folge redeten wir an einem Tisch während des Essens über Bücher und ich spürte wohl, daß ich einem ungewöhnlichen Menschen begegnet war. Er erzählte mir, daß er vor allem philosophische Werke und Dichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts sammle. Für die geistigen Schöpfungen des 19. Jahrhunderts bezeigte er keinerlei Interesse, es sei denn für Geister, die er noch als Menschen des 18. Jahrhunderts betrachtete, wie Goethe.
Er wurde nie müde auszuführen:

„In diese neue Zeit kann ich mich nicht hineinfinden. Ich muß gestehen, die Art des Denkens in unsern Tagen widerstrebt mir völlig. Der letzte, große Einheitsmensch, der für mich existierte, war Leibniz. Er gab noch einmal ein Gesamtbild des Universums und in seinen Schriften finde ich seelische Beruhigung und Frieden. Bei ihm wird die Welt entmaterialisiert. Seine geistige Gliederung der kleinsten Teilchen ist ein so schöner Gedanke, daß ich beim Wiederdenken darüber in Wonne verzittern möchte.
Aber die Gedankenwelt, die sich das 19. Jahrhundert aufbaute, ist hoffnungslos. Wir Menschen sind verloren in wissenschaftlichen Systemen, die uns in unerbittliche Mauern einkerkern und überwölben, verloren wie jene Olme, die im Innern der Berge hausen, und ihre Augen verloren haben, weil sie sie in der ewigen Dunkelheit nicht gebrauchen können — —“
Nicht alles vermag ich wiederzugeben, was mir der neue Bekannte entwickelte. Aber mein Selbstgefühl erwachte, da ich mich jemandem gegenübersah, der am selben Jammer litt, wie ich: am Verlorensein in der Zeit.
Bei unseren Unterhaltungen konnte es nicht ausbleiben, daß dieser neue Lebensgenosse die Grenzen meiner Persönlichkeit überschaute. Er fühlte fein heraus, daß es mein einziges Lebensinteresse war, Geschichte und Arten des Selbstmordes zu studieren.
Seine Fragen, die niemals neugierig und plump gestellt wurden, glichen feinen Netzen, in denen sich meine Gedanken wieder und wieder fingen, wie wilde Tiere, die den Jäger fürchten und dennoch nicht vermeiden können. Mein Tischbekannter sprach von der großen Lebensvereinsamung unseres Jahrhunderts:

„Die geistigen Menschenkrücken sind zerbrochen," rief er, „es gibt keine Religion mehr, an der sich die Seele aufzurichten vermag, und es gibt keine Feuer der Lebensgemeinschaft, an denen wir uns erwärmen können. Nur wo Arbeit, wo gemeinsames Schaffen und Wirken zu gleichen Lebenszielen die Menschen verbindet, entsteht werktätige Freundschaft, Standesgefühl, Lebensfestigung! Ich frage Sie, was gelten heute Verwandschaften noch? Aus der gleichen Sippe ist der erste Sohn Fabrikant, der zweite Gelehrte, der dritte Landwirt, der vierte Soldat. Was eint diese Menschen? Ich habe mich, um diesem Wirrwarr zu entgehen, auf alte, geistige Menschheitsepochen, auf das 17. und 18. Jahrhundert zurückgezogen. Ich denke mit Montesquieu, Lessing, David Hume, Leibniz! Ich reise mit Yorik und Casanova! Ich bete mit Paul Gerhard und Swedenborg und liebe mit Günther und Goethe. Es ist eine klare, heitere Welt der Menschheit, trotz Tiefsinn und Mystik. Es herrscht dort Geist allein, aber ohne Ueberhebung und mit guten Manieren. Ein jeder dieser Menschen weiß, wohin er gehört. Günther blieb in seinen geistigen Grenzen und Goethe in den seinen. So stark der Stolz des Revolutionärs Lessing ist, er bleibt Hofbibliothekar in Wolfenbüttel.
Neben der Melodie des Wesens der Persönlichkeit klingt die Harmonie des Standesgefühls, selbst bei so unglücklichen Naturen wie Johann Christian Günther es war."
„Aber was tun Sie," rief ich aus, „wenn Sie aus diesen Träumen zurückkehren in diese Zeit, die sich nun doch einmal für uns nicht vermeiden läßt!"
Der Träumer ins 18. Jahrhundert schaute mich überlegen an:

„Das materielle Problem des Lebens ist für mich gelöst. Es kümmert mich nicht mehr. Durch das 19. und 20. Jahrhundert ward die Persönlichkeit nackt ausgezogen, das Gemeinschaftsleben entgeistet und auf alle materiellen Genüsse gerichtet.

Das was ich zur Befriedigung des Körpers gebrauche, steht mir wie jedem, der es bezahlen kann, zu Gebote. Sogar Gefühls- und Geistes-Surrogate werden mir geliefert, wenn ich ihrer bedarf. Ich benütze diese Hilfsmittel unserer Zeit, die danach angetan sind, das ganze menschliche Leben völlig zu veröden. Aber ich benutze sie mit der reservatio mentalis, daß ich meine gesamte Energie und Fähigkeiten auf das richte, was meinem eigentlichen Wesen entspricht: Flucht in jene vornehme, alte, geistige Welt."

„Sie sagen das sehr allgemein," warf ich als Wortbrocken in den Fluß seiner Rede.

Meine Tischbekanntschaft lächelte:

„Unser Zeitalter weiß alles zu organisieren. So gibt es seit Jahrzehnten ein Institut ‚Comfort'. Das ist eine Gesellschaft, die sich zum Ziele setzt, Menschen, die sich bei ihr einkaufen, in jeder Hinsicht zu versorgen. Als ich die Aufnahmebedingungen dieser Gesellschaft prüfte, wurde ich interviewt über die Anforderungen, die ich ans Leben stelle. Diesen Anforderungen wird nun genügt, nachdem die pekuniären Grenzen festgesetzt sind, in denen ich mich bewege ... So war meine Freude am Rotspon, mein Behagen an einem stillen, ruhigen Sitz am Tisch ein Fingerzeig für die Gehilfen der Gesellschaft. Mir wurde dies Restaurant gezeigt, der Menager von Comfort traf ein Abkommen mit dem Wirt und ich brauche für mein

Abendessen in nichts mehr zu sorgen. Hier ist es bekannt, was ich trinke, was ich gern esse, alles wird nach meinem persönlichen Geschmack zubereitet. Mit dem Wirt habe ich nie zu tun, es geschieht alles für mich durch eine gute Maschine. Alles, was ich an Lebensanforderungen stelle, spreche ich, wenn es mir paßt, zu Hause in einen Apparat, der über meinem Bett hängt und diesen Wünschen wird sofort Genüge getan. Meine Vermögensverwaltung, meine Rechtsbetreuung ruhen bei der Gesellschaft Comfort. Will ich reisen, äußere ich den Wunsch in den Apparat, und alles ist bereit. Sogar wertvolle Bücher des 17. Jahrhunderts hat mir die Gesellschaft verschafft. Freilich sind meine Spezialkenntnisse auf diesem Gebiete so groß, daß die Tätigkeit der Gesellschaft Comfort sich zumeist erübrigt. Materiell lasse ich mich nun acht oder neun Jahre schon von der Gesellschaft Comfort leben. Ich habe keinerlei Unannehmlichkeiten mehr.
Es gibt keine Steuerbehelligung mehr für mich, keine Rechtsschwierigkeiten. Sogar der Verkehr mit Frauen ist mir angenehm geworden, da die Gesellschaft Comfort zur rechten Zeit stets Damen auf meinen Weg geleitet."
Diese Beschreibung hatte Eindruck auf mich gemacht. Die Menschen sind ja nie müde, daß das Neue sie nicht lockt und reizt, einen Versuch mit dem Neuen zu machen.
Die ganze Nacht dachte ich über dieses Institut Comfort nach und bat am nächsten Tag den Träumer ins 18. Jahrhundert, mir die Adresse der Gesellschaft Comfort mitzuteilen. Mein Bekannter versprach mir, noch heute abend vor dem Schlafengehen diesen Wunsch in seinen Apparat vor dem Bett zu äußern, das andere würde dann von selbst erfolgen.

Zweites Kapitel

Denn keine Zeit versteht sich zu begreifen.
Und was Ihr da vom Sumpf der Zeit gesagt,
Ist eine lächerliche, plumpe Phrase.
Ich glaube, daß noch jede Zeit von sich
Mit grenzenlosem Elend sprach,

Margarete Beutler: Das Lied des Todes

Der Wanderer ins Nichts wird bei einem schmackhaften Frühstück vom Direktor der Gesellschaft Comfort besucht. — Dr. Isaak van Merlen hat des Venezianers Pierelli Augen. — Comfort verhilft dem Wanderer keineswegs zur baldigen Erreichung seines Lebensziels, begrüßt dieses Streben aber wie eine jede Tätigkeit, die sich auf ein Ziel richtet, als lebensverlängernd. — Beispiel aus dem Leben: Frau Elise Schweißheim starb, da sie sich nicht mehr selbst manikürte, sondern dies durch einen Studenten der Kunstgeschichte besorgen ließ. — Dr. van Merlens Philanthropie. — Geheiligte europäische Prinzipien sind keineswegs niedrige Kuppelei. — Von Alois Brückenmayer, dem bedeutendsten Kerbtierforscher und vom Erfinder des Membranstoffes. — Robert Harrings Lebenshaltung wird von Dr. van Merlen studiert. — Die Comfortliste lockt zum Pakt.

Ich trank Kaffee, aß dazu Eier mit gebratenem Schweinefleisch in Curry, zwei goldbraune, in Butter gebackne Kartoffeln und gebutterte Weizentoasts.
Eine völlig tierische Behaglichkeit hatte mich überkommen. Ich war in dem zu nichts verpflichtenden Zustand, in dem der Mensch das Dasein nicht durch die Augen, sondern durch die Poren genießt. Ich fühlte mich wohl in meinem leicht mit Daunenfedern gefütterten Goldbrokatschlafrocke. Mein schwarzer Klubsessel nahm mich mit warmen Armen auf und meine Nase genoß im voraus den Duft einer Zigarette, die, zwanzig an der Zahl, ihre Goldmundstücke aus dem Silberetui mir entgegenleuchten ließen, wie blanke Zähne. Ein Klingelton meines Kammerdieners zeigte mir an, daß mich jemand zu besuchen wünschte und da ich zu träge war, das Zeichen der Nichtannahme durch einen Druck auf den Elfenbeinknopf an meinem Frühstückstisch zu geben, ward mir die Karte eines Dr. Isaak van Merlen, Direktor der Gesellschaft Comfort, gebracht.
Ein mittelgroßer, glattrasierter Herr, mit etwas vorquellenden, dunkelgrauen Augen, die von goldblonden Brauen dicht überwachsen waren, stand im Zimmer. Ein moderner Mensch und dennoch umwittert von einem Scheine des Geheimnisvollen. Er war in einen langen, dunkelgrauen Gehrock gekleidet, trug dazu gleichfarbene Beinkleider, graulederne Knopfstiefel; graulederne Handschuhe.
In seiner Hand schwebte ein grauer Halbzylinder auf und nieder, im Knopfloch leuchtete eine kleine, malvenblaue Blüte.
Die Augen, die weiter auseinanderstanden, wie bei ge-

wöhnlichen Menschen, waren es, die dem Kopfe Beherrschung des Raumes verliehen.
Dreimal verneigte sich Dr. van Merlen kurz an der Tür, trat an meinen Frühstückstisch heran und sagte Worte, die von seinen üppigen, dunkelroten, gewölbten Lippen wie lebendige Wesen sprangen: „Sie haben mich gerufen, Sie brauchen Lebenserleichterung! Ich stehe zu Diensten!"
Ich erhob mich von meinem Sessel und brachte den Tisch zwischen mich und den Fremden, aus einem Gefühle heraus, ich müsse Deckung finden. Dann suchte ich nach Worten:
„Sie wurden benachrichtigt, von dem Herrn, von meinem Freunde — —"
Bei dem letzten Wort erhob der Dr. van Merlen die flache Hand im Ellbogengelenk bis zur Schulterhöhe, spreizte den Daumen ab und sagte:
„Verzeihung — Ihr Tischnachbar des Abends!"
Ich schrak zurück vor seiner Bestimmtheit, ärgerte mich, daß ich mich von ihm beherrschen ließ und erwiderte:
„Mein Herr — — wollen Sie mich verbessern?"
Er sah mich mit seinen großen Augen, deren Blicke mich von links und rechts zu umfassen schienen, ruhig an.
Von seinen üppigen Lippen sprang es:
„Mein Herr, die Mitglieder der Gesellschaft Comfort pflegen keine Freundschaften. Sie haben an Stelle der oft mühseligen Freundschaften Verbindungen des großen, anonymen Institutes zur Seite und sind so gegen menschliche Enttäuschungen gefeit."
Ich atmete tief auf. Ich mußte mir ja gestehen, ich besaß keinen einzigen Freund. Dennoch fror ich bei den Worten

dieses blonden Herrn. Wir schwiegen beide lange. Dr. van Merlen behielt mich im Auge und ich muß gestehen, unter seinem Blick ward ich unsicher. Die Worte des alten spanischen Schriftstellers fielen mir ein: „... die Gewalt aber des Zauberers Pierelli lag in seinen Augen, die sich durch nichts schrecken ließen. Seine Blicke versetzten selbst seine Richter in Furcht ..."

Ich begann zaghaft:

„Ihr Institut für Lebenserleichterung wurde mir sehr empfohlen. Könnten Sie mir auch völlige Lebenserleichterung verschaffen?"

„Sie meinen — —" fragte Dr. van Merlen.

„Ich meine das Problem der Euthanasie."

Wieder erhob der Besucher die Hand bis zur Schulter, spreizte den Daumen ab und sagte:

„Verzeihung! Sie verkennen unser Institut! Wir sind kein Klub von Selbstmördern. Wir haben nur das Bestreben, unsern Mitgliedern das Leben völlig zu erleichtern, aber nicht durch die Befreiung selbst, sondern durch die Abnahme aller kleinen Lasten des Daseins, damit die Mitglieder zu dem einen Lebenszweck, den sie sich als ihr Recht vorbehalten, fähig sind, und in einem selbstgewählten Berufe das Höchste zu leisten vermögen. Oder im Nichtstun das Beste zu genießen.

Ich weiß durch ein Mitglied unserer Gesellschaft, daß Sie Interesse für Bücher aus der Sphäre des Selbstmordes bezeigen. Ich sehe, Sie haben sich hier einige seltene Bücher aufgezeichnet. Wir werden Sie Ihnen beschaffen, wenn Sie sich als Mtglied bei uns einschreiben lassen, zu Bedingungen, die noch zu verabreden sind."

„Herr Dr. van Merlen, mein Lebensziel ist, schmerzlos und angenehm abzuscheiden."

„Mein Herr, dem steht nichts im Wege, wenn Sie für diesen Zweck leben wollen. Aber ich bemerke Ihnen, wir sind eine ordentliche, anständige Gesellschaft. Wir können Ihnen die Lösung Ihres Lebensproblems nicht abnehmen, weil Sie gemäß den Bestimmungen unserer Gesellschaft eine Tätigkeit auszuüben haben. Ihre Tätigkeit könnte aber immerhin darin bestehen, dem Problem nachzugehen, angenehm abzuscheiden. Ohne eine Tätigkeit, wie sie auch geartet ist, würden wir Sie als Mitglied unserer Gesellschaft bald verlieren."

„Das verstehe ich nicht," gab ich zur Antwort.

„Weil Sie die menschliche Natur nicht kennen, Herr Robert Harring. Eine Tätigkeit und wäre sie noch so zwecklos, muß einem Menschen vorbehalten werden. Wir können es einrichten und ermöglichen, daß diese Tätigkeit dem Menschen nicht zur Qual wird. Wir können den schwachen Energien die angenehme Enttäuschung leihen, daß sie eine große Tätigkeit ausüben. Aber irgendeine Tätigkeit muß vorhanden sein und sei es Strümpfestricken bei Frauen und Zigarettendrehen bei Herren, Sammeln von Zigarrenspitzen, oder das Aufbewahren von angebrannten Streichhölzern."

„Ihre Ansicht über Lebenserleichterung erscheint mir ebenso bizarr wie fest zu sein," erwiderte ich, um überhaupt etwas zu sagen.

„Bitte," sagte Dr. van Merlen, „setzen wir uns und plaudern wir ein wenig. Beispiele geben anschauliche Begriffe und diese sind besser als Theorien. Vor fünfzehn Jahren hatten wir einmal einen Fall, bei dem wir von

unserer Regel abwichen. In unsere Gesellschaft trat eine Frau Elise Schweißheim ein. Sie war neununddreißig Jahre und hatte den dritten Mann begraben, ohne Kinder zu erzielen. Die Dame wog einhundertsechzig Pfund. Sie maß einhundertzweiundfünfzig Zentimeter und besaß infolgedessen einen gewissen Ueberschuß an Korpulenz. Dabei mußte Frau Schweißheim als eine durchaus schöne Frau bezeichnet werden. Sie wurde von uns auf das beste gepflegt und bei der Art ihres Gesichtsschnittes, konnte sogar ihr Fett als ein angenehmer Reiz angesprochen werden.

Frau Elise Schweißheim hatte nur eine Leidenschaft: Ihre Fingernägel selbst zu pflegen und zu polieren. Ein zweiter Tätigkeitstrieb bei ihr äußerte sich in der Art, daß sie stundenlang, auf dem Diwan liegend, Batisttaschentücher in ihre kleinsten Teilchen auflöste. Dies Zerreißen von Textilgegenständen beurteilten wir als eine Art von Abreagierung. Wir maßen diesem Triebe größere Bedeutung zu, als der sorgsamen Handpflege, der sich die Dame befliß. Darum hatten wir keinen Arg, als die Dame, die sich die Finger der rechten Hand verstaucht hatte und darum ihren Manikürapparat nicht selbst benützen konnte, für die Handpflege sich von uns einen jungen Mann besorgen ließ. Wir suchten gemäß den Grundsätzen unseres Instituts einen sehr appetitlichen, jungen Herrn heraus, einen früheren Studenten der Kunstgeschichte, der in schlechte Lebensumstände geraten war. Durch seine Vorbildung an der Universität hatte er die nötige Delikatesse erworben, mit sensiblen Damen umzugehen. Die Studenten der Kunstgeschichte haben in den Kollegs und Seminaren vielen Umgang mit nervösen,

sensiblen Damen. Sie können sich also die notwendige delikate Gewandtheit erwerben, um mit exzentrischen, weiblichen Geschöpfen liebenswürdig zu verkehren. Ein halbes Jahr lang wurde Frau Schweißheim durch den Studenten manikürt.

Nach acht Tagen seiner Tätigkeit hatte der junge Mann das einzige Wort, das sie gesprochen, uns berichtet. Es lautete:

‚Mein Gott, Sie pflegen meine Nägel besser als ich es kann. Wie viel Zeit meines Lebens habe ich nun unnütz verschwendet!'

Diese Aeußerung hatten wir als eine Schmeichelei gegen den jungen Mann aufgefaßt. Aber Frau Elise Schweißheim hatte ihre Bemerkung im bittersten Ernste getan. Sie lebte völlig der passiven Behaglichkeit, die wir ihr ermöglichten. Sie zerrupfte an jedem Tag dreißig Taschentücher, die wir ihr lieferten, das Stück für den Selbstkostenpreis von 35 Pfg. Es war guter, seidiger Batist. Hätte sich Frau Schweißheim die Taschentücher selbst besorgt, sicher hätte sie für das Stück Mk. 1.25 zahlen müssen.

Die Preisdifferenz erwähne ich nicht aus kleinlicher Rücksicht. Dieser pedantische Zug soll Ihnen nur beweisen, daß in unserer Gesellschaft peinlich genau zugunsten unserer Gesellschafter gearbeitet wird.

Wir konnten also an der Dame keine Veränderung bemerken und waren auf das Tiefste betroffen, als wir sie eines Tages entschlafen auf dem Sofa fanden. Sie hatte noch die Fetzen des siebenundzwanzigsten Taschentuches in den Händen. Es ergab sich hernach, daß ihr Herzmuskel völlig verfettet war. Seit dieser Erfahrung sind wir

ängstlich auf Tätigkeit unserer Mitglieder bedacht, damit sie nicht an der Behaglichkeit, die wir ihnen zu bieten wissen, sterben."

Durch mein Gehirn zog die Idee: Sterben an Herzverfettung. Und ich überlegte, auch das wäre eine passende Todesart für den, der sich ohne Aufsehen aus dieser Welt hinwegstehlen will.

Doch Dr. van Merlen erhob die flache Hand im Ellenbogengelenk, spreizte den Daumen ab und sagte, als ob er meine Gedanken erraten hätte:

„Frau Elise Schweißheim ging allerdings an Herzverfettung zugrunde, aber sie verschied harmlos, ohne Absicht. Im Augenblicke, wo Sie sich den Tod durch Herzverfettung zum Ziel setzen würden, bedeutete dieser Vorsatz ein Kämpfen gegen das Leben und dieser Reiz würde Ihr Herz so in Gang halten, daß Sie mit dem gesündesten Blut-Pump-Muskel achtzig bis neunzig Jahre unter unserer Obhut alt werden könnten. Sehnsucht nach dem Tode pflegt das Leben stets zu verlängern."

„Ich sehe," antwortete ich, „Ihr Institut ist ein Pädagogium. Ein Pädagogium aber ist ein Gegenstück zur Lebensbehaglichkeit." Dr. van Merlen schüttelte einmal langsam den Kopf und sagte:

„Den modernen Menschen fehlt Disziplin. Sie sind aus Stand und Schichten herausgerissen worden, so kommt es, daß ihnen die natürliche Stütze fehlt, die ein Stein dem anderen im Bauwerk zu leihen vermag. Den Hunger nach Disziplin können Sie daraus ersehen, daß sich die verwöhnten Großstadtmenschen in Sanatorien begeben, wo sie sich mit einem gewissen Vergnügen knechten lassen. Wir verfolgen in unserer Gesellschaft ein anderes Prin-

zip. Wir legen die Menschen still, indem wir alle kleinen Lebensarbeiten übernehmen. Wir regeln die Geld- und Hausverwaltungssorgen für Kleidung, Beschuhung, Essen, Trinken und Liebe. Wenn Sie einen kurzen Einblick in unsere Methode gewonnen haben, werden Sie ersehen, daß wir trotz unseres Institutsgewinnes für unsere Gesellschaft billiger wirtschaften, als wenn Sie sich Ihren Trieben allein überließen.
Wir können natürlich dem Spieler nicht gestatten, einen bestimmten Rahmen in seiner Leidenschaft zu überschreiten, aber wir verstehen es auch, diese Leidenschaft ad absurdum zu führen, indem wir den leidenschaftlichen Spieler in einen bestimmten Gesellschaftskreis einführen, in dem alle Teilnehmer zu uns gehören. Gewinn und Verlust wird auf diese Weise in unserem Kreise ausgeglichen. Die Herren genießen nur die angenehme Erregung, ohne die Gefahr eines Bankerottes.
Es gehört zu unseren Grundsätzen, lasterhaften Mitgliedern Genossen ihres Lasters zu verschaffen, die ihnen nicht gefährlich werden können."
„Aber wie machen Sie das möglich," rief ich betäubt von dem Zynismus der Idee.
„Haben Sie bemerkt," sagte Dr. Isaak van Merlen, „daß bestimmte Individuen unseres Lebenskreises von der Philanthropie besessen sind! Daß ihnen die Lebensaufgabe Menschen zu retten und zu bewahren zur fixen Idee geworden ist! Diese Menschenverbesserer sind für gewöhnlich unheilbare Neurastheniker. Sie bedürfen des Schutzes unsrer Gesellschaft, um sich und andere nicht zugrunde zu richten. Glauben Sie mir, dieser altruistische Trieb hat in dieser Welt schon das größte Unheil angerichtet.

Denn in ihrer Besessenheit glauben diese Menschen, sie können Vorsehung und Schicksal spielen. Wir aber haben es verstanden, diesen Trieb zu disziplinieren und auf bestimmte Zielpunkte zu lenken. Damit haben wir die denkbar besten Resultate erreicht.
Glauben Sie mir, es gibt Männer und Frauen, die sich wie Blutegel an die Person der Spieler hängen, um sie vor Verlusten zu bewahren. Eine der einfachsten Methoden, um unglückliche Spieler zu retten, besteht darin, daß wir insgeheim gegen sie pointieren lassen. Es gehört Aufopferung dazu, dies Abend für Abend durchzuführen. Aber es finden sich getreue Seelenretter und -retterinnen, die acht und zehn Stunden bei dieser Aufgabe am Spieltisch ausharren. Hat einer das unersättliche Bedürfnis, viel Frauen kennen zu lernen, so finden sich in unserer Gesellschaft genug Damen, die den Sinn zum Abenteuer besitzen und es sich zur Lebensaufgabe machen, solche Don Juans zu bannen. Würde eine dieser Damen ihren Zweck wirklich erreichen, so würde sie sicher unglücklich werden, denn gemäß dem Tätigkeitstrieb der Menschen, sind es nur die Bemühungen selbst, die dem Leben Reiz verleihen. Indem wir nun die Reihe der unersättlich suchenden Männer und die Reihe der unersättlich hilfsbereiten Frauen aneinander rottieren lassen, kommen wir den Bedürfnissen beider Kreise entgegen und stiften unendlich viel Gutes."
„Bringt Sie das nicht in Konflikt mit dem Gesetz?" fragte ich.
„Das Gesetz verfolgt nur Menschen, die illegitimen Nutzen nehmen. Auf einen solchen Nutzen wird gemäß den Statuten unserer Gesellschaft ausdrücklich verzichtet.

Wir sind keine Menschenverkäufer. Wir haben jene verfeinerten Prinzipien, durch die sich die europäische Gesellschaft seit Jahrhunderten auszeichnete, zur höchsten Vollendung gebracht.

Ich will es Ihnen beweisen. Würden Sie den Direktor eines großen Kurortes etwa einen Kuppler nennen oder einen Gelegenheitsmacher?

Mitnichten!

Der Direktor eines Kurortes verfolgt eine Aufgabe, die der eines Arrangeurs eines großen Balles etwa entspricht. Das Fest wird gefeiert, und wenn sich Menschen in überschäumender Lebensfreude glücklich machen, so ist das Privatsache.

Diese im europäischen Gesellschaftsleben geheiligten Prinzipien haben wir übernommen, verfeinert und weitergegeben.

Wenn ich Sie für Geld mit einem bestimmten Weibe zusammenführe, und Ihnen so eine Gelegenheit schaffe, werde ich mit Recht ein Kuppler genannt. Wenn ich Ihnen aber die Bekanntschaft von fünfhundert Damen vermittle, unter denen Sie eine finden, die Ihren Ansprüchen entspricht, so sind Sie nach der europäischen Auffassung der Wählende, und ich selbst bin ein nutzbringendes Mitglied der Gesellschaft. Sie sehen, mein Herr, wir erfüllen eine der wichtigsten Aufgaben der Menschlichkeit. Wir treten regelnd und ordnend in einen Menschenkreis ein, da die Persönlichkeiten unserer Tage zu überbürdet sind mit Einzelaufgaben, weil die revolutionären Zeiten seit den Tagen der Reformation die Stützen der Standessicherungen zerbrochen haben. Eine Gesellschaft, wie die unsere, ist zur Lebensnotwendigkeit geworden. Nehmen

Sie als Beispiel den berühmten Professor Alois Brückenmayer, den bahnbrechenden Forscher der neungliedrigen Kerbtierchen. Bevor Alois Brückenmayer sein 1700 Seiten starkes Buch schrieb, herrschte über diese Lebewesen völlige Dunkelheit. Heute hat er nach fünf Jahren zähester Arbeit die europäischen Arten fast alle erschöpft. Ohne ein Mitglied der Gesellschaft Comfort geworden zu sein, hätte er diesen Welterfolg nie erzielt. Durch uns wurde ihm die Konzentration auf eine Lebensaufgabe zuteil, durch uns ist er der große Brückenmayer geworden, Geheimrat und Ritter hoher Orden."

„Und was tut Herr Professor Brückenmayer jetzt?" fragte ich demütig.

„Er arbeitet zurzeit am vierten Supplementbande seines grundlegenden Werkes."

„Wenn aber die Kerbtierchen erschöpft sind?" fragte ich.

„Alois Brückenmayer wird die Kerbtierchen nie erschöpfen."

„Wie sind die Grundbedingungen zum Eintritt in Ihre Gesellschaft in pekuniärer Art?" fragte ich.

„Die Grundbedingungen richten sich ganz nach der Individualität. Frau Schweißheim verbrauchte zum Beispiel im Jahre sechsundvierzigtausend Mark. Professor Alois Brükkenmayer bedurfte nur zwölftausend Mark. Aus Geschäftsrücksichten können wir uns natürlich mit bankerotten Existenzen nicht einlassen, obwohl wir schon bei geistig scheinbar bedeutenden Menschen ein Geschäftsrisiko eingegangen sind. So haben wir zum Beispiel den Erfinder des Membranstoffes vier Jahre mit einem Höchstaufwand von jährlich sechzigtausend Mark durchgehalten.

Sie wissen nicht, was Membranstoff ist? Es ist dies ein

undurchdringliches Gewebe von außerordentlicher Dünne, das weder Gas noch Flüssigkeit durchläßt, ein völlig unporöser Stoff. Auf diesem Gebiet ruhen gewaltige industrielle Möglichkeiten. Wir erhoffen für die Zukunft Millionen. Der Stoff ist sehr weich und elastisch, so daß keine Flintenkugel ihn durchbohren kann. Ein modernes Geschoß vermag das Gewebe auf einen Meter zurückzuschnellen, aber nicht zu durchbrechen. Die Wärmeentwicklung setzt den Stoff in eine erhöhte Elastizität um. Aber Sie scheinen mich nicht zu begreifen!" endete Dr. van Merlen in resigniertem Ton.

„Ich werde Sie darum mit diesen Fragen, die sehr interessant sind, nicht behelligen. Genug, diese Beispiele mögen Ihnen zur Veranschaulichung dienen."

„Wie hoch nun würde mich ein Leben in Ihrer Gesellschaft zu stehn kommen?" fragte ich.

„Sie müßten uns gestatten Sie ein paar Monate zu studieren. Vielleicht aber sind Sie so freimütig, daß Sie mir erzählen, wie Sie für gewöhnlich Ihr Leben gestalten. Beginnen wir also: Wann erheben Sie sich von Ihrem Lager? Wie schlafen Sie? Was essen Sie zum Frühstück?"

Ich gab Bericht von meinem regelmäßigen Leben, daß ich in der Regel um acht Uhr morgens aufstünde und mich nach den Vorschriften meines alten Freundes Dr. Fritz Simon richte, einem Manne, der viel in der Welt herumgekommen ist, ein bedeutendes Vermögen besitzt und augenblicklich nichts tut.

Die Augen des Dr. van Merlen öffneten sich interessiert:

„Wohnt dieser Herr nicht in Rom?"

Ich nickte.

„Wir führen ihn seit einigen Jahren in unserer Liste," sagte Dr. van Merlen. „Er ist ein bedeutender Golfspieler und wir merken sämtliche Golfspieler Deutschlands in unserer Gesellschaft vor."

„Dr. Fritz Simon", sagte ich nach diesen Zwischenfragen, „hat es mich gelehrt für den Tag eine bestimmte Zeiteinteilung zu finden. Nur so ist es möglich, die Stunden des Tages in würdiger Weise zu vollbringen, ohne sich zu sehr zu langweilen.

Ich stehe, wie ich schon sagte, um acht Uhr auf, rasiere mich, begebe mich nach einigen Freiübungen in ein Bad, vollende meine Ankleidung bis neun Uhr fünfzehn. Ich lege also, wie Sie an mir sehen, noch kein Jackett an, sondern hülle mich in einen Schlafrock, im Winter in einen gefütterten, im Sommer in einen ungefütterten."

Dr. van Merlen sah mich tiefsinnig von Kopf bis zu Füßen an und warf ein:

„Für die Uebergangszeit haben Sie keinen Schlafrock?"

Ich sah erstaunt auf. Dr. van Merlen zog ein kleines goldgepreßtes Notizbüchlein heraus und stenographierte einige Worte.

„Bitte fahren Sie ruhig fort," sagte er, „ich höre alles."

„Nach dem Frühstück erledige ich meine kleine Korrespondenz auf Postkarten. Ich habe es mir abgewöhnt Briefe zu schreiben. Was ich zu erledigen habe, läßt sich immer durch Postkarten erledigen, denn ich bin nicht für überflüssige Briefbemerkungen."

„Wieviel Postkarten schreiben Sie denn im Tag?"

„Zwei bis drei. Habe ich meine Korrespondenz erledigt, so sehe ich die Bücher durch, die mir meine Antiquare zugeschickt haben. Die Durchsicht der Bücher erfordert die

Zeit von neun Uhr dreißig bis zwölf Uhr. Dann mache ich mich für die Straße fertig und gehe eine Stunde spazieren. Um ein Uhr nehme ich ein leichtes Frühstück."

„Essen Sie zweimal Fleisch?"

„Nein, ich begnüge mich zum Frühstück mit einer Fleischportion, nehme etwas Fleisch dazu oder gefüllte Tomaten, Spargel, vielleicht auch einige Austern."

„Sie essen wo?"

„Ich speise mittags an verschiedenen Plätzen, denn ich lasse mich nicht von bestimmten Ideen leiten."

„Sehr interessant!"

„Nach dem Essen mache ich einen kleinen Verdauungsspaziergang von einer halben Stunde und begebe mich dann in ein Café, in dem ich Zeitung lese, oder ich gehe in den Automobilklub."

„Steuern Sie Ihren Wagen selbst?"

„Nein, ich habe vor Jahren einmal ein Auto besessen und ich bin dadurch in den Klub gekommen. Ich habe das Fahren aufgegeben, denn es ist kein Spaß. Die Chauffeure sind alle Gauner und den Reiz, der darin liegt, so eine Maschine selbst vorwärts zu bewegen, sehe ich nicht ein. Die Geschwindigkeit machte mir anfangs Spaß. Später merkte ich, daß eine Fahrt in einer Droschke eigentlich amüsanter sei. Zudem kam hinzu, daß sich jeder Plebejer ein Auto zulegte. Da erschien mir der Besitz eines solchen Möbels gewöhnlich."

„Warum traten Sie aus dem Klub nicht aus?"

„In dem Klub sind sehr angenehme Leute. Sie reden über Automobilismus und das interessiert mich nicht. Wenn ich in einem Kreise sitze von gutgewachsenen, gutgebürsteten, gutangezogenen Menschen, die ich beobach-

ten kann, so genügt mir das, um ein paar Stunden zu verdösen und ab und zu ein paar Blicke in die Zeitung zu tun. Es wurde mir mehrfach versichert, daß ich zu den angenehmsten Mitgliedern des Klubs gehöre. Das glaube ich auch, denn ich mache keine Mühe und keine Arbeit. Um vier Uhr begebe ich mich zu Antiquaren und nehme mit ihnen geschäftliche Rücksprache über Bücher, die mich interessieren. So fließt die Zeit hin, bis etwa um sieben Uhr abends, dann gehe ich in das Restaurant, das Sie kennen, speise dort bis zehn Uhr und fahre nach Hause. Schaue hier vielleicht noch ein paar Kataloge durch. Meistens sitze ich in meinem Lehnstuhl, rauche ein paar gute Zigarren und hänge meinen Gedanken nach bis zwölf Uhr. Dann gehe ich zu Bett."

„Was taten Sie früher, als Sie noch keine Buchsammlung angelegt hatten?"

„Ich las des Vormittags Romane, war des Nachmittags im Klub, abends im Theater und im Varieté oder Zirkus. Irgend etwas bietet die Stadt ja immer, um einige Stunden hinzubringen."

„Ziehen Sie es vor," lautete die neue Frage, „über Ihre Beziehungen zu Frauen zu sprechen oder wollen Sie lieber schweigen?"

„Ich habe nichts zu verschweigen," antwortete ich. „Ich habe immer verschiedene Mädchen im Laufe des Jahres kennen gelernt. Ich habe sie nie im Zweifel darüber gelassen, daß ich Junggeselle zu bleiben wünsche. Einige haben mich dennoch zu heiraten versucht, andere sind mir davongegangen. Ich kann Sie versichern, daß ich zuvorkommend bin und so handle, wie es sich geziemt. Aber diese Beziehungen füllen mich durchaus nicht aus. Wenn

ich mit Frauen zusammen bin, so ist das eben eine Affäre wie ein Theaterabend, oder ein Bad oder ein Diner. Habe ich mich deutlich genug erklärt?"

„Sehr deutlich. Ich bin völlig befriedigt. Ich glaube Ihnen schon versichern zu können, daß die Gesellschaft Comfort in der günstigsten Weise mit Ihnen zusammen arbeiten wird. Es würde für mich nur noch von Interesse sein zu erfahren, wie hoch Ihr monatlicher Aufwand ist."

„Das kann ich Ihnen sofort sagen," erwiderte ich, ging zum Schreibtisch, nahm ein Scheckbuch heraus und sagte, indem ich es durchschaute: „Der Monat kommt mich regelmäßig zu stehen auf 1800 bis 2100 Mark."

„Das ist vernünftig," erwiderte Isaak van Merlen, „sehr vernünftig, lassen Sie mich nachdenken."

Dann fragte er plötzlich:

„Haben Sie niemals im Leben einen besonderen Wunsch gehabt, z. B. was Frauen anbetrifft? Haben Sie nie einen Wunsch gehabt nach einer besonderen Haarfarbe, nach einem besonderen Charakter?"

„Wenn sie hübsch aussahen, war mir alles gleich," erwiderte ich.

„Haben Sie niemals den Wunsch gehabt irgend etwas im Leben vorzustellen?" fragte Isaak van Merlen wieder.

„Nein, ich habe diesen Wunsch nie gehabt. Ich habe das immer als lächerlich empfunden, wenn sich die Leute einen Beruf machten, der gar kein Beruf ist. Was hat es für einen Zweck in den Diplomatendienst als Attaché einzutreten, wenn unsereiner keine Begabung dafür hat und nur auf diesem Wege gesellschaftliche Bekanntschaften machen will. Was hat es für einen Zweck Privatdozent der Kunstgeschichte zu sein, wenn man es nur tut,

um am Tage einige Stunden totzuschlagen! Was hat es für einen Zweck, wenn ich mich bei einer Bank anstellen lasse, die mich nimmt, weil ich eigenes Vermögen besitze und mir Beziehungen zu Gebote stehen, während ich doch weiß, daß ich für diesen Beruf absolut nichts mitbringe. Sie können mir sagen, ich solle mir einen Rennstall halten, aber ich antworte Ihnen, es widerstrebt mir mein Geld nutzlos zu verbringen."

„Ich verstehe Sie vollkommen," sagte Dr. van Merlen, „vollkommen, Sie sind ein merkwürdiger Fall von seelischer Stabilität. Würden Sie", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „irgendeine Tätigkeit ausüben, ein Geschäft, so wären Sie ein starker bürgerlicher Charakter. Ihr Lebensminus besteht darin, daß in Ihrer Lebensgleichung sich beide Seiten aufheben."

„Damit sprechen Sie ein endgültiges Urteil über mich, und wenn ich die rechte Konsequenz ziehe, bleibt mir nur der Weg übrig, den ich Ihnen schon angedeutet habe. Was hat es für einen Zweck, daß ich an einem Dasein würge, das niemals zum Leben wird in einem großen, freien Sinn."

„Mein lieber Herr," sagte Dr. van Merlen, „diese Vorstellung, daß das Dasein ein großes, freies Leben sein müßte, gehört auch zum Krankheitsbilde unserer Zeit. Das Dasein war früher dem Ablaufe eines Uhrwerkes im viel höheren Grade ähnlich, wie heutigen Tages. Nur weil die Menschen heute zuviel Freiheit haben, zerbrechen sie sich die Köpfe, wie sie ihre Tage ausfüllen müssen und empfinden eine Leere. Auch dies unterstützt unsere Theorie von der Notwendigkeit der Tätigkeit. Ich kann Ihnen nur vorschlagen, machen Sie einen Versuch mit un-

serer Gesellschaft. Es bleibt Ihnen unbenommen, Ihren Vorsatz auszuführen, da Sie natürlich in dem Punkte ein unabhängiger Mensch bleiben. Wir werden uns indessen bemühen, Ihr Dasein so angenehm wie möglich zu gestalten. Ich habe, während wir plauderten, einen Ueberschlag gemacht, es wird notwendig sein, bei Ihnen für gewisse phantastische Anregungen im Dasein zu sorgen. Das läßt sich nicht ohne gewisse Unkosten erreichen. Auch ist es notwendig, daß Sie eine andere Wohnung nehmen. Ihre jetzige Wohnung unterbindet gewisse Lebensfreuden, die ich Ihnen unbedingt verschaffen muß. Sie haben ja nicht die Möglichkeit, einen Frühlingsmorgen zu erleben, denn Sie sitzen im Zentrum der Stadt."

„Es ist mir peinlich, wenn ich einen längeren Weg in die Stadt habe. Ich liebe es nicht, Trambahn zu fahren und Wagen sind nie recht zur Hand."

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Ich kenne nun Ihre Lebensgewohnheit und kann darüber disponieren. Sagen wir, die Gesellschaft Comfort übernimmt Sie mit Vermögensverwaltung, Rechtsvertretung, Lebensversicherung, Brandversicherung, Unfallversicherung, Wohnungsmiete, Umzugsbesorgung, technische Verbesserungen jeder Art, Arzt, selbstverständlich Liebesbedürfnis, Essen, Trinken, Kleider, Schuhe, Wäsche, Pflege, Massage, Bad, Vergrößerung Ihrer Sammlung für jährlich sechsundzwanzigtausend Mark. Dies beträgt einige Tausend Mark mehr, als Sie für gewöhnlich ausgeben, dafür aber garantieren wir Ihnen bei unseren glänzenden Verbindungen eine bedeutend bessere Verwaltung Ihres Vermögens. Ich kann Ihnen heute schon sagen, daß wir die Renteneinnahme

Ihres Kapitals um ein paar Prozente steigern werden. Wir berechnen dafür keinerlei Provision. Denn, um es klar zu sagen, daß wir Ihr Vermögen verwalten, bedeutet uns Gewinn, durch Steigerung der Geldbasis, auf die wir immer bedacht sein müssen. Da uns in unserer Gruppe genügend Kapital zu Gebote steht, können wir von Zeit zu Zeit marktbeherrschend an der Börse auftreten. Aber, was behellige ich Sie mit all diesen Kleinigkeiten. Genug, ich sage Ihnen, wir verfügen heute in unserer Gruppe über eine Kapitalmasse, die eine Milliarde übersteigt. Denn wir leben ja in der Zeit, in der man als Millionär geboren wird und sich nicht die Millionen erarbeitet. Die Söhne tüchtiger Eltern sind meistens müde und brauchen das stählerne Rückgrat, das allein unsere Gesellschaft Comfort verleiht."

„Ist der Vertrag, den ich mit Ihnen schließe, unkündbar, oder läuft er auf ein Jahr?" fragte ich.

„Der Vertrag wird von Jahr zu Jahr geschlossen und muß gekündigt werden. Sie können jederzeit inmitten des Jahres kündigen. Sie können auch jederzeit inmitten des Jahres die Dienste der Gesellschaft ablehnen, aber das Jahr muß uns voll ausbezahlt werden, da wir uns natürlich decken müssen. Sie würden in einem solchen Falle es gar nicht spüren, daß Sie in unserer Gesellschaft noch sind, denn wir würden Ihnen selbstverständlich Ihre Renten zur Verfügung stellen, da wir dann keinerlei Aufwand mehr zu machen haben und die Substanz des Kapitals wird Ihnen ausgehändigt, sobald die laufenden Geschäfte abgewickelt sind, unter dem Vorbehalt, daß Sie, der Gegenkontrahent, nicht zu Schaden kommen.

Es liegt im Wesen unserer Gesellschaft, solcherlei Peinlichkeiten zu vermeiden.
Wenn Sie Referenzen wünschen, so stehen sie zu Gebote.
Ich bitte Sie aber, diese sehr vertraulich zu behandeln; wären Sie uns nicht von Ihrem Herrn Tischnachbar empfohlen worden, so würde ich Ihnen niemals diese Liste einhändigen."
Er brachte ein graues, in Wildleder gebundenes Büchlein zum Vorschein, und ich las nun Namen aus unserer besten Gesellschaft, die auf Japanpapier mit chinesischer Tusche sorgfältig aufgemalt waren, mit den Bezeichnungen ihres Standes, der Zeit, wie lange sie der Gesellschaft beiwohnten und der Eindrücke, die sie am Ende des Jahres geneigt waren, der Gesellschaft zu vermitteln.
Ich muß gestehen, dieses Büchlein bestach mich. Der Versuch lockte zu stark. So sagte ich dem Dr. van Merlen, ich würde mir die ganze Angelegenheit überlegen und ihm in drei Tagen Antwort geben.

Drittes Kapitel

Jedweder Mensch, der seine Pflicht erfüllt,
webt an dem Netze der Notwendigkeit,
das alle Menschen, das die ganze Erde
segnend umspannt, sein Teil getreulich mit.
Steht er vom Webstuhl auf vor seiner Zeit:
an ihm liegt's nicht, wenn nicht das Netz zerreißt!

Alkestis, 3. Akt.
Robert Prechtl.

Der Comfortarzt. — Der Abschluß. — P. tritt in Funktion. — Der merkwürdige Kammerdiener läßt das neue Leben beginnen. — Von einem Wunsch, der geäußert sein sollte und den Wanderer zum Rückblick zwingt. — Was ihm Edith und Lübeck bedeuteten. — Comforts Pflicht ist, alles zu wissen. — Die Reise nach Lübeck. — Der Abendspaziergang. — Wie gut eine kleine Dosis Romantik mit einigen Flaschen Burgunder tut. — Leider reicht der Wein nicht zum letzten Bad. — Ein mit P.s Hilfe verstärkter Schlaf.

Acht oder vierzehn Tage vergingen nach dem Besuche des Dr. Isaak van Merlen, ohne daß ich von der Gesellschaft Comfort und ihrem Leiter etwas gehört hätte. Das ganze Gespräch mit Dr. van Merlen hätte Traumeingebung sein können, denn mein Tischgenosse in dem kleinen Restaurant berührte die Angelegenheit der Gesellschaft Comfort mit keinem Worte.
Ich selbst hätte es als taktlos empfunden mit ihm über diese Angelegenheit zu sprechen.
Eines Morgens meldete sich bei mir der Professor E. Pestner, legitimierte sich durch ein Schreiben des Dr. van Merlen und bat, ich möge mich untersuchen lassen.
Der Arzt war ein schlanker, glattrasierter Herr, von dessen Gesicht nur die goldene Brille und die hohe Stirn in Erinnerung blieben. Er untersuchte mich gründlich und bat mich in meinem eigenen Interesse, ihm nichts zu verhehlen, da die Untersuchung für die Aufnahme keinerlei Bedeutung, für die Lebensführung von höchster Wichtigkeit sei.
Bemerkenswert war mir's, daß dieser Professor am selben Abend in meinem kleinen Restaurant speiste: Wir grüßten uns flüchtig. Er schwand in den Raum, wie der Schatten eines Kleiderständers oder eines Paletots an der Wand und war, nachdem ich gegessen hatte, verschwunden wie ein geflüstertes Wort.
Erst später, nachdem ich die Gesellschaft Comfort genau kennen gelernt hatte, fiel mir ein, daß ich diesen Mann in diesen Tagen im Metropol-Theater mit einer hübschen Schauspielerin plaudern sah, mit der ich in einer losen, aber reellen Verbindung stand. Der Professor hatte sich ohne Frage mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ein Bild

von meiner Person, meiner Wohnung, meiner Lebensweise, meiner Diät und meinen Liebesbedürfnissen gemacht.

Vierzehn Tage nach der ärztlichen Untersuchung besuchte mich Dr. van Merlen zum zweitenmal in Begleitung eines Herrn, den er als seinen Syndikus, Dr. Mayer vorstellte. Es wurde mir ein Kontrakt überreicht, der völlig einem gewöhnlichen Lebensversicherungsvertrag glich. Ich ließ diesen Kontrakt von meinem Anwalt behandeln, der ihn mir als unbeanstandbar zur Unterschrift empfahl. Nachdem ich, probeweise auf ein Jahr, abgeschlossen hatte, erschien bei mir vormittags um zehn Uhr ein junger Mann, der sich mir als Kammerdiener und Wohnungspfleger vorstellte, für mich engagiert durch die Gesellschaft Comfort.

Dieser junge Mensch stand vielleicht im dreißigsten Lebensjahre. Er trug sein Haar im kürzesten Schnitt und sein Kopf glich von hinten einer Kegelkugel, die in der Sommerhitze zahlreichen Fliegen als Rastplatz gedient hatte. Sein Gesicht war hart rasiert. Die aufmerksamen Augen unter faltigen Lidern waren groß und braun. Die Stirne breit, die Nase klein, der Mund kniff schmale Lippen. Bei seinem runden Kopf, von bleichem Typus, vermißte ich, daß er eine hochgeschlossene graubraune Joppe trug, denn er erinnerte mich an meinen Schulkameraden Fritz Heiter, der einer der besten Turner und Schwimmer war. Sein Name war Peter Börney. Er bat mich aber, ihn der Einfachheit halber P. zu nennen. Dieser Vorschlag setzte mich in Erstaunen. Ich fragte ihn, wie er zu dieser Idee käme.

„Der Kürze wegen," erwiderte der junge Mann. „In Ih-

rem Hause will ich nur ein Buchstabe sein. Aber ich will versuchen, diesen Buchstaben ehrlich und klar auszufüllen."
„Sie haben bessere Tage gesehen?" fragte ich.
Er erwiderte kalt:
„Gnädiger Herr, ich liebe meinen Beruf, und gehe, wie ich bestimmt weiß, bei diesem Engagement den besten Tagen meines Lebens entgegen."
Diese Redewendung hätte ich von einem Kammerdiener nie und nimmer erwartet. Ich ward mir aber dessen erst bewußt, als er aus dem Zimmer gegangen war, schlug mich an den Kopf und sagte mir:
Da hast du eine Dummheit gemacht. Es ist nicht gut, am ersten Tag mit seinem Kammerdiener sich auf vertrauten Fuß zu stellen, zumal wenn dieser Kammerdiener durch eine Gesellschaft Comfort engagiert ist. — Doch hatte ich es nicht zu bereuen.
P. hielt sich reserviert. Er war gewandt und geräuschlos. Brauchte ich ihn, so war er zur Stelle wie ein Geist. Alles klappte bei mir bis aufs Kleinste. Des Morgens präsentierte er mir auf einem fahrbaren, kleinen Gestell die Bücher, die mir die Antiquare zugeschickt hatten, bereits entstaubt. Alte, zerlesene Exemplare hatte er in Passepartoutbände mit Klammern getan.
Ja, ich fand sogar bei einigen Büchern interessante Stellen durch Lesezeichen aus blauer, brauner und gelber Pappe, auf denen Stichworte verzeichnet waren, vorgemerkt.
P. besaß die Diskretion eines vollendeten Kavaliers, den nichts zu erschüttern vermag. Hatte ich Damenbesuch, so verrichtete er alle Dienste, die notwendig waren, in Ruhe und Schnelligkeit. Er wußte, ohne daß ich es ihm sagte,

daß beim Souper eines Junggesellen mit einer Dame der Diener nach der Suppe zu verschwinden hat und alles zur Selbstbedienung in greifbarer Nähe angenehm angeordnet sein soll.

Niemals fehlte das Automobil zur rechten Stunde, in das die Besucherin schlüpfen konnte, wenn ich sie zur Haustür hinausgeleitet hatte. Niemals hielt es indiskret vor meiner eigenen Haustür, immer schräg gegenüber vor einem neutralen Hause. Das ganze Benehmen P.s hätte mich darauf bringen müssen, daß er kein gewöhnlicher Kammerdiener sei, wäre nicht sein runder Kegelkugelkopf gewesen mit den allzukurzen Haaren, die wie Fliegenspuren wirkten.

P.s Hauptvorzug bestand darin, daß er mich untadelig kleidete. Er wählte zur Stimmung des Tages mit Kennermiene Weste und Krawatte. Er hatte es im Gefühl, mit welch kleinen Aenderungen mein Tag verlaufen würde. Auch wußte er mich unmerklich in meinem Zeitvertreib zu beeinflussen, indem er in den Zeitungen mit Rotstift markierte, wo etwa eine Auktion gehalten würde, wann Ausstellungen stattfänden, wann Tanzsterne, bedeutende Sängerinnen oder Schauspielerinnen auftraten.

Von diesen Abendunterhaltungen machte ich allerdings sehr spärlichen Gebrauch. Ich spürte es, P. wollte mich beeinflussen, ich sollte anstatt einer Operette zum Beispiel eine Oper besuchen.

Allein diese Erziehungsversuche P.s blieben im Rudimente stecken. Innerlich gewöhnte er mich daran, seine Anregungen zu beachten.

Es war an einem blauen Morgen, am letzten Apriltage des Jahres, als P. in erwartungsvoller Haltung, nach-

dem er das Frühstück serviert hatte, vor mir stehen blieb und sagte:
„Die besten Züge nach Lübeck gehen morgens um acht Uhr."
Ich sah erstaunt auf. P. zog ein Kursbuch hervor und eine Liste, auf der Züge aufgeschrieben standen und fragte:
„Befehlen der gnädige Herr einen anderen Zug? Ich mache ergebenst auf die Vorteile des Nr. 342, der um zehn Uhr abfährt, aufmerksam. Der gnädige Herr hat dann noch Gelegenheit, in aller Ruhe morgens bei sich zu frühstücken."
„Aber P., ich habe doch gar nicht die Absicht nach Lübeck zu fahren!"
„Gestern abend hat der gnädige Herr den Wunsch geäußert."
Ich stutzte. Gegen wen hatte ich den Wunsch geäußert?
„Der gnädige Herr", fuhr P. unerschütterlich fort, „sagten gestern abend beim Heimkommen, Sie wünschten nach Lübeck zu fahren und dort zwei Tage zu bleiben. Von dort wollten der gnädige Herr nach Travemünde weiter, um warme Seebäder zu nehmen."
Ich war vor Jahren Anfang Mai in Lübeck gewesen und nach Travemünde an den Strand gefahren, zu einer Zeit, wo das Leben dort noch tot ist. Ich hatte eine angenehme Zeit verbracht, dank einer Hamburger Witwe von vierundzwanzig Jahren, die sich in ihrer Trauer an den menschenleeren Strand geflüchtet hatte.
Diese Frau ist die einzige gewesen, die ich vielleicht gern geheiratet hätte. Das einsame Leben im Kurhaus hatte engste Lebensnähe ermöglicht. Die Bekanntschaft knüpfte sich von selbst an und spann sich weiter in diesen windigen

blauen Maitagen, die voller Sonne und Lebenslust blühten.
Plötzlich aber war sie abgereist, weil ihre Mutter schwer erkrankt war. Ich hatte geschwankt zwischen dem Gefühl, einen Menschen zu entbehren, an den ich mich so schnell gewöhnt hatte und der Freude, wieder einmal der Gefahr entronnen zu sein, in feste Ketten gelegt zu werden.
Ja, das also war Travemünde mit seinen Mai-Erinnerungen gewesen. Dahinter lag Lübeck, in dessen Gassen ich mit der stattlichen Blondine umhergestreift war. Edith hatte in mir sogar eine gewisse Neigung zur Romantik erweckt, die ich sonst nicht besitze. Neue Zimmer sind mir lieber als alte. Es lebt sich nun einmal in neuen Häusern bequemer und alte Häuser haben immer Eigenschaften, die einem Menschen aus unseren Tagen Entsetzen einflößen, angefangen von den verschwiegenen Kemenaten, die der Mensch allein besucht.
Aber Edith hatte mich alle Peinlichkeiten und Kleinlichkeiten der Stadt vergessen lassen, damals im Mai, vor vier Jahren.
Ja, das waren Lübeck — und Edith!
Es ist merkwürdig, daß bestimmte Worte Lebensreihen in einem abrollen lassen. Hätte P. behauptet, ich hätte von Hamburg und Helgoland geredet, so hätte ich's einfach verneint. Aber um Lübeck und Travemünde stand es anders. Hatte sich nicht gestern der Gedanke wirklich in mir geregt? Hatte dieser kluge Diener ihn gelesen? Darum stutzte ich und erklärte hernach unsicher:
„Nein, P., ich habe kein Verlangen nach Travemünde und Lübeck zu fahren."
„Aber der gnädige Herr brauchen sich um gar nichts zu

kümmern. Die Koffer sind bereits gepackt und vom Hotel ‚Stockholm' habe ich bereits die Nachricht, daß der gnädige Herr sein altes Zimmer Nr. 11 wieder erhalten wird."
„Ja, P., woher wissen Sie denn, daß ich früher in Lübeck im Hotel ‚Stockholm' Zimmer Nr. 11 abgestiegen bin?"
„Es ist Pflicht der Gesellschaft Comfort, alles zu wissen, gnädiger Herr," erwiderte P. mit ruhiger Miene. „Zudem ist das Zimmer außerordentlich günstig gelegen. Es entspricht auch heute noch den Ansprüchen eines Gesellschaftsteilnehmers von Comfort. Und da der gnädige Herr von Lübeck und Travemünde keine unangenehmen Lebenserinnerungen mitgebracht haben . . ."
„Woher wissen Sie das?"
„Die Gesellschaft Comfort ist verpflichtet, alles zu wissen.
Ich bitte um Verzeihung, daß ich den gnädigen Herrn durch meine Worte vielleicht in eine kleine Erregung versetze. Der gnädige Herr ist noch nicht mit den Vorzügen unseres Institutes ganz vertraut. In künftigen Fällen bitte ich immer in Betracht zu ziehen, daß die Wünsche des gnädigen Herrn Befehle sind und sofort ausgeführt werden."
Ich muß sagen, diese Eröffnung verschlug mir den Atem. P. aber sagte fest:
„Ich darf also dann die Billetts besorgen!"
Er sah mich so überzeugend bei seinen Worten an, daß ich erschöpft zustimmte:
„Ja, tun Sie's!"
Das war mir noch nie zugestoßen, daß jemand aus mei-

nem Lebenskreis für mich empfand und für mich handelte.

An diesem Vormittage kam ich nicht zu einer ruhigen Lektüre.

Ich zerbrach mir den Kopf: Wann hast du gestern den Wunsch geäußert nach Lübeck zu fahren? Gegen keinen Menschen in der Welt hatte ich davon geredet. Ich prüfte den verflossenen Tag nach.

Wo war ich vor dem Mittagessen gewesen? Weil ein Regenguß drohte, hatte ich Unterschlupf gesucht in einem Reisebureau. Richtig! Dort hatte ich nach den kleinen Reisereklameheftchen gegriffen und zwei davon in die Tasche gesteckt, in denen Ansichten von Lübeck und Travemünde waren.

Ja, so ist der Mensch. Flüchtig war die kleine Geschichte an mir vorbeigezogen. Ich sah ein weißes Kleid und blonde Haare unter einem weißen Hut, der mit blauer Seide gefüttert war. Aber gesagt hatte ich keinem Menschen etwas von dieser flüchtigen Rückerinnerung und dennoch wußte die Gesellschaft Comfort davon und P. nannte sogar den Namen des Hotels in Lübeck, in dem wir damals gewesen waren, im Mai, vor vier Jahren.

Gut, sagte ich mir, du wirst ja sehen, was dir die Reise bringt. Jedenfalls scheint die Gesellschaft Comfort ganz auf der Höhe zu sein.

Ich reiste zum erstenmal in meinem Leben angenehm. P. hatte mustergültig für alles gesorgt. Ich fand mein erster Klasse-Abteil mit einem schönen seidenen Tuch ausgeschlagen vor, so daß ich nicht das unangenehme Gefühl hatte, auf Sammet zu sitzen.

Nach zwei Stunden Fahrt brachte mir P. in einer mit

Silber überzogenen Porzellantasse eine gute Bouillon mit Markklöschen und Hühnerleber. Sie stammte nicht aus der Schlangenfraßküche des D-Zuges. Danach reichte er mir zwei Eier im Glas und gab mir dazu ein Päckchen schmackhafter Cakes. Hernach fragte er, ob ich zu trinken wünsche. Da ich nickte, erhielt ich ein Glas Whisky Soda, eiskalt.

Die mitfahrenden Reisenden, ein Lübecker Ehepaar, sie hager in schwarze Gewänder gehüllt, mit einem weißen Gesicht und blutleeren Lippen, er in einen tuchenen Gehrock, der durch seinen Bauch gut ausgefüllt war, mit einer Rotsponnase im bärtigen Gesicht, schauten den Bemühungen meines Pflegers bewundernd zu.

P. benahm sich großartig. Er trug braune Manchesterhosen mit Gamaschen, eine graue Joppe und eine Reisemütze. Wenn er im Gang stand, mußte er für einen Touristen gehalten werden. Im Augenblick aber, wo er ins Abteil trat, konnte jeder an den Zügen seines Gesichtes, an den Falten seiner Kleider sehen: Das ist der Diener seines Herrn.

So war das Problem der Eleganz gelöst. Ich wurde unauffällig bedient und fiel dennoch meinen Mitmenschen durch keinen pomphaften Lakaien auf die Nerven.

In meinem Herzen begann ich bereits einen gewissen Patriotismus für die Gesellschaft Comfort zu hegen. Die Leute, die nicht in dies Lebenskonservierungsinstitut eingekauft waren, erschienen mir ein wenig minder. In gehobener Stimmung langte ich in Lübeck an. Als ich im Hotel, nach dem Bade ausruhend, im Sessel lag und jenen Raum wieder erlebte, der damals durchlacht wurde von einer blonden Weiblichkeit, ward in mir Bedauern wach:

diese kleine romantische Gefühlsregung hättest du dir eigentlich früher längst selbst verschaffen können.

Aber so waren wir Menschen der überreizten, nervenverbrauchenden Zeit. Wir hatten nicht einmal die Kraft, in unser Leben ein Fermate einzulegen, ein Fermate der Erinnerung.

Ich erhob mich. P. trat ein, als wäre er gerufen und hüllte mich in einen neuen, weichen Mantel aus irischem Homespun, reichte mir eine Mütze aus gleichem Stoff, dazu Wildlederhandschuhe, und einen schwarzen Stock mit einer Elfenbeinkugel als Griff, den ich noch nie in der Hand gehabt hatte, der mir aber seltsam willkommen war. So schritt ich hinaus in das abendliche Lübeck, sah die spitzwinkeligen Dächer, die mit schwarzen Ecken in den blaßblauen Himmel schnitten, stellte mich vor das alte ziegelsteinerne Holstentor, das im Begriffe ist, langsam in die Erde zu versinken, ging an den mächtigen, leeren Speicherhäusern vorbei, die von der Handelspracht des 16. Jahrhunderts träumen.

An mein Ohr klang die blonde Stimme, die mich auf all diese Einzelheiten aufmerksam machte. Ein paar Stunden lief ich mit dieser Stimme spazieren, bis die Laternen angezündet wurden. Dann trat ich in eine kleine, blitzblanke Konditorei, trank einen Kaffee und aß Apfelkuchen mit Rosinen dazu.

Ich sah Damen der Stadt, die an den kleinen Marmortischen aßen, etwas genossen, plauderten.

Das war alles so friedsam und ruhig. Glückliche Menschen sind das doch hier, dachte ich, die etwas abseits vom großen Getriebe leben und doch nicht außer der Welt sind.

Sie haben Berührung mit England, Berührung von Skandinavien, sind unweit von Berlin.
Plötzlich überkam mich unendliche Traurigkeit. Ich erschien mir wie ein Fisch im Aquarium, der da draußen vor seinem Fenster in seinem leuchtenden Wasser Gestalten und Wesen sieht, und wenn er auf sie zuschwimmt, stößt er sich die Nase an der Glaswand. Ich fror so richtig von innen heraus, als hätte mein seelischer Mensch nasse Füße bekommen. Darum ging ich in den Ratskeller. Zwei Flaschen alten Burgunder trank ich und aß dazu üppig. Dieser Wein brachte mich wieder auf mein altes Lebensproblem: In heißem Burgunder badend die Adern zu öffnen.
Ich hatte es diese letzten Tage über vergessen. Diese Sorte 87er Chambertin schien mir zum letzten Lebensbad geeignet zu sein. Ich fragte beim Kellner nach, ob ich wohl achthundert bis tausend Flaschen von dieser Sorte haben könnte. Der Kellner fragte beim Wirt nach und erklärte dann sehr liebenswürdig, mit mehr als zwölf Flaschen könne mir nicht gedient werden.
An solchen kleinen Nebenumständen hängt oft das Leben.
Der Wirt kam hernach selbst und fragte mich, ob ich für ein Weinhaus tätig sei. Er wolle mir gern Fingerzeige geben. Ich erklärte, ich bedürfe des Weins für meinen eigenen Gebrauch, sah aber darauf in ein liebenswürdig-ungläubiges Gesicht. Ich erhob mich darum bald mit der leichten Schamempfindung, als wäre ich der Großsprecher, für den mich der Wirt hielt. Immerhin ging ich in mein Hotel zurück mit dem Gefühl, heute wirst du gut schlafen, denn du hast einen Tag hinter dir, der weniger leer war wie manch anderer zuvor.

Als ich in den Vorraum meiner Zimmer trat, legten sich zwei Hände leicht auf meine Schultern. P. stand hinter mir. Wortlos streifte er mir den Mantel ab und nahm die Mütze in Empfang.

Er öffnete die Tür. Ich trat ein, sank in einen Sessel, P. befreite mich von den Stiefeln, vom Anzug, und reichte mir, da ich mich im Bett ausstreckte, ein Glas mit einer bitterlich schmeckenden Flüssigkeit. „Es wird dem gnädigen Herrn nach dem Burgunder gut tun, für morgen," ermunterte er. Ich trank und fühlte mich wohlig im Bette erschlaffen.

Die Ruhe umschmeichelte Zehen und Füße und kroch langsam hinauf bis zum Herzen, zum Hirn, und ich schlief ein — mit einem Duft Erinnerung von blondem Haar.

Viertes Kapitel

Warum erkennt es denn das Männergeschlecht nicht, daß die Liebende in der Stunde der Liebe ja nichts weiter tun will als alles für den Geliebten?

Jean Paul: Titan 3. K.

Aus der Träumerei wird Ernst. — Ein Bad kann auch das Leben enthalten. — Das Frühstück, das nicht in der Erinnerung entschwand. — Travemünde und ein heißer Mai. — Geständnisse. — Vom Bersaglierimajor. — Und dennoch — alles war Comfort und darum blieb es ohne Bestand. — Ein Traum im Rausch und in Dumpfheit. — P.s Schmerz. — Ediths Brief. — Dobberan und Heiligendamm. — Lebenspausen, die gut ausgefüllt werden. — Es gibt keine wichtigen Menschen, aber glücklich sind nur die, so sich wichtig nehmen.

Mit frischem Kopfe und jungen Gliedern erwachte ich und schwebte auf dem Schaukelbrette der Erinnerungen hoch und nieder.

Gleichgeblieben war der Raum von einst. Ich sah den Spiegelschrank in der Ecke, den mit der grünen Brokatdecke behangenen Tisch im Lichte der durch gelbe Stores gedämpften Fenster.

Wie war es doch? Hatte ich vorgeträumt damals, was kommen sollte, oder durchlebte ich jetzt eine sanft beklemmende Stunde der Vorausahnung künftiger Geschehnisse?

Hatte ich im Schlaf den Entschluß gefaßt mich von der Freundin zu trennen, oder war es Traumspuk der Erinnerung, daß ich mein Lebensgeschick der Gesellschaft Comfort überantwortet hatte?

Ich erhob mich, warf den grünbrokatenen, daunengefütterten Schlafrock über, gürtete ihn, schritt zum Erker und schaute hinaus auf die enge Gasse mit hochgiebeligen Lübecker Häusern. Losgelöst war ich von allem „Bisher" und lächelte über den dumpfen Mann, der monatelang nachgebrütet hatte über die verschiedenen Arten von Selbstmord!

Da hörte ich in meinem Badezimmer zur Rechten den Wasserhahn rauschen. Was konnte das sein? Hatte P. mein Erwachen beobachtet, richtete er das Bad her?

Ich öffnete die Tür und sah neben der Wanne eine Frauengestalt, den Kopf versteckt im weißen Häubchen, die Glieder verhüllt im blaugesäumten, weißen Bademantel.

Sie wandte sich um. Da sie mich gewahrte, schlug sie die Falten fester um sich und duckte sich nieder, aber der Auf-

schrei erstarb in ihrer Brust. Große Augen starrten mich an, Lippen blieben geöffnet stehen, und ich erkannte in ihr, da sie sich aufrichtete, Fleisch geworden, die Erinnerung der längst verströmten Zeit: Edith! Sie streckte die Hände flach aus, rang nach Atem und fragte sich selbst:
„Ist es denn wirklich wahr?"
Unsere Blicke umfaßten einander, während es aus den Hähnen rauschte und über die Wanne der Dampf des heißen Wassers emporstieg. Ich ergriff ihre Hand und küßte sie. Edith ließ mich gewähren. Ich umschlang ihre geschwungenen, reifen Hüften. Sie lehnte sich an mich, ihr Kopf lag an meiner Schulter, wir preßten Mund auf Mund.
Als wir zusammen frühstückten, wählte sie dieselben Speisen wie vor vier Jahren, bei unserem letzten Frühstück im Kurhaus zu Travemünde, bei dem das Telegramm eintraf, das sie zur Mutter nach Davos berief:
Kaviar, geröstete Hammelnieren, schwedisches Knäckebrot, Graubrot, Weißbrot, Holsteiner Butter und ein wenig Brie-Käse.
Sie selbst schenkte schweren Kaffee aus einer bauchigen, silbernen Kanne, die, wie mir's schien, dieselbe Form wie die Kaffeekanne in Travemünde zeigte.
Unsere Lebenserinnerungen, unsere Sentimentalitäten hängen vornehmlich an Geruch und Geschmack. Augen, Ohren und Nase wandeln sich mit der Seele; nicht ohne Grund sind sie dem Werkzeuge des Geistes, dem Gehirn so nahe. Beherrscht werden wir durch die Triebe des tierischen Wesens und darum wirken in uns Geschmack, Geruch und das Tastgefühl am stärksten. Sie binden uns an die Laster, an Genüsse und Erinnerungen des Leibes.

So geschah es, daß der Geruch dieses Frühstückstisches wie eine Wesenswand zwischen mir und der vierjährigen Vergangenheit stand.
Kaum älter schien Edith zu sein.
Ohne Hemmung sprachen wir von Travemünde, als wären wir erst gestern dort gewesen.
Als ich die Nieren gegessen, sprach es aus mir:
„Wenn nur jetzt nicht das Telegramm kommt, das sie nach Davos beruft."
Denn der verhängnisvolle Abruf traf vor vier Jahren ein, als ich gerade das letzte appetitliche Stück der noch leicht blutenden, gerösteten Niere verzehrte.
„Mein Gott, ja," seufzte sie. Aber mit dem viel stärkeren Wirklichkeitsempfinden der Frau fügte sie hinzu:
„Das ist ja alles schon geschehen."
Plötzlich wurde sie ernst und fragte:
„Warum hast du mir eigentlich die ganze Zeit nie wieder geschrieben?"
Ich gestand demütig:
„Edith, ich glaubte nicht recht an die Tatsache des Telegramms. Ich glaubte, du wolltest in dem Augenblicke lösen, da er am schönsten war und darum wärest du davon gefahren. Acht Tage erhielt ich keine Nachricht von dir. — Das nahm ich zum Zeichen und ging auf eine Mittelmeerfahrt."
Sie schüttelte den Kopf. Da jedoch von meinen Worten kein einziges ihre Eitelkeit verletzt hatte, ließ sie dem Pendel der Stunde einen ruhigen Gang und sagte einfach:
„Ich freue mich sehr, daß der Zufall uns wieder zusammengeführt hat."

Noch am selben Nachmittag waren wir in Travemünde. Wir gingen ins Kurhaus. Wir fanden dieselben Zimmer wie vor vier Jahren. Wir lebten, als wäre die Zwischenspanne Zeit erloschen.

Wir trugen sicherlich nicht dieselben Kleider wie damals, und das mag als ein Beweis gelten, daß die Kleider nicht das Wesen des Menschen ausmachen. Das Wesen der Menschen wird bestimmt durch die geistigen und tierischen Kraftpunkte. Diese wandeln sich nur dann, wenn sich die Menschen bekehren.

Aber wir beiden Menschen des Amüsements, Menschen der Oberfläche, wenn Sie es haben wollen, wir waren ja viel zu steril, um uns bekehren zu können. Es gibt kein Wunder der Bekehrung. Im Saulus lebte schon vorher Paulus. Alles wird Blüte und Frucht nach einem inneren Gesetz. Ein Wandel von außen ist immer nur Maske, Heuchelei, Schauspielertum!

Wir fanden denselben alten Fischer wieder, der mit uns vor vier Jahren hinausgesegelt war. Dieser Mann, mit der Fräse unterm Kinn, in dunkler, farbloser Jacke, hohen Stiefeln, mit dunkelblauer Marinemütze, hatte sich auch nicht bekehrt im Laufe der vier Jahre. Ich redete ihn als Bekannten an. Dazu lächelte er mißbilligend. Aber als er mit dem Instinkt des Primitiven erkannt hatte, daß ein Wiedererkennen die Trinkgelder steigern würde, tat er sogleich sehr bekannt.

In dem damaligen beseligten Lebensaugenblick merkte ich das nicht so genau. Wir segelten mit ihm weit hinaus. Er fuhr mit uns an entlegene Teile der Küste. Dort nahmen wir der Maikühle zum Trotz kurze Bäder, während er seine Pfeife rauchte und zuschaute, als ein neuzeitlich

kostümierter Triton, wenn wir krebsrot aus dem scharfen Wasser kamen und uns zur raschen Erwärmung gegenseitig frottierten.
Wir führten keine tiefen oder geistreichen Gespräche, aber wir verstanden uns körperlich und seelisch, wie zwei Gräser, die nebeneinander wachsen und der Frühlingswind sanft aneinander schmiegt. Glauben Sie mir, das tiefste Menschenglück ist vegetabilisch.
Das Gerede von dem Einswerden im großen Pan ist gar nicht so dumm. Es ist nur ein anderes Mysterium als es die Dritten immer auffassen. Es ist einfacher und darum viel schwerer zu ergründen.
Ich kann Ihnen von Edith gar nicht viel erzählen, denn ich bin ja kein Dichter, der das Vorrecht hat, zu lügen. Ich bin, wie ich es Ihnen von Anfang an sagte, ein Mensch ohne Talent und darum kann ich nur gestehen, ich fand Ruhe in ihr. Ich war glücklich. Daß auch ich die Frau glücklich gemacht habe, maße ich mir nicht an zu behaupten. Aber sie hat mit mir zwei, drei Wochen innig gelebt, eng an mich geschmiegt, wie ein Gras an das andere, zusammengefügt vom Frühlingswind.
Weil nichts vollkommen ist, nahm auch diese Zeit ein Ende, weil wir Menschen nicht nackt eins beim andern sein können, auch wenn wir uns vielleicht nackt umarmen. Immer bleiben wir von einer Wesenshülle umspannt, die den Kern des andern unbegreiflich macht.
Wir waren an einem der letzten, sommerheißen Maitage auf den Dünen dahin gewandert und fanden, geschützt durch Gebüsch, eine kleine, weiße Sandkuhle, die zum Sonnenbad einlud. Wir warfen die Kleider ab und streckten uns nebeneinander aus. Arm in Arm lagen wir, schau-

ten in den tiefblauen Himmel und genossen die Sonne, deren Strahlen stark und mild zugleich waren und noch nicht die sengende Kraft besaßen wie im Hochsommer.

„Es ist doch zu dumm," sagte Edith und drängte ihren frischen Körper dichter an mich, „daß wir diese vier Jahre verloren haben."

Ich küßte sie auf die Augen.

„Was hast du denn in diesen vier Jahren getan?" fragte sie.

„Ich habe ein langweiliges Leben geführt," sagte ich, „getan habe ich nichts."

„Aber du bist mit Frauen befreundet gewesen," fragte sie neugierig.

„Mit keiner wie mit dir."

Sie umschlang mich fest. Ich ließ die Hände auf ihrem Rücken spielen. Ich fragte:

„Und du? was hast du in diesen vier Jahren getan?"

Sie richtete sich ein wenig auf, stemmte den Ellbogen in den Sand und stützte den Kopf in die Hand. Sie sagte ernsthaft:

„Als ich dich damals verloren hatte, lernte ich in Verona einen Versaglierimajor kennen, einen schönen, schwarzen Teufel. Ich heiratete ihn. Er verbrauchte viel Geld, denn er spielte hoch. Ich hatte die Absicht, ihn zu bessern und aus ihm einen ordentlichen, geregelten und brauchbaren Menschen zu machen, der für mich paßte. Aber immer hatte er Rückfälle in seine Leidenschaft.

Darüber war er sehr unglücklich, zumal wenn er mich wieder um Geld angehen mußte. Zuletzt wurde ich auf den Rat meines Anwaltes hart. Ich verweigerte ihm die Summe, die er brauchte. Da fingierte er einen Mord-

versuch und schoß sich dabei, nicht wie er beabsichtigt hatte, in die Rippe, sondern in die Lunge. Ich habe ihn gepflegt. In den Krankheitswochen zu Arosa hat er mir alles bekannt. Er war wie ein guter Bub. — Hätte ich ihn weiterpflegen können, hätte ich vielleicht einen Lebensberuf gehabt. Aber er überstand den Lungenschuß nicht.

Darnach bin ich herumgereist, um die Tage zu vergessen. Schließlich habe ich dich wieder getroffen. Das ist das Beste von all meinem Reisen."

Sie warf sich über mich und küßte mich. Dann sprang sie plötzlich auf und rief:

„Es wird Abend und kühl, wir müssen uns schnell anziehen."

Sie brauchte irgendein Kämmchen oder Bürstchen, als sie bereits angekleidet war, suchte in ihrer Handtasche und zog dabei ein blaues Kuvert heraus, das den mir wohlbekannten Kopf trug:

„Gesellschaft Comfort".

„Bist du auch Mitglied?" fragte ich sie.

Sie wurde blutrot.

„Woher kennst du diese Gesellschaft?" rief sie hastig dawider.

„Warum hast du mir das vorhin bei deiner Geschichte verheimlicht?" fragte ich sie.

„Hast du es mir etwa erzählt, daß du Mitglied bist?"

„Ich bin es nur auf ein Jahr, zum Versuch."

Sie aber rang die Hände und sagte:

„Jetzt ist es mir klar, warum meine Zofe mir einredete, ich hätte die Absicht gehabt, nach Lübeck zu fahren. Sie hat es mir im Auftrage der Gesellschaft suggeriert."

„Genau so wurde mir dies durch meinen Peter suggeriert!“ rief ich empört. Sie seufzte:
„Dann hat uns also nicht das Schicksal, sondern die Gesellschaft Comfort zusammengefügt.“
Mir sprang der bittere Scherz von den Lippen:
„Vielleicht ist die Gesellschaft Comfort unser Schicksal.“
Sie erhob die rechte Hand und schüttelte den Zeigefinger nach Art der Italiener, die damit „nein“ sagen wollen (sie mochte es wohl von ihrem Versaglierimajor gelernt haben), und rief:
„Ich habe mir, als ich eintrat, eine gewisse Ruhe für mein Geld erkaufen wollen. Bei dir wird wohl dasselbe der Fall gewesen sein. Die Gesellschaft wollte zwei passende Menschen zu einer Sommersaison zusammenfügen. So fasse ich es auf.“
Plötzlich fing sie an bitterlich zu weinen. Sie ließ sich nicht beruhigen. Sie war völlig von ihrem Schmerz zerrissen, wehrte ab mit Händen und Schultern, zuckte bei jeder Berührung zusammen und lief, ohne auf tückische Aeste und Disteln acht zu haben, durch die Dünen, daß ihr weißer Rock zerriß.
Um ihrer selbst willen durfte ich mich damals nicht neben ihr am Strande zeigen, trotz der wenigen Besucher der Vorsaison. Wir hätten ein zu übles Schauspiel den Menschen geboten.
Ich war innerlich ohne Haltung. Ging darum in ein Strandlokal und trank viele Grogs. Wie viele weiß ich nicht.
Ich habe mich dann, schwer vom Alkohol, im Kurhaus auf mein Bett gelegt.
Als ich so in Dumpfheit ruhte, war mir's, als hätte die

Tür sich aufgetan und Edith wäre zu mir gekommen in einem leichten Nachtgewand.

Es war ein peinlicher Traum. Nie zuvor war ich mit einer Frau im trunkenen Zustand zusammen gewesen. Es soll ja Menschen geben, die dies meisterlich verstehen. In meinem Grogtraum rollte ich mich in meine Decke, vergrub den Kopf in das Kissen.

Da war es mir, als sänke sie über mich, küßte mich und weinte.

Ich verhielt mich ganz ruhig, schlief dann fest ein und wachte am nächsten Morgen mit einem heftigen Kopfschmerz auf.

Ich klingelte und P. kam. Er war verstört.

„Kopfschmerzen!" rief ich ihm entgegen.

Er brachte mir ein paar Pulver. Seine Hände zitterten, seine Sicherheit war völlig dahin.

„Was haben Sie," herrschte ich ihn an.

Da rang er die Hände und sagte:

„Die Dame ist heute davongereist und ich weiß nicht warum."

Ich fühlte mich hoffnungslos leer. Ich will dahingestellt lassen, wie weit bei einem Menschen, der ohne jedes Talent ist, ein wirkliches Gefühl in mir sprach. Ich bin immer ein Mensch von festen Lebensgewohnheiten gewesen und hatte mich nun an Ediths blond-weibliche Sphäre gewöhnt. Da sie fehlte, fror es mich, wie es einen Menschen friert, der aus Unachtsamkeit im Winter das Unterhemd ausgelassen hat. Das Fehlen des Unterzeuges zieht meistens einen Schnupfen nach sich oder gar eine Grippe, das Fehlen einer seelischen Angewohnheit wie Liebesan-

schmiegsamkeit eines Weibes erzeugt einen ähnlichen desolaten Zustand des Wesens:
Gemütsgrippe!
P. folgte mir mit kummervollem Blick. Er war blaß und litt wie ich. Er tat mir leid. Während er mich rasierte, fragte ich ihn:
„Sagen Sie, P., haben Sie denn etwas bei der Geschichte verfehlt?"
P. krauste die Lippen und erwiderte:
„Gnädiger Herr, ich bin mir keines Kunstfehlers bewußt. Auch war die Zofe mit der gnädigen Frau völlig zufrieden. Und nun diese Wendung — —."
Er machte eine Pause. Tränen traten ihm in die Augen. Er fragte mich:
„Wollen der gnädige Herr dem Dr. van Merlen Mitteilung davon machen?"
Ich wollte den Burschen nicht kränken und erwiderte:
„Ich kann darüber später mit Dr. van Merlen reden. Inzwischen, meine ich, ist es ihre Pflicht, nach dem Abkommen, das ich getroffen habe, mein seelisches Gleichgewicht wieder herzustellen.
Ich kann Ihnen versichern, es wird nicht leicht werden."
„Legen der gnädige Herr großen Wert darauf, die Dame wiederzusehen?" fragte P.
„Es kommt darauf an," erwiderte ich, „ob sie mir schreibt und wie sie mir schreibt. Ich habe mich ihr nicht aufgedrängt. Als wir uns vor vier Jahren trennten, war ich mir klar, eine Heirat zwischen uns wäre überflüssig, unnötig und beschwerlich.
Daß uns eine Enveloppe der Gesellschaft Comfort trennen

konnte, ist eigentlich ein genügender Beweis dafür, daß unsere Bindung nicht genügend stark war."
„Der gnädige Herr dürfen nicht mehr in Travemünde bleiben," sagte P. und rieb mir das Gesicht mit Eau de Cologne ein.
„Wie wäre es, wenn der gnädige Herr nach Dobberan gingen?"
„Dobberan?" sagte ich. „Sind da im Hochsommer nicht Rennen?"
„Allerdings," sagte P., „es finden Rennen im bescheidenen Umfang statt. Aber in Dobberan befindet sich das beste Gasthaus von ganz Mecklenburg, das Logierhaus. Die Leute pflegen zu sagen, wenn der Großherzog gut speisen will, fährt er zum Logierhaus nach Dobberan. — Dort leben der gnädige Herr sehr einfach, altväterlich, nett. Diese Zurückgezogenheit würde sich sehr gut machen, wenn die gnädige Frau zurückkommen sollte. Außerdem ist das Bad Heiligendamm nicht weit entfernt, mit gut gepflegten Tennisplätzen und einer ruhigen, distinguierten Gesellschaft."
„Gut," sagte ich, „ob ich meine Ostseebäder in Travemünde oder Heiligendamm nehme, bleibt sich gleich, zumal, wenn das Essen so ausgezeichnet ist. Es dürfte also dieser Luftwechsel nicht übel sein." — —
Im Logierhaus zu Dobberan trank ich einen ausgezeichneten Bordeaux, einen alten, guten Wein, der mit schönen, langen Korken verschlossen war, ein Wein, der die Seele eines Menschen schmiegsam machen mußte.
Ich war am Vormittag angekommen und hatte mich in eine der kleinen Holzboxen vor das Haus gesetzt, um Mittag zu speisen. Ich aß ganz allein eine Ente auf, trank

dazu den besagten Bordeaux, und da ich nichts zu verlieren hatte, und alles auf Kosten der Gesellschaft Comfort ging, trank ich eine zweite Flasche, danach ganz gemächlich eine dritte und zählte die Leute, die vorbeigingen und in den Camp hineinpassierten von mittags um zwölf Uhr bis abends um sieben Uhr, im ganzen dreiundzwanzig Menschen. Es beruhigt die Nerven sehr, den Leuten nachzublicken, wenn es nur einige sind. Es ist dann möglich, sich jeden einzuprägen und über jeden mit sich selbst zu lästern. Nebenbei spann ich geruhsam die Idee aus, ob nicht eventuell das Abschiedsbad von dieser Welt in diesem roten Bordeaux, der vor mir stand, zu nehmen sei und nicht in Burgunder.

P. kam von Zeit zu Zeit um das Hotel herumgegangen und betrachtete mich mißtrauisch von der Seite. Er sah noch immer aus wie das verkörperte böse Gewissen.

Ich aß auf gleichem Sitze gut zu Abend und ging dann in einem altertümlichen Zimmerchen zu Bett. Kerzen brannten in Silberleuchtern, nicht einmal elektrisches Licht gab es an diesem gesegneten Orte. Aber die Betten waren gut, breit, mit ausgezeichnetem Leinen bezogen.

Ich schlief traumlos ein und erwachte am anderen Tage mit einiger Verwunderung, mich in Dobberan und nicht in Travemünde zu finden. P. war wie ein Geist zur Stelle. Er überreichte mir einen Kartenbrief, der Ediths Schriftzüge trug. Sie schrieb:

„Mein liebes Mitglied unserer gemeinschaftlichen Gesellschaft Comfort! Sie werden es mir nicht verübeln, wenn ich die Surrogatleidenschaft mit Ihnen nicht länger teilen wollte. Ich hätte nie von Ihnen vorausgesetzt, daß Sie einer solchen Lebensödigkeit fähig wären (dasselbe

hatte ich auch bei ihr nicht vorausgesetzt). Sie werden es verstehen, daß ich nach dieser Erfahrung sofort die Brücke niederreiße, die mich mit Ihnen verbindet. Ich sitze im Speisewagen eines D-Zuges, und mein Gegenüber ist ein schnauzbärtiger Herr, der Typus eines eleganten Reiteroffiziers (wie ihr früherer Italiener, dachte ich). Der Herr wirft mir Blicke zu, aus denen ich ersehe, daß er sich für mich interessiert. Da er ein gutgewachsenes, gutgepflegtes, gutgebautes Exemplar von Mann ist und ich volle Unabhängigkeit besitze, zu tun und zu lassen, was ich will, sehe ich nicht ein, warum ich seine Bekanntschaft nicht machen soll. (Ich mußte ihr Recht geben, es war nicht einzusehen.) Das, mein Herr, wollte ich Ihnen ehrlich mitteilen, damit bei einem Wiedersehen unsere gesellschaftliche Haltung uns beiden fest vorgezeichnet ist.
Sie sind mit einem guten Reisegruß entlassen.

Edith."

P. sah mich forschend von der Seite an. Ich zuckte die Achseln und nahm aus meinem Etui eine Zigarette. Es ist dies die einfachste Handlung, die immer geeignet ist, eine Pause zu füllen. Ich hatte mir diese Handlung aus dem Filmschauspiel angewöhnt. Dort füllen die selbstsicheren Leute auch immer ihre Lebenspausen mit einer Zigarette aus, und es ist zu sehen, daß sich das gut macht. Schließlich war ich ja auch nur eine Filmfigur des Dr. van Merlen. Ich wurde von ihm durch das Dasein gekurbelt. Ich hatte also dasselbe Anrecht wie ein bezahlter Filmheld.
P. meldete beflissen:
„Ich habe einen Korbwagen zur Stelle, um den gnädigen Herrn zum Heiligendamm zu kutschieren."

Ich mußte es dem jungen Mann lassen. Tüchtig war er. Er vergaß nichts. Er wußte die Lebenspausen zu füllen. Er war ein ausgezeichneter Diener im Sinne der Gesellschaft Comfort.

Also rollte ich in einem Korbwägelchen nach dem Heiligendamm.

Dieses Bad hat für sich als Vorzug die außerordentliche Leere von Menschen. Immer macht es einen vornehm bankrotten Eindruck.

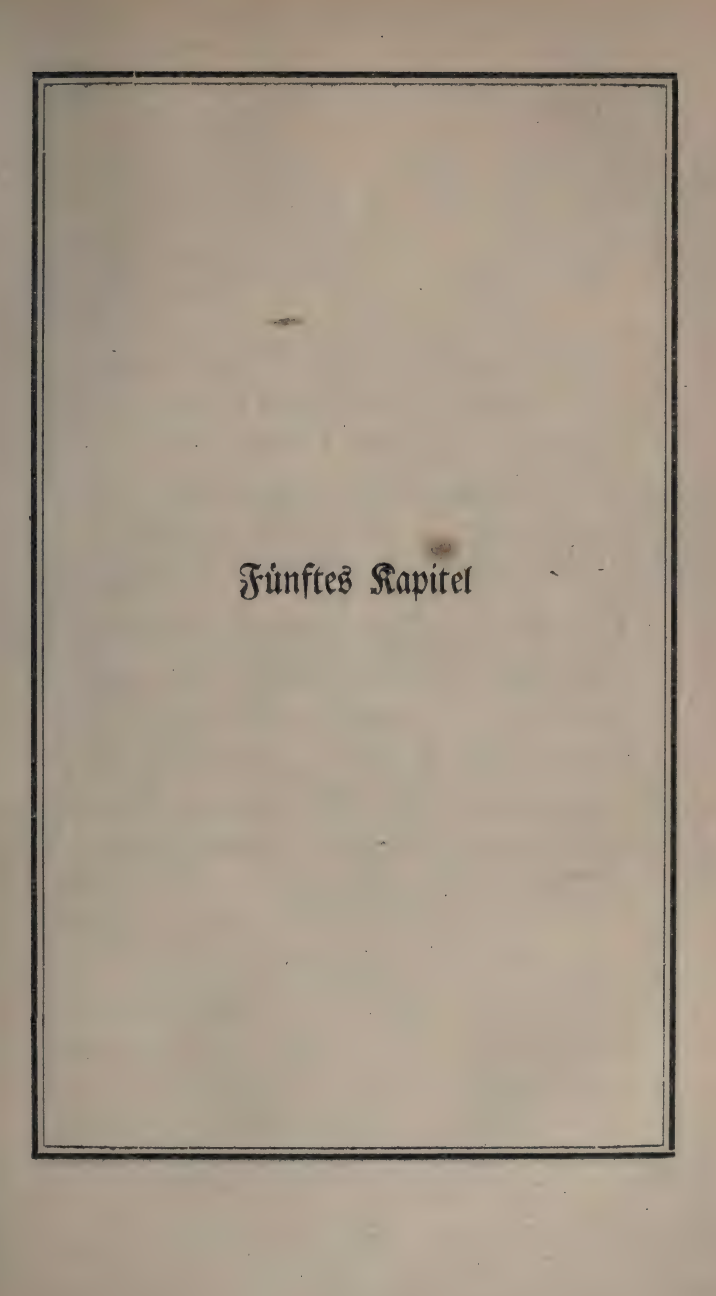
Ich ging zu den Tennisplätzen, setzte mich in einen bequemen Korbsessel und sah zu, wie diese Menschen, die so tun, als ob sie ein aristokratisches Dasein führten, sich abarbeiteten.

Ich hatte früher auch Sport getrieben, denn welcher jüngere Mensch könnte sich der Macht der Mode entziehen. Ich hatte auch dazu kein Talent aufgebracht, wie zu all den anderen Dingen, die dem Menschen Lebensfanatismus geben. Ich bin zu früh dahinter gekommen, daß die Menschen sich nur betätigen, weil sie sonst mit dem Leben nichts anzufangen wissen. Mich reizte diese Selbstbeschwindelung nicht. Wer könnte von sich mit Sicherheit behaupten, daß seine Tätigkeit zu etwas nutze sei.

Auch die wichtigen Leute, die das Futter der Menschen heranschaffen, sind eigentlich zu nichts nutze. Daß sich Tausende von Millionen die Bäuche vollschlagen und sich vermehren? Welchen Zweck hat dies? Aber freilich, zum Lebensfanatismus gehört es, daß sich die Menschen wichtig machen. Sie behaupten, es wäre gut für den Nächsten zu sorgen. Es machte die Menschen besser, wenn sie es täten. So dachte und philosophierte ich damals. Ich sagte mir:

Ich sehe das nicht ein. Die Menschheit ist im Laufe der Jahrhunderte nicht besser geworden und auch nicht schlechter. Die Menschen sind Troglodyten geblieben. Sie haben ihre Narrheiten behalten, sie haben die Grundgewohnheiten und Triebe bewahrt. Sie reden sich ein, daß sie im Fortschritt begriffen sind. Sie brüsten sich mit ihrer Kultur, sie rühmen sich ihrer Zivilisation. Was haben sie nun erreicht? Für mich nur das eine, daß ich mich leben lasse durch die Gesellschaft Comfort und mich dabei dennoch blödsinnig langweile.





Fünftes Kapitel

Erschien ein Engel auf der Erden
Und schwür' er mir sein Mitleid zu;
Die Schickung ließ ihm keine Ruh,
Er müßt' an mir ein Satan werden.

J. Christian Günther: Oden.

Von den Annehmlichkeiten eines Steinstrandes. — Die Kirche von Dobberan und die Dame in Schwarz. — Flucht vor Comfort. — Vom Mädchen in Weiß, welches las. — Peter Marons verlogenes Buch. — Das Mädchen in Weiß auf der Bank wird eine Lebensgewohnheit. — Casanova als Fangmittel für junge Damen. — Ein häßliches Buch! Der Wanderer ins Nichts wird erkannt und definiert. — Er verteidigt die Lebensfaulheit. — Er ist gegen Familie und Kinder. — Sie möchte ihn bekehren. — Gefühle nach der Konvention. — Er läßt sich's gefallen und reist mit dem jungen Mädchen nach Rostock. — Er lästert über Wissenschaft und Aufgabe der großen Gelehrten. — Sie soll gerettet werden. — Sie hat einen netten Schwips.

Am Heiligendamm schätzte ich den Steinstrand. Er bildete den Schutz dieses Winkels gegen Kinder, die sonst den Erwachsenen das Leben an der See verekeln. Kinder sind immer tätig, eifrig, laut. Sie zeigen ihre Leidenschaften, sie brüllen und sind fast immer ohne Resignation. Sie fallen dem Müden mit ihrer unverschämten Lebensfreude auf die Nerven.

Das war für einen Menschen wie mich, der zu dem Zwecke lebte, sich anständig aus der Welt zu begeben, von imposanter Peinlichkeit. Es saß sich gut am Steinstrand auf irgendeiner Bank, wenn die Sonne niederbrannte und das Wasser von den Steinen eingeschlürft und ausgegurgelt wurde. Es war so geruhsam, die Energien allein auf Essen, Trinken, Baden, Sich-Sonnen einzustellen, sich im Schwindenlassen des Gedächtnisses zu üben, Pflanze zu werden.

P. war noch diskreter in seiner Bedienung als zuvor. Die Niederlage im Liebesarrangement der Gesellschaft Comfort hatte ihn in seinem Ehrgeiz scheinbar tief gekränkt. Ich war gespannt, was er Neues für mich ersinnen würde und beschloß, mich durch die nächste Episode nicht überraschen zu lassen.

In den Morgenstunden ging ich zu dem schönen, gotischen Backsteindom von Dobberan, spazierte im Park, trabte um die Kirche, besuchte das Denkmal, das eine Fürstin hier ihrem Schoßhündchen gesetzt hatte und sagte mir:

Wenn du nun ein anderer Mensch wärest, so könntest du allerhand Gedanken haben, würdest vielleicht mehr oder minder gute Sonette machen, oder eine Erzählung schreiben, vielleicht könntest du über eine wichtige Erfindung nachgrübeln, vielleicht auch etwas auswendig lernen, ir-

gendeine Eisenbahn- oder Börsenoperation überdenken. All das wäre möglich, wenn du ein anderer Mensch wärest. Aber so, wie du einmal bist, gelebt durch die Gesellschaft Comfort, genießest du nur die Annehmlichkeiten, die sinnliche Freude an dem dunklen Grün, an dem Ausblick auf die rötliche Kirche, deren Dach in den blauen Sommerhimmel einschneidet.

Aber wenn du dir es richtig überdenkst, sind auch diese Gedanken nicht deine eigenen, sie sind beeinflußt durch Bücher, die du gelesen hast, durch Gefühlsausbrüche von Menschen, die vor einem grünen Baum standen und beim Spiel der Lichter auf seinen Blättern riefen: Oh, wie schön!

Warum empfinde ich dies alles als angenehm? Nur weil das Generationen vor mir auch getan haben. Was also mir meine Empfindung dünkt, ist ein reizender Selbstbetrug. Mithin tauge ich also nicht einmal zu einem Drohnendasein, da ich nicht einmal die Selbstverständlichkeit der Drohne habe, die gar nicht darüber nachgrübelt, ob sie da ist oder nicht da ist, sondern eben als Drohne ihre Pflicht tut, ihr Leben ohne Harm angenehm zu verbringen.

Ich fühlte mich so seelisch heruntergekommen, daß ich nicht einmal mehr mit der nötigen Energie an meinem Selbstmordprojekt arbeitete. Ich erhielt zwar von meinen Antiquaren noch Bücher nachgesandt, aber ich ließ sie ungelesen. Ich ertappte mich sogar auf Gedanken, die nach Lübeck und Travemünde zurückirrten. Sollte ich also so schwach geworden sein, daß ich sogar an Episoden wiederkäute, die mir von der Gesellschaft Comfort serviert wurden?

Ich begegnete beim Gange um die Kirche einer Dame in Schwarz, die mich forschend ansah. „Comfort!" dachte ich. „Sei auf der Hut!" Ich verlegte meinen Morgenspaziergang um eine viertel Stunde früher und siehe da, ich traf die Dame in Schwarz zum zweiten Male.

Sie trug üppiges, kupferrotes Haar in einem Netz. In der Hand hielt sie einen schwarzen Stockschirm mit großer, schwarzer Schleife. Sie setzte ihn mit schlankem Arm weit aus, wie ein Ratsherr des 18. Jahrhunderts seinen hohen, goldbeknopften Stock. Ihr Gesicht war fein. Sommersprossen durchrieselten es strichig, als ob es in ihrem Gesicht regnete. Die Augen hielt sie gesenkt unter langen, rotgoldenen Wimpern. Das war ohne Frage apart. Aber sie schaute nie auf. Das war Berechnung.

Ich beschloß, nicht mehr zur Kirche zu gehen und ließ mich durch ein kleines Automobil, das mir P. vom Dobberaner Arzt borgte, frühzeitig die lange Allee hinunter nach dem Heiligendamm fahren. Dort war alles still, bis auf den Tennisplatz, wo die Sportsleute ihrer morgendlichen Schweißabsonderung frönten.

Wenn ich diesen Menschen mit den verbissenen Gesichtern zuschaute, wie sie wütend auf die Bälle einhieben, nur mit dem Zwecke, sich gegenseitig nach festgestellten Regeln zu besiegen, so spürte ich, was mir fehlte, die Selbsthypnose.

Am Heiligendamm fand ich, seitdem ich meinen morgendlichen Strandspaziergang machte, auf einer Bank unter einem grünen Sonnenschirm ein junges, weißgekleidetes Mädchen sitzen, eine Brünette, die andachtsvoll in einem gelben Romanbande las. Ihr wechselnder Gesichtsausdruck verriet, ob es auf der Seite, die sie gerade einsog,

rührend oder neckisch zuging. Ihre Mienen spiegelten die Effekte all dieser erlogenen Zustände des Buches wider. Ach, wenn es mir gelänge, auch so zu lesen, neidete ich sie an. Vielleicht wäre es mir dann möglich gewesen, mich über mein Dasein hinwegzutäuschen. Aber da ich leider zu genau weiß, daß all diese Darstellungen nur Variationen ein und desselben Themas, des Lebens nämlich sind, so üben sie auf mich nur einen höchst geringen Reiz aus. Ja, könnten die Dichter schildern, was nach dem Leben kommt, oder was vor dem Leben ist, würden sie uns nicht nur die kochenden, verschlossenen Töpfe vorweisen, sondern Kraftsuppen aus diesen Töpfen schenken, dann wollte ich mich gern an die Tische setzen.
Ich gab meinem Einfall nach und befahl P., er solle mir ein spannendes Buch bringen.
P. verneigte sich. Eine Röte glitt über sein Gesicht.
Paßte mein Wunsch der Gesellschaft Comfort etwa nicht? Ich beschloß um so strenger an meinem Vorsatz festzuhalten. Doch siehe da, als ich abends vom Essen aufgestanden war, legte mir P. auf meinem Tisch unauffällig einen Band hin, der da hieß:
„Aus dem Leben eines Ueberflüssigen.“ Von Peter Maron.
Darinnen war geschildert ein junger Mensch, der durch dreierlei Liebesleidenschaften, eine physische, eine sentimentale und eine leidenschaftliche entnervt wird und sich zum Schluß als einen gräßlichen Egoisten entlarvt, der des Lebens nicht mehr wert ist. Mit meiner besseren Lebenskenntnis sah ich sofort die Verlogenheit. Wer es versteht, sich so zu verlieben wie dieser Mensch, der in dem Buche von Peter Maron geschildert war, wird das Geschäft

fortsetzen. Er wird nicht sich selbst die Schuld beimessen, sondern den Frauen, denn das ist das Natürliche.
Allein das hätte dem Romancier nicht in seinen Kram gepaßt.
Ein Mensch, wie ich selbst es bin, ist ein zu trockener Knochen, um eine gute Brühe zu einer Roman-Bouillon zu geben.
Immerhin, ich habe das Buch gelesen. Es weckte angenehm meinen Widerspruchsgeist.
Als ich die Lektüre beendet hatte, fragte mich P., ob ich noch mehr von dem Autor lesen wolle. Ich erklärte ihm, daß ich verzichte. Wenn ich schon einmal Lügengeschichten läse, dann sollten es wirkliche Lügengeschichten sein, Ungeheuerlichkeiten, bei denen ein Mensch wie ich die Plage des Daseins vergessen könne.
P. erschien bei meinen Darlegungen verlegen, fast gekränkt.
Mit Spannung betrachtete ich jeden Tag das lesende Fräulein am Strande. Menschen, die sich ihre Leere durch das Morphium eines Romans ausfüllen können, sind begnadet.
Ich hätte das Mädchen gern gestört, da mir ihr Romangewinn nicht zuteil werden konnte.
Beim dritten oder vierten Male, als ich an ihr vorüberging, klappte sie gerade den ausgelesenen Band zu. Ich sah ihr die Erleichterung an, die der glückliche Schluß der Erzählung wohl bei ihr gezeitigt hatte. Da blickte auch sie auf und schaute mich länger an, als es einem jungen Mädchen wohl geziemt. Vielleicht vermengte sie mich den entschwindenden Traumgestalten des Buches.
Am Abend dieses Tages legte mir P. eine deutsche Ausgabe

der Schriften von Jakob Neuhaus vor. So nannte ich den abenteuernden Casanova für mich, weil in der deutschen Uebersetzung sich ein gewisses Plebejertum dieser Kraftnatur augenscheinlich offenbart. P. hatte mir eine Riesenaufgabe zugemutet, diese unendlichen Bände durchzulesen. Ich tat's, weil ich mir jeden Vormittag drei Stunden bei gutem Wetter am Heiligendamm dafür angesetzt hatte. Ich wurde nicht begierig danach, so viel zu erleben wie dieser Neuhaus. Er ergaunerte Geld, um es für seine Genüsse und Eitelkeiten anzulegen, machte Unannehmlichkeiten und peinliche Krankheiten aller Art durch und war zum Schluß doch ein griesgrämiger alter Mann, der sich darüber ärgerte, daß er seine Torheiten nicht weiter fortsetzen konnte.
Wenn ich mein Leben dagegen abwog, so war mir trotz alledem mein Dasein, das durch die Gesellschaft Comfort gelebt ward, entschieden angenehmer.
Spaßhaft war es für mich in dieser Zeit nur, als ich bemerkte, daß das Mädchen nun seinerseits an meiner Bank vorüberging, um auf meinem Gesicht den Eindruck meiner Lektüre zu studieren. Ich beobachtete sie, und machte mir eines Tages den Spaß, meinen Band liegen zu lassen. Es war, wenn ich's recht bedenke, im Sinne des alten Abenteurers gehandelt, der es ja verstand, Frauen auf ähnliche Weise zu verführen. Als ich nach einer halben Stunde zu meiner Bank zurückkehrte, saß das Fräulein mit geröteten Wangen auf meinem Platze und las in meinem Buche. Ich schwankte noch, sollte ich das Mädchen überraschen, oder weitergehen. Da schaute sie auf, errötete noch tiefer, klappte das Buch zu, reichte es mir und sagte: „Sie haben gewiß das Buch hier liegen lassen. Ich hätte

nicht geglaubt, daß ein Mensch ein so gräßliches Buch lesen würde."
„Aber gnädiges Fräulein, Sie waren doch eben selbst von der Lektüre gefesselt."
„Das ist das Traurige," erwiderte sie, „daß wir unserer Neugier nicht widerstehen können."
Ich zog nun den Hut und sagte:
„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle."
Sie war so verwirrt, daß sie ihren Namen nicht nannte. Plötzlich rief sie lebhaft:
„Ich habe Sie die ganze Zeit beobachtet und hielt Sie für einen unglücklichen Menschen. Gewiß haben Sie das gräßliche Buch nur in die Hand genommen, um sich abzulenken."
Ich schaute das Mädchen an. Sie war niedlich. Die Haut erschien mir sehr weiß und appetitlich, von der warmen Glätte, wie sie den Brünetten zu eigen ist. Das Ohr war klein, die Nase leicht gebogen, so daß sie von der Seite mit den vollen Backen, den großen, dunklen Augen und dem Wuschelkopf an einen drolligen Kakadu erinnerte.
Da ich nichts weiter zu tun hatte, nahm ich das Gespräch auf und sagte:
„Gnädiges Fräulein, Glück oder Unglück sind Begriffe, um die sich die Menschen streiten können, wenn sie Lust haben. Ich bin ziemlich apathisch, führe ein geordnetes Leben nach meiner Bequemlichkeit. Damit ist mein Dasein umschrieben."
„Haben Sie keinen Beruf? Haben Sie keine Lebensaufgabe?" fragte die kleine Dame. Da ich verneinte, bekannte sie:
„Das könnte ich nicht aushalten. Ich muß einen Beruf

haben! Ich muß mir meine Aufgabe stellen! Ich habe es zwar nicht nötig, da ich ein unabhängiges Leben führen könnte, aber um das befriedigende Gefühl zu genießen, nicht unnütz in der Welt zu sein, gebe ich in einer weiblichen Fortbildungsschule Unterricht."

„Oder Sie lesen Romane."

„Nur in meinen Ferien!"

„Sehen Sie," sagte ich, „Ihre Tätigkeit und Ihr Lesen läuft auf das Gleiche hinaus. Sie wollen sich betäuben. Ihr Wirken in der Fortbildungsschule könnte vielleicht sogar als unmoralisch angesprochen werden. Vielleicht nehmen Sie dadurch einem armen Mädchen, das sich durch diesen Unterricht Geld verdienen könnte, das Brot fort."

„Aber man muß doch etwas tun!" rief das kleine Wesen trotzig und schlang ihr Taschentüchlein um die Finger.

„Ich finde, dieses Muß ist ein Vorurteil, das der Zerstörung wert ist. Faule Menschen sind vielfach glücklicher als arbeitsame. Die Arbeit wurde in der Bibel schon als ein Fluch angesehen, und die Neger und andere natürliche Rassen nehmen es uns gewaltig übel, daß wir sie mit der Arbeit beglücken wollen."

„Und Sie glauben im Ernst an diesen Segen der Faulheit!" rief das kleine Fräulein hell und laut.

„Gnädiges Fräulein," erwiderte ich, „seien Sie versichert, ich glaube an nichts. Ich verfechte nur um des Gespräches willen das Gegenteil von dem, was Sie behaupten."

„Ja, dann sind Sie ja gar nicht so schlimm," meinte die Kleine und belohnte mich mit einem langen Blicke.

Ich schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich bin vielleicht schlimmer als Sie denken. Wenn ich

die wirkliche Begabung zum Faulsein hätte, wie irgendein Neger, der das Dasein mit offenen Poren genießt, wenn er in der Sonne schwitzt, oder sich den Bauch mit Reis füllt, dann wäre ich vielleicht glücklich zu nennen. Aber ich bin weder Fisch noch Fleisch. Ich bin weder glücklich noch unglücklich. Ich weiß auch nicht, wozu ich überhaupt unter der Sonne einen Schatten werfe."

„Wenn Sie eine Familie hätten, würden Sie anders denken."

Ich schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich stelle es mir sehr peinlich vor, eine Familie zu haben. Ich habe Kinder um der Tätigkeitstriebe und der Anmaßung willen, mit denen sie das kleine Loch, das sie in der Luft machen, unter Gebrüll und Bewegung zu vergrößern trachten, immer gehaßt. Was nun die liebende Hausfrau angeht, so ist sie doch nur für die Kinder da und nicht für den Mann. Es ist ein Irrtum, wenn Männer glauben, die Frau an sich zu fesseln, wenn sie sie heiraten und zur Mutter machen. Die Frau als Freundin, als Geliebte, geht im geordneten Haushaltungsdasein zum Teufel."

„Sie sind wirklich ein unglücklicher Mensch," seufzte die Kleine hoffnungslos. „Wenn ich nur wüßte, wie ich Sie von Ihrer Freudlosigkeit abbringen könnte!"

„Vielleicht dadurch, daß wir von etwas anderem reden," meinte ich freundlich.

Sie erhob sich und ging gegen den Gespensterwald zu.

Ich fragte, ob ich sie begleiten dürfe. Sie nahm meine Begleitung an und mußte auf dem ganzen Wege meine unausstehlichen Bemerkungen über die Inhaltlosigkeit des Daseins mit anhören.

Am nächsten Tage fand ich sie wieder mit einem Buch auf der Bank. Ich grüßte sie. Wir wechselten einige Worte. Was zwei- und dreimal geschieht, wird bei uns Menschen bekanntlich zur Gewohnheit, und solche Angewohnheit wurde für mich das tägliche Gespräch mit dem kleinen Fräulein.

Am sechsten oder siebten Tage fragte sie mich, ob ich nicht Lust hätte, mit ihr nach Rostock zu fahren. Sie hätte dort einige Besorgungen zu machen und wollte die alte Stadt beschauen. Wir verabredeten uns für den nächsten Morgen.

Am Abend gab ich P. meine Absicht kund. Er nickte, ohne ein Erstaunen zu zeigen, wie es sich für einen gutgeschulten Diener der Gesellschaft Comfort geziemt.

Am nächsten Morgen lagen ein hechtgrauer Anzug, ein grauer Filzhut, ein leichter, mausfarbener Mantel in meinem Wohnzimmer bereit. Mit einem hübschen, jungen Mädchen eine fremde, altertümliche Stadt zu besuchen, wäre vielleicht für jeden anderen Menschen sehr erregend gewesen. Für mich war es das nicht. Das einzige, was mich ein wenig prickelte, war der Umstand, daß die Gesellschaft Comfort mit diesem Erlebnis nichts zu tun hatte, daß ich mir gewissermaßen ein illegitimes Vergnügen gestattete. Gerade das gab mir auch eine gewisse Gleichgültigkeit. Ich kaprizierte mich auf nichts. Ich reiste ganz unschuldig nach Rostock. Ich huldigte nüchternen Auffassungen, sonst hätte ich mich ja nicht in den Schutz der Gesellschaft Comfort gestellt. Aber aus der Konvention habe ich doch manches für die Gefühlsangewohnheiten meiner Mitmenschen gelernt.

An sich ist es sicher gleichgültig, welche Orte Liebes-

paare, oder solche, die es zu werden wünschen, auszusuchen pflegen, denn die vom Sexualtrieb umnebelten Sinne finden alles schön und poetisch, wenn sich nur Gelegenheit gibt, unter Schonung des Schamgefühls, die Hüfte des geliebten Gegenstandes zu umschlingen, oder mit diesem besagten Gegenstand auf einer Bank zu sitzen, oder einen verschwiegenen Ort zu finden, wo gegenseitige Lippenmassage, volkstümlich Küssen genannt, verstohlenerweise geschehen kann. Die Gefühlsgewohnheiten gebieten Heimlichkeit, daher dunkle Orte, Verschwiegenheit, Stille. Sehr beliebt ist der Mondenschein, sicherlich nicht seines Silberglanzes wegen, sondern weil das im Dunkel sitzende, stehende oder gehende Paar durch das grelle Licht sich nähernde Individuen leicht beobachten kann.
Liebespaare haben immer ein schlechtes Gewissen. In ihnen wach ist ein Vorgefühl von künftig zu begehenden, unerlaubten Handlungen. Warum das wohl so sein mag? Ich bin sicher, daß die strammste Frauenrechtlerin, falls sie nicht sittenentartet ist, sich schämen würde, falls sie beim Küssen überrascht würde.
Gefühlsgewohnheiten, hatte ich mich entschlossen, das Kapitel zu nennen, das ich nie schreiben werde, denn ich fühle mich zu wenig befähigt, eine solche Arbeit weiterzuführen, bei der den Buchtitel der Einfall leiht, und die Zusammengelesenes aus tausend und einem Buche enthält, unter wissenschaftlicher Verbrämung.
Die Wissenschaft hatte mich immer entmutigt. Sie erschien mir als ein großes Gartenland voller Regenwürmer. Jeder Regenwurm war ein großer Gelehrter, der die Erde in sich schlingt und zu Humus verarbeitet. Die nachfolgende Generation von Gelehrten verschlingt dann den

verdauten Humus wieder und so wird der Boden immer fruchtbarer, schwärzer und reicher. Aber zum Anbau des wohlvorbereiteten Bodens scheinen die wackeren Regenwürmer nicht befähigt zu sein. Die Regenwürmer schlingen aus Gefühlsgewohnheit ein und geben aus zum Wohle der Menschheit, daran müssen wir's uns genügen lassen. Mich ließ es die Gefühlsgewohnheit angenehm empfinden, daß ich mit dem kleinen brünetten Fräulein nach Rostock fuhr.

Die Ortsverbindung wirkt immer als Verbindung zwischen Menschen verschiedener Geschlechter, wie jede Tat, die man gemeinsam tut.

Liebe entsteht, um das Gefühl menschlicher Einsamkeit zu sprengen. Darum erleben Reisende die meisten Liebesabenteuer. Während Frauen sich zu Reisenden hingezogen fühlen, weil diese im Orte kein dauerndes Geschwätz machen können.

Solchen Betrachtungen hing ich nach auf unserer Rostocker Fahrt. Ich sprach darüber auch mit meiner Begleiterin, der ich gemütlich auseinandersetzte, als wir im Bahnhof von Rostock einliefen, daß im strengen Sinne unsere Fahrt bereits einen bedenklichen Verstoß gegen die guten Sitten darstelle.

„Wir sind freie Menschen," sagte das kleine Fräulein stolz.

Aber gleich darauf meinte sie, ich solle zwei Schritte vorausgehen, denn aus dem Berliner Zug schaue ein ihr wohlbekannter Berliner Regierungsrat heraus.

Ich stellte mit Befriedigung fest, daß sie von ihren atavistischen Gefühlsangewohnheiten nicht lassen könne, trotzdem sie behauptete, ein freier Mensch zu sein.

Meine Begleiterin hatte in Rostock vielerlei Kleinigkeiten zu besorgen und viel zu bewundern. Vor jedem alten Giebel blieb sie stehen und rief: „Ach, wie schön!"

Ich ließ sie gewähren, denn warum sollte ich mich mit ihr zanken. Ich beobachtete sie und fand sie amüsant.

Sie trug einen fußfreien, schwarzen Rock, eine weiße Bluse und einen Matrosenhut, so konnte ich denn die hüftenschlanke, gutgebaute Gestalt in aller Ruhe mustern. Sie war miederlos und durfte es sein, da sie eine von Natur feste Büste besaß.

Sie kaufte Haarnadeln, Bänder, ein paar Taschentücher, die hübsch gestickt waren, Filethandschuhe, die ich ihr half anprobieren, kurz, alles, was eine kleine Dame zu kaufen pflegt.

Wir wurden dabei miteinander so vertraut, daß sie ihren Arm in den meinen legte und sich im Gehen an mich schmiegte.

Zu leugnen, daß das mir angenehme Empfindungen verursachte, wäre abgeschmackt. Wir gingen in den Ratskeller, um zu speisen. Ich hielt das Dargebotene fast für besser als das, was der berühmte Lübecker Ratskeller bescherte.

Wir tranken Rotwein und das Fräulein wurde leicht beschwipst.

Ihre Augen glänzten. Sie legte ihre Hand auf die meine und begann von mir Bekenntnisse zu erzwingen. Zuerst sagte sie mir auf den Kopf zu, ich hätte keine Mutter und keine Schwester gehabt. Ich leugnete es nicht. Da begann sie mir beredt auseinanderzusetzen, wie gut eine Mutter wäre für einen heranwachsenden Knaben und wie der

Knabe nach seiner guten Mutter sich später das Idealbild seiner zukünftigen Gattin bildet.

„Sie meinen," sagte ich, „daß ich darum unfähig wäre, mir ein Idealbild zu machen?"

„Ja," sagte sie seufzend. „Männer wie Sie haben es besonders schwer. Ich bin bei Ihnen sicher, daß Sie in der Liebe enttäuscht wurden."

„Was heißen Sie Liebe," fragte ich, „und was heißen Sie Enttäuschung?"

„Wie soll man die Liebe definieren?" fragte sie grüblerisch.

„Austausch zweier Phantasien und Berührung von zweierlei Haut," zitierte ich Chamfort.

Sie schüttelte den Kopf und sagte:

„Das ist zynisch. Es spricht doch noch vieles andere mit. Wenigstens bei uns Frauen. Mitgefühl oder Mitleid, der Wunsch, einen wertvollen Menschen zu bessern, ihn auf den rechten Platz zu stellen."

„Ja," sagte ich, „Frauen haben eine eigene Begabung für das Gouvernantentum. Sie sind seit der Urzeit die Erzieherinnen kleiner Kinder und die meisten von ihnen können dies Erziehen nicht aufgeben. Ich kannte eine Dame von siebzig Jahren, die ihren fünfundsiebzigjährigen Eheherrn noch immer erzog. Als er fast vollkommen geworden war, gewöhnte er sich Altersunmanieren an, zum Glück für die alte Dame, deren erloschene Lebensaufgabe, neu aufflammte. Hätte sie nichts zu erziehen gehabt, sie wäre auf ihre alten Tage sicher dem Gefühl erlegen, in einer unglücklichen Ehe zu leben."

„Sie sind eine ironische, trotzige Seele," rief das kleine

Fräulein lachend aus. „Hinter all Ihren Gräßlichkeiten steckt aber doch ein gutes Herz."
Dabei schlang sie ganz ungeniert ihre beiden Hände um meine Rechte.
Es wäre unmanierlich gewesen, in diesem Fall, ein gutes Herz zu leugnen, darum zog ich ihre beiden Hände, die mir's so leicht machten, an meinen Mund und küßte sie.
Wir rückten auf der Bank näher zusammen. Ella gestand mir, daß auch sie einsam sei. Sie hatte eine unglückliche Liebe gehabt. Das Idealbild ihres Lebens sei ihr Vater gewesen, der aber, wie ihre Mutter, in jungen Jahren dahingerafft war.
Ella war wohlhabend und verlobte sich darum früh. Sie wurde enttäuscht von ihrem Bräutigam, einem Juristen, der sie nur ihres Geldes halber minnen wollte.
Das war die kurze, runde Geschichte, eines höchst anständigen Mädchens aus guter Familie, wie es sich gehörte.
Ich erzählte ihr, ich würde es nie wagen, eine Frau zu heiraten, da ich fürchten müsse, meine Frau unglücklich zu machen.
„Ich tauge zu nichts," gestand ich ihr. „Ich fühle keinerlei Verpflichtung zu einem Lebensberuf in mir! Und eine Frau wird ihren Mann nur dann achten, wenn sie glaubt, daß er einen wichtigen Lebensberuf ausübt. Das ist nun einmal der Stolz der Frau, und ich bin nicht befähigt, diesem Stolz irgendwie entgegenzukommen."
Sie schlang ihren rechten Arm um meinen linken, hielt meine Hand fest und sagte:
„Gerade Sie sind berufen, daß Sie zur Lebensaufgabe für eine Frau werden, die Ihre Fähigkeiten erkannt hat. Sie haben eine gewisse Freiheit des Blickes gewonnen.

Allein Ihr Auge sieht durch die blaue Brille der Skepsis alles auf einen bestimmten Ton eingefärbt. Ihnen diese gräßliche Brille abzunehmen, wäre die Pflicht eines Weibes, das Sie liebt."

Nach solchen Gesprächen war es nur natürlich, daß sich meine Lippen zu den ihren fanden und jene gegenseitige Lippenmassage begann, die in Europa als Bekenntnis dafür gilt, daß man sich körperlich nicht voreinander ekelt. Doch muß ich gestehen, die Art des Persönchens, ihre Schmiegsamkeit, besonders aber die Anerkennung meiner eigenen Persönlichkeit, die wider Willen meine Eitelkeit reizte, taten mir sehr wohl.

Als wir zahlten, hatten wir glücklich den letzten Zug versäumt.

Ihr gruselte es angenehm, als ich sie nun ins Hotel führte. Wir verlangten Zimmer. Und der Kellner wies uns ein gemeinschaftliches Schlafzimmer mit Bad und ein kleines Salonzimmerchen mit Frühstücksecke an, die er uns mit einer einladenden Bewegung im Erker zeigte. Ich sah in dem Zimmerchen ein Sopha, nickte und nahm an.

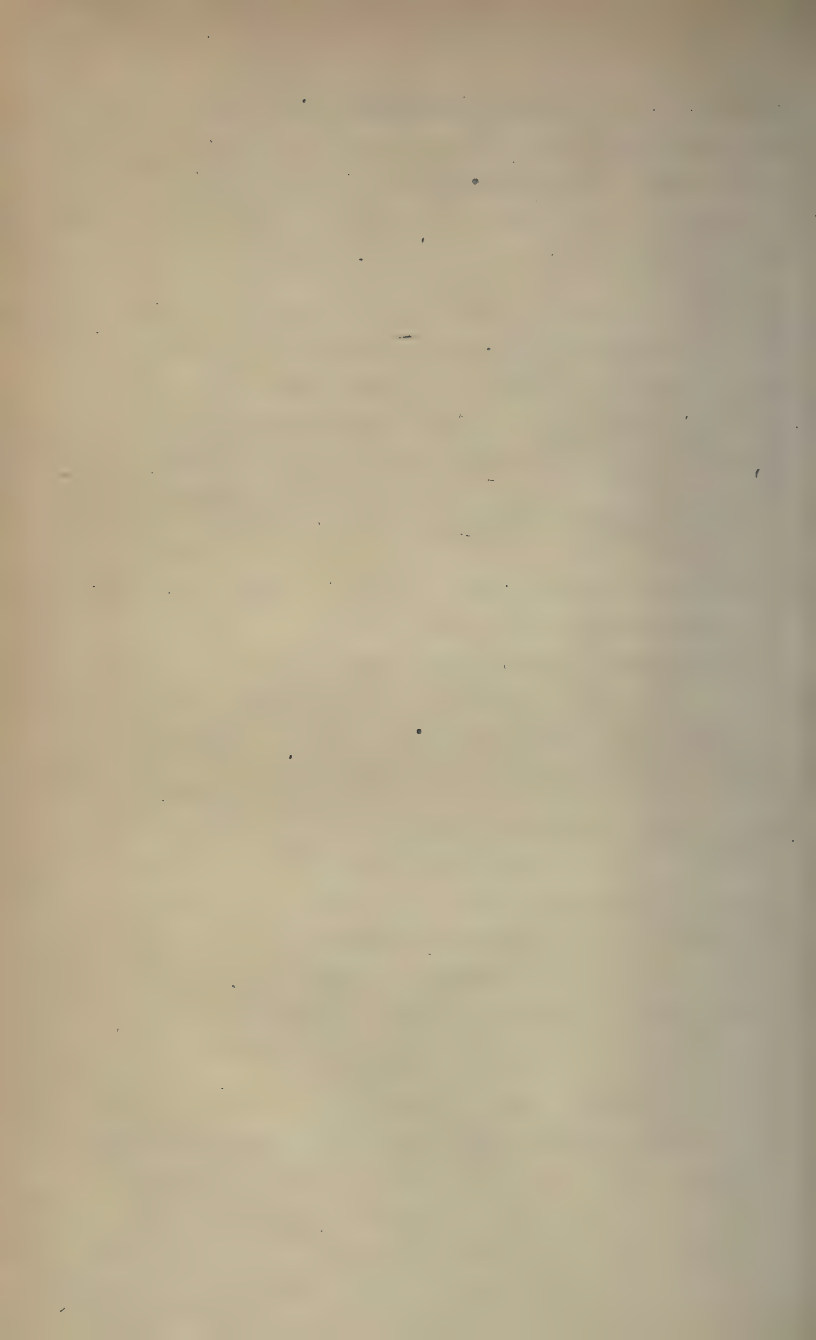
Ella sagte beklommen:

„Ich habe mich nicht getraut zu sagen, daß wir, — — daß ich — — allein wohnen wollte."

Ich belehrte sie, daß eine solche Forderung die Leute im Hotel erst recht mißtrauisch machen würde und schlug ihr mit heroischer Geste vor, ich wolle auf dem kurzen Diwan in dem Frühstückszimmerchen mein Lager aufschlagen.

Sie protestierte, das ginge nicht an, ich wäre zu lang dafür und auch zu nervös dazu und sie passe viel besser darauf. Wie wir so stritten, wollte ich sie überzeugen, daß das Opfer von mir gebracht werden müsse. Ich zog

sie nieder auf meinen Schoß und argumentierte mehr mit Küssen als mit Worten.
Da schlang sie beide Arme um mich und die Frage des Nachtlagers war bald zur beiderseitigen Zufriedenheit gelöst.



Sechstes Kapitel

Ich denke immer, der hat sich aus einer anderen Welt in diesejenige verirrt, und kann den Weg nicht wieder zurückfinden.

Wilhelm Raabe:
Hanne Allmann im Schüdderump.

Vom Geheimnis des Schlafes. – Ein Erwachen und vom Erwachen überhaupt. – Die Konvention erleichtert eine besondere Situation. – Epikureische Philosophie der Liebe, – Mit Nutzanwendung auf sozialistische Ziele. – Platonische Erwägungen von Liebender und Geliebten. – Der Wanderer hält an seinem Lebensziel fest, siedelt aber nach dem Heiligendamm über. – Er muß sich in der Jünglingsliebe üben. Er findet das unbequem. – Liebeseinmaleins und Liebeskonvention. – Seine Strategie dagegen. – Die Fahrt nach Kopenhagen. – Von der Unbequemlichkeit poetischer Genüsse. – Ein Beispiel. – Er fürchtet Ellas Romantik. – Er übt einen frommen Betrug, der erkannt wird.

Das Erwachen neben einer schlafenden Frau übte immer auf mich eine Art Lähmung aus, ein Gefühl, das zwischen Betrachtung der eigenen Einsamkeit und der Furcht vor einer unüberschreitbaren Kluft schwankte.
Das Gesicht eines jeden Schlafenden ist ein Rätsel. Geheimnisvoll geschlossen sind die Pforten der Seele, die Augen. Um so neugieriger spähst du in das Gesicht des Schläfers, weil du in den entspannten Zügen das Wesen zu finden vermeinst, das du im Wachen nicht findest. Doppelt fremd, doppelt geheimnisvoll erschien mir immer das Weib, das neben mir schlief. Ob ihr Gesicht die selige Sattheit des Genusses trug, oder die feindlichen Züge der Erschöpfung, ob der Mund blühte, wie eine aufgeschlossene rote Rose oder aus den zusammengepreßten Mundwinkeln verborgenes Leid sprach, immer wuchsen mir die Züge zu höhnischen Masken, Zeugen der eigenen Einsamkeit, über die die Wonne im Zusammenschmelzen nicht hinwegtäuschen konnte.
Meine kleine Brünette, mit geschlossenen, rosigen Lippen, mit gescheiteltem, braunem Haar, erschien mir wie ein gutes Schulmädchen, das die Augen geschlossen hat, aus Scham vor dem Lobe des Herrn Lehrers.
Ich schaute in dies harmlose Gesicht und freute mich spitzbübisch darüber, daß ich der Gesellschaft Comfort ein Schnippchen geschlagen und selbständig gehandelt hatte. Ich triumphierte wie ein Schulbube, dem es gelungen ist, einen Nachmittag zu schwänzen, ohne daß es sein Professor merkt.
Während ich das Mädchen noch forschend betrachtete, schlug es die Augen groß auf, sah mich an seiner Seite, errötete und verbarg mit natürlicher Bewegung der Scham

das Gesicht in den Händen. Jeder andere Mann wäre wohl entzückt gewesen, wenn ich den Erzählungen und Schilderungen trauen darf. Ich aber, der ich die unglückliche Gabe habe, mich selbst und die andern zu sehen, gelangte leider zu der Empfindung: Du sollst ihr über die fremde Lage hinweghelfen. So überdachte ich, was in diesem Augenblicke ein gewöhnlicher Liebhaber tun würde, gab ihr einen Kuß auf den Nacken und sagte:
„Guten Morgen, Lieb — — —.“

Die Epikureer der Liebe empfinden als eigentlichen Genuß all das, was der primitiven Eroberung des geliebten Gegenstandes vorausgeht. Der Vollzug der Tatsachen wird ihnen oft lästig. Aus dem Gefühle dieser Genußsucht gelangen sie zu der Lehre, daß die Liebe, die nicht zum letzten Ziel gelangt, die schönste sei, da ihr immer peinliche Enttäuschung erspart bleibe. Es gleicht diese Ansicht der Lessingschen Theorie, nach der das Streben nach dem Guten besser ist, als das Gute selbst. Der einfache und natürliche Verstand meint, daß das Essen eines Gänsebratens besser sei, als die Sehnsucht nach dem Gänsebraten. So glaubten einige revisionistische Sozialisten, daß der sozialistische Weg besser sei, als das sozialistische Ziel. Vielleicht aber fürchteten sie, daß der sozialistische Weg zu einem schmackhaften Gänsebraten zu führen verheißt, während am sozialistischen Ziel ein verbrannter, verbrutzelter Gänsebraten auf der Tafel übel duftet.
Was es nun mit der Liebe auf sich hat, das hängt, um platonisch zu reden, am Liebenden und am Geliebten. Uebertrifft die genußsüchtige Phantasie des Liebenden die Erfüllung dessen, was der geliebte Gegenstand gewähren

kann, so wird sich Unmut und Zorn einstellen und alles wird gehen gemäß dem Gesetz der Enttäuschung. Doch es kann auch geschehen, daß die Geliebte alle Phantasie des Liebenden übertrifft, nur nicht in der Weise, als sich's der Geliebte erträumt. Da kann nun zweierlei geschehen: Wird der Liebende sich dem Wesen der Geliebten fügen, so wird er die ungeahnten Wiesenweiten eines schönen Genusses finden, oder aber, er wird trotzig auf seinen Träumen von der Geliebten beharren und behaupten, er sei von ihr enttäuscht. Einem solchen Liebenden wird schwerlich geholfen werden können, einem solchen wird zumeist das geschehen, was wir den Strindbergschen Jammer unserer Tage heißen. Diese Regeln vermochte ich mir schon aufzustellen, wenn ich mit Zwang so dachte, wie es die Schriften unserer Konvention erforderten. Denn es war mir klar, daß in dieser Welt alles nach gleichen Regeln geschieht, denen sich jeder fügt. Aber ich, der ich unfähig und verdorben war für diese Welt, ich vermochte diese Regeln nicht zu befolgen. Ich war angewiesen auf meinen eigenen Ekel oder meine eigene Lust. Und leider waren auch diese Gefühle nicht sehr stark entwickelt bei mir. Das war ja die Krankheit meines Lebens, daß ich in Lauheit verharrte. Ein jeder andere hätte dieses Liebeserlebnis mit der zarten, üppigen Brünette als d a s Lebenserlebnis aufgefaßt, wenigstens hätte er es sich in den Sünden des Genusses eingebildet.

Bei mir war aber dies leider nicht der Fall. Ich ging ja immer von der Grundtatsache aus, daß es meine Lebensaufgabe sei, mich aus diesem Leben fortzubewegen und ich betrachtete darum mein Abenteuer mit dem Gefühle eines Mannes, der auf einer Umsteigestation der

Eisenbahn merkt, daß er einen Zug versäumt hat und nun vier oder fünf Stunden Aufenthalt irgendwie verbringen muß.

Ich leugnete es mir nicht, daß meine kleine brünette Freundin mir dies Hinbringen einiger überflüssiger Lebensstunden sehr schön und üppig gestaltete. Aber mir verblieb doch das Gefühl des Reisenden, der bei aller augenblicklichen Empfindung dennoch des Zieles seiner Reise nicht vergißt. Darum war ich gegen die kleine Person in der Gewißheit meiner sicheren, zukünftigen Untreue doppelt zart, doppelt liebenswürdig.

Oft suchen wir Menschen im voraus gut zu machen, was wir verfehlen und vergrößern darum das Gewicht unseres Fehls.

Ich fügte mich allem, was das kleine Mädchen forderte. Sie fürchtete vor allem, daß in der Pension am Heiligendamm, in der sie lebte, ein Mensch davon erführe, wie wir beide ständen. Aber zugleich wollte sie die völlige Kontrolle über mein Tagesleben ausüben. Sie wollte meiner gewiß sein. Darum verlangte sie, daß ich im Strandschlößchen, das neben ihrer Pension lag, die den schönen Namen „Reinhardtsruh" führte, Wohnung nahm.

Ich mußte auf einen Blick aufs Meer verzichten und mich mit der Aussicht auf den Wald und einige Gärten und zwei Pensionshäuser begnügen.

Als ich P. meinen Entschluß mitteilte, nach dem Heiligendamm überzusiedeln, sagte er kühl:

„Sehr wohl," so daß ich ihn fragte, ob der Umzug seinen Wünschen entgegenkäme.

„Gnädiger Herr," gab er zur Antwort, „in Ihren Diensten kenne ich keine Wünsche."

In der Folgezeit gelangte ich mit meiner brünetten Freundin in das verstohlene Stadium einer Backfisch- und Pennälerliebe.
Hing sie ihren Schwamm aus dem Fenster, so bedeutete es, daß sie nicht zu Hause sei. Zog sie ihn ein, so war sie zu Hause und verlangte, daß ich mich ans Fenster setze. Dazu waren einige raffinierte Winkersignale vereinbart. Eine Blume am Fenster bedeutete, daß sie zu einer bestimmten Stunde am Strandweg sei, ein Handtuch, daß sie sich nicht frei machen könne. Des Abends gaben wir uns Morsezeichen mit an- und abgeknipsten elektrischen Nachtlampen. Für jeden Jüngling zwischen achtzehn und vierundzwanzig Jahren wäre dies alles ungeheuer romantisch und aufregend gewesen, für mich war es nur lächerlich und lästig, denn wir hatten von Haus zu Haus Telephon. Ich hätte das Mädchen nur durch unsere Schaffnerin an das Hörrohr rufen brauchen, um sie zu verständigen. Für Cousin und Cousine wurden wir ohnedies gehalten, da uns ja die ganze kleine Welt des Badeortes vormittags und nachmittags zusammen sah.
Aber Ella hielt nun einmal auf diese Formen versteckten Liebesglücks. Da ich zu anständig war, sie dieser kleinen Freuden zu berauben, fügte ich mich dem Spiel, das dem Mädchen Spaß machte. Doch muß ich gestehen, daß ich bereits nach vierzehn Tagen dieser Anstrengungen sehr müde war. Ich mußte einen ganzen Koder von Geheimzeichen beherrschen und dauernd im Notizbuch nachschlagen, ob ich auch richtig verstanden hätte. Sie nahm es mir sehr übel, wenn ich einmal in der Eile zwei Blumentöpfe verwechselte, von denen der eine ein „ja", der andere ein „nein" bedeutete.

Die Liebe ist ein eigentümlich Ding. Ist die Beharrlichkeit eines Menschen sehr groß, dann wird jedes kleine Hindernis zum Sporn. Wer aber phlegmatisch und gleichgültig ist, den ärgert es satanisch, wenn er ein ganzes Liebeseinmaleins auswendig lernen muß, zumal wenn er empfindet, daß es der Sache gar nicht not tut.

Ich war schwach genug, zwei Wochen lang dem Fräulein nachzugeben. In der dritten aber wurde ich des Spiels müde und erklärte ihr, ich sei kein kleiner Junge, und sie ein vollreifes Weib, wir wollten zusammen an einen Ort reisen, wo uns kein Mensch kenne und wir uns nicht voreinander verstecken müßten.

Ich kannte die Regeln der Liebeskonvention gut genug, um diese seltsame Erklärung auf einer Bank im Gespensterwald von Heiligendamm zu machen, dessen Stämme von den Winden so seltsam verkrümmt sind, daß sie an Schlangen und Urwelttiere erinnern.

Ich wußte auch, wie auf ein ehrgeiziges Jungfräulein das Wort „vollreifes Weib" wirkt. Und ich hatte mich in meiner Strategie nicht getäuscht.

Ella fiel mir stürmisch um den Hals, küßte mich und bat, als sei es seit langem der einzige Wunsch ihres Herzens gewesen, ich solle mit ihr heimlich nach Kopenhagen fahren. Aber zu Schiff, denn wer nicht im Morgengrauen zur See in Kopenhagen ankäme, genösse nichts von der Romantik dieser Stadt.

Ich war froh, wenn wir überhaupt von dem langweiligen Heiligendamm fortkämen und nickte Gewährung. Da hing sie sich zum zweitenmal an meinen Hals und flehte, ich müsse ihr einen Gefallen tun und dritter Kajüte fahren,

sie wolle erster nehmen, dann könne kein Mensch denken, daß wir zusammengehörten.
Zaghaft wandte ich ein, das wäre für mich sehr unbequem, auf den harten Bänken der dritten Kajüte zu schlafen. Sie aber erwiderte schmollend, das wäre ein Opfer, das ich ihrer Liebe schon bringen könne. Nach diesem Appell an meine Galanterie mußte ich, nicht gerade sehr beglückt, diesem Vorschlage beistimmen.
Doch Ella war so entzückt, mich zu allem überredet zu haben, daß sie sich auf meinen Schoß setzte und es ganz vergaß, herunterzuspringen, als ein altes, muffiges Ehepaar vorüberging, das uns, ob der unpassenden Stellung, in der wir uns befanden, griesgrämig musterte.
„Ach was, das tut nichts,“ sagte Ella, „morgen reisen wir ja doch ab.“
Sie war wie die meisten Frauen schamhaft nicht um ihrer selbst, sondern um der andern Leute willen.
Am Abend ließ ich mir P. kommen und besprach mit ihm, wie sich die unangenehme Reiseangelegenheit von Rostock nach Kopenhagen reparieren ließe. Ich sagte ihm, ich müsse dritter Kajüte belegen, der Dame wegen, die nicht erkannt sein wollte.
Er solle aber für sich ein Billett erster Klasse besorgen, die Kajüte belegen und mich am Abend an seiner Statt hineinlassen. Als ich versuchte P., der mich gedankenlos anstarrte, meine peinliche Lage anzudeuten, wurde sein Blick scharf und er sagte in respektvollem Ton:
„Gnädiger Herr, ich verstehe völlig, was dem gnädigen Herrn not tut. Es wird für alles nach Recht und Fug gesorgt werden.“
Mit dem sicheren Gefühl, daß mir meine Liebesangelegen-

heit bei der Ueberfahrt nicht zu viel körperliche Beschwerden verursachen würde, legte ich mich ruhig zu Bett, nachdem ich noch einige geheimnisvolle Lichtknipssignale mit meiner brünetten Freundin gewechselt hatte.
Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die poetischen Genüsse im Leben die unbequemsten sind.
Auf einer Fahrt in Tirol lernte ich einen sehr beredten, eleganten jungen Herrn kennen, der sich als deutscher Dichter auswies. Er erzählte mir viel von seinem Schlosse am Berghang und lud mich so nachdrücklich ein, daß ich Tor auf mein gutes Hotel in Bozen verzichtete und mich von ihm vier Stunden weit im Wagen fahren ließ. Der Weg war so steil, daß wir meist zu Fuß neben dem Wagen herschritten, um die armen Tiere nicht zu sehr zu belasten. Was hat der Wagen für einen Zweck, wenn man nicht drin sitzt! Hernach gelangten wir ins Schloß. Es war ganz mit Efeu bewachsen und darum feucht. Die Räume dunkel. Wasserleitung fehlte. Die Reinlichkeit der Bewohner mußte sich notwendigerweise vermindern. Der Poesie wegen gab es kein elektrisches Licht, sondern Stearinkerzen und Petroleumlampen. Beides war von den Bewohnern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sicherlich nicht gebraucht worden. Aber als ich dem Hausherrn vorschlug, mit Kienfackeln eine Beleuchtung herzustellen, erklärte er mir, daß seine Lunge den beißenden Geruch nicht vertragen könne. Als Entschädigung zündete er mir in meinem Zimmer einen Kamin an. Wie alle Kamine, zog auch dieser Kamin nicht, und wir saßen beide in diesem Gemache wie Würste in der Räucherkammer. Kienfackeln wären milder gewesen.
Mein Burgherr pries mir die Aussicht, den Wald, den

Mond, die gute Luft, das poetische Dasein, die Ferne vom Weltgetriebe. Ich nickte beifällig, denn mit Fanatikern ist nicht zu streiten.
Ich habe diese Erfahrung wiederholt bewiesen gesehen.
Am nächsten Morgen gab ich vor, Nierenschmerzen zu haben, und bat flehentlich, mich zu Tal bringen zu lassen. Hätte ich ihm gestanden, ich fände das Schloß scheußlich, so hätte er alles aufgeboten, mir dennoch zu beweisen, der Ort sei schön.
Meine Nierenschmerzen aber erregten sein Mitleid. In kürzester Frist war ich nach Bozen geschafft worden, wo ich mich nach dem anstrengenden Aufenthalt im Mittelalter erholte.
Als poetisch gilt es, in die Wüsteneien der Alpen hinaufzulaufen, zu hungern, zu dürsten, zu schwitzen, zu kraxeln, abzustürzen. Die alten Römer gingen von der viel vernünftigeren Ansicht aus, daß die Alpen ein ganz schreckliches Gebirge seien und zogen einen gutgepflegten Garten der Wildnis vor. Ich empfand römisch in diesem Sinn. Wollte ich schwitzen, so ging ich in ein Dampfbad. Da hätte ich dasselbe Vergnügen in drei Stunden, was sonst vier bis fünf Tage dauerte. Wollte ich Höhenluft genießen, so konnte ich mich mit der Zahnradbahn emporziehen lassen. Der Groll gegen Zahnradbahnen war mir von je unerfindlich. Meiner Ansicht nach war es nur der Fanatismus des Bergsteigers, der die gesamte Alpenwelt als einen Sportplatz ansieht und Unberufene fernhalten will. Dieselben Menschen aber stellen vielleicht in der Politik demokratische Forderungen auf.
Es war eine romantisch-poetische Idee, die die kleine Brünette veranlaßte, nicht über Gjedser nach Kopenhagen zu

fahren, was doch bei der Nähe von Rostock das gegebene gewesen wäre. Nein, sie zog den viel längeren Seeweg vor und veranlaßte uns zu einer Nachtfahrt, bei der ich außerdem noch dritter Klasse auf harten Holzbänken schlafen sollte, während sie sich erster Klasse Koje nahm. Ich war es nur zufrieden, daß ich mich mit P. verständigt hatte. Im Ratskeller aßen wir noch einmal gut zu Abend, dann trennten wir uns und schlichen von verschiedenen Seiten auf das Schiff, da wir an Deck nicht zusammen gesehen werden wollten.

So verlangte es der poetische Fanatismus des Mädchens. Von ferne zeigte ich ihr mit entsagungsvollem Blick mein Nachtlager auf zwei Feldstühlen. Sie winkte mir verstohlen zu und war offenbar erfreut darüber, daß ein Mann für sie litt.

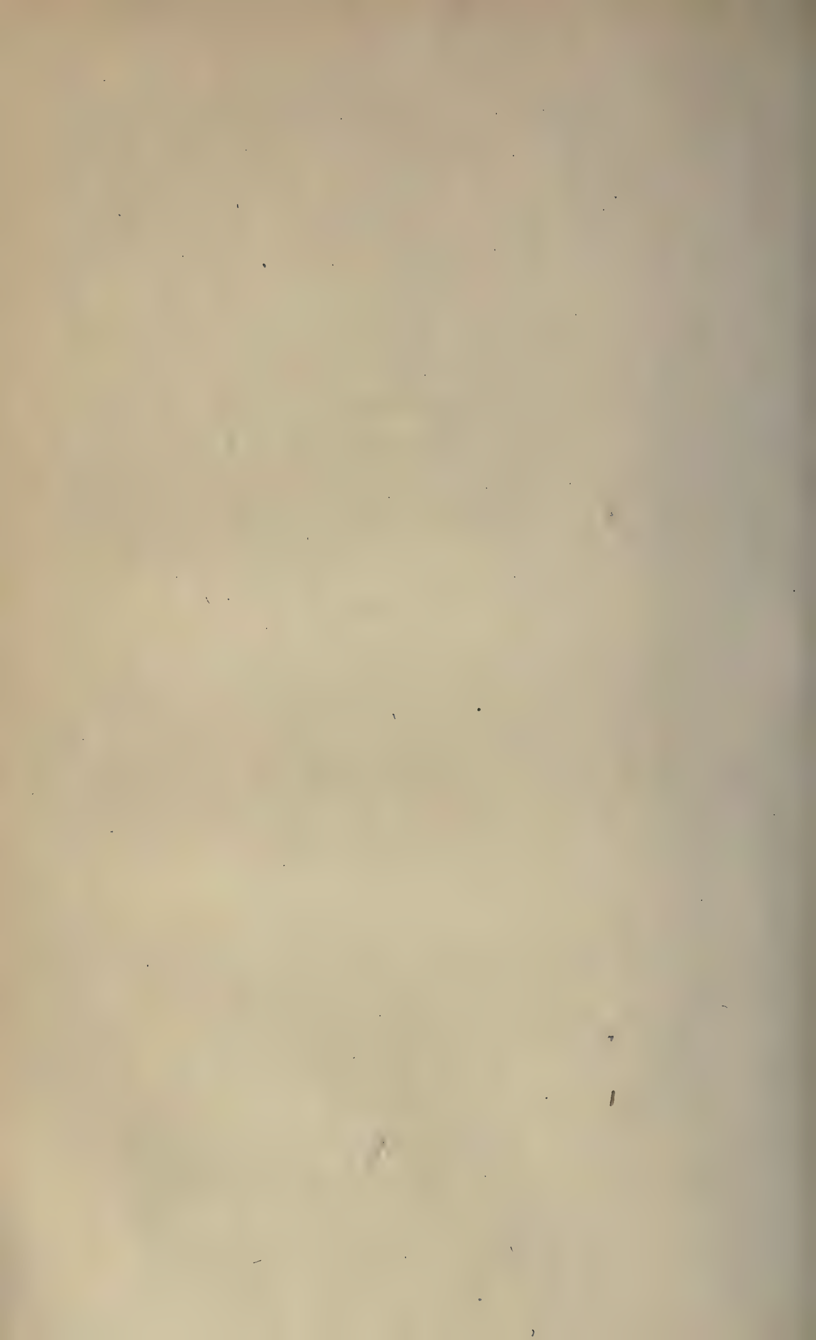
Nachdem sie in der Kabine verschwunden war, machte ich mein Erster-Klasse-Billett bereit, begab mich hinunter und klopfte bei Nummer sechs an. P. ging heraus und ich ging hinein. Es war ausgemacht, daß mich P. am Morgen rechtzeitig wecken sollte, damit mein frommer Betrug nicht aufgedeckt würde.

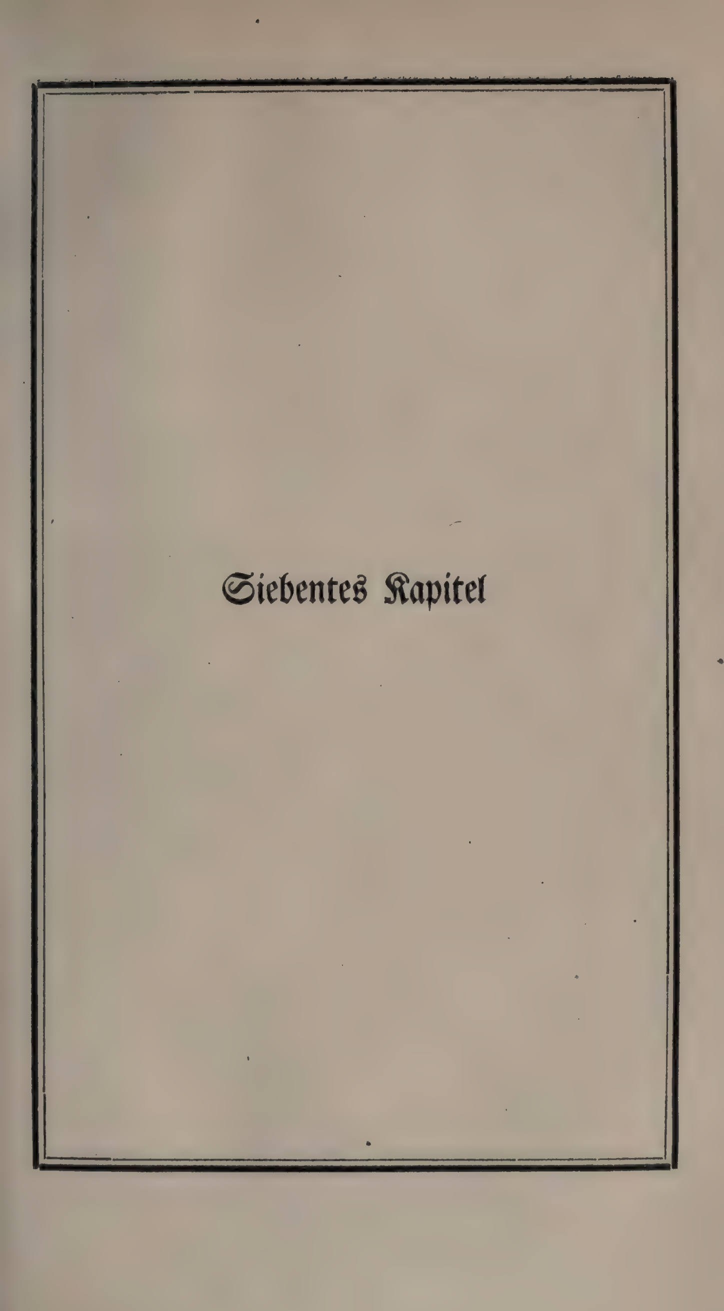
Voller Befriedigung, gut schlafen zu können, ohne die Gesetze der Galanterie verletzt zu haben, streckte ich mich behaglich auf dem Polster aus. Da es eine ruhige Nacht war, schlief ich ohne Beschwerden der Seekrankheit fest und sanft ein.

Ich erwachte durch ein leises Klopfen. Die graue Morgenluft schien schon durchs Bullauge. In der Meinung, daß es P. sei, öffnete ich und sah vor mir, im blauen Tuchkostüm — meine kleine Tyrannin.

„Was klopfst du hier?" fragte ich entgeistert.

„Ich dachte — — —“ stammelte sie, dann aber faßte sie sich, krauste die Stirn und sagte:
„So also hintergehst du mich! Ich hatte dich doch gebeten, dritter Klasse zu fahren!“
„Liebes Kind,“ sagte ich, „ich gewährte dir deinen Wunsch gern theoretisch, weil ich mich nicht gern mit einer Frau um Nichtigkeiten zu streiten pflege. Aber ich hinterging dich, weil ich den Grund nicht einsah, warum ich unbequem schlafen sollte. Es kommt übrigens jemand, verzeih — — —“ und ich schloß die Tür. Gleich darauf kam P.
Eine Idee querte mein Hirn. Ich fragte:
„Wie kann es das Fräulein gemerkt haben, daß ich heute nacht mit Ihnen getauscht habe?“
P. sah mich konsterniert an und stammelte:
„Das begreife auch ich nicht!“





Siebentes Kapitel

Nicht wenig stolz auf sein gefrornes Blut,
Bewies indes mit hoch emporgeworfener Nase
Cleanth, der Stoiker, bei oft gefülltem Glase,
Daß Schmerz kein Uebel sei, und Sinnenlust kein Gut.

Wieland: Musarion.

Das Schmollen der Freundin beeinträchtigt seinen Appetit keineswegs. — P. und Ella. — Er fühlt sich als Harun al Raschid. — Einfahrt in Kopenhagen. — Das Grand-Hotel und das Arbeiterhotel. — Das Gegenüber lacht grell in Ellas romantisches Zimmerchen hinein. — Wie es nach Seife roch. — P. belehrt seinen Herrn über Menschen, die lieber Bauernbrot als Kuchen essen. — Mit wem der Wanderer ins Nichts zusammenprallte. — Das Café. — Wozu Comfort verpflichtet ist. — P. funktioniert. — Aufklärungen. — Comfort sorgt für alles.

Meine brünette Freundin schmollte mit mir, als ich an Deck kam. Sie machte mir kein verstohlenes Zeichen des Erkennens, sondern stand am Bug des Schiffes, hielt mit ihrer Rechten den Matrosenhut fest und schaute hinaus in das Grau, aus dem das dänische Land auftauchen sollte. Die grünen Wellen schäumten am Schiff empor, das sich hob und senkte. An der Seite standen ein paar blasse Menschen und opferten dem Meergott, während die von dem Uebel verschonten schadenfroh und überlegen auf die erbärmlich frierenden Gestalten, die die Ohren in die Ueberzieher versenkten, schauten.
P. kam vorbei und sagte gemäß seiner Rolle, die er zu spielen übernommen hatte, leise zu mir, ohne sich als meinen Diener erkennen zu geben:
„Unten wird heißer Kaffee und geröstetes Weißbrot mit Schinken serviert.“
Der Seewind hat die Eigentümlichkeit, Appetit binnen dreißig Minuten zu erwecken. Es ist dies eine sehr angenehme Eigentümlichkeit des Seewindes. Darum erschien mir dieses Morgengebot, heißer Kaffee, geröstetes Weißbrot mit Schinken höchst erwünscht.
Ich begab mich hinab und genoß mit Genugtuung.
Als ich mich gestärkt hatte, begab ich mich unter den Schutz der hinteren Kajüte und sah nun durch das Fenster, daß mein Fräulein Liebste eintrat, während ihr P. folgte.
Ich war erstaunt, daß die beiden miteinander konversierten, aber ich vernahm nichts von dem, was sie sprachen, weil die See hochging und das Geklatsche der Wellen jeden Ton erstickte.
Ich sah nur, daß mein Fräulein Liebste mit unterstützen-

den Gebärden beider Hände auf P. einredete, wobei sie lebhaft den rechten Zeigefinger unter seiner Nase hin- und herschwang.

P. erwiderte nicht in der Haltung eines Dieners, sondern in der Haltung eines Mannes, der sich seines Amtes bewußt ist. Denn er stand mit erhobener Brust da und streckte die rechte Hand mit einer Drehung im Handgelenk in die Luft, als trüge er auf der Handwurzel und den fünf Fingern das Tablett der Welt.

Diese Beobachtung amüsierte mich. Aber gleichzeitig war mein Hirn bemüht, die Deutung für diese Bewegungen und Vorgänge zu finden. Wie kam das brünette Fräulein dazu, meinen Diener anzureden, und wie kam mein Diener dazu, alle Achtung beiseite zu lassen und mit dem Fräulein zu verkehren, als wäre er zum mindesten ein Schiffsleutnant, der von einer Passagierin um Auskunft gebeten wird. Mir fiel die Szene vom Morgen ein, in der ich schlecht abgeschnitten hatte, denn ich war der Ueberraschte gewesen. Nun wurde es Licht in meinem Geist. Hatte mich nicht vielleicht weibliche Schlauheit getäuscht? War nicht sie die in Wahrheit Ueberraschte gewesen, während ich nur mir selbst überrascht schien?

Ha, beim Zeus, so jubelte es in mir, gefunden ist die Lösung! Es gilt das Spiel nicht dir, sondern P. Was für eine seltsame weibliche Verirrung! Aus Scham liebt sie den Herrn und meint den Diener! Der Mensch gewöhnlichen Schlages hätte bei dieser Erkenntnis sich in seiner Ehre verletzt gefühlt. — Ich, der ich längst mit mir im reinen war, der ich genau wußte, wie süß es sein könne in der wohlgefüllten Wanne mit Burgunder hinüberzu-

schlummern ins Jenseits, als Punschingredienz Gottes, ich lächelte.
Ein wenig aber war ich doch enttäuscht. Ich hatte geglaubt, ich könne die Gesellschaft Comfort betrügen. Um meiner selbst willen, hatte ich gelaubt, würde ein Mädchen mich in meiner Hoffnungslosigkeit lieben, mir ein Opfer bringen, und das ist immer für einen Mann schmeichelhaft.
Ein ideeller Hahnrei gegen den eigenen Diener zu sein, ist nicht schön. Der verletzte Stolz kann sich nur wehren durch völligen Zynismus, durch absolute Ueberlegenheit, durch Kundgebung, daß wir solche Verirrungen nur schmerzlich empfinden, da wir alles Mensch-Natürliche als bestialisch, als Laster verachten müssen. Schluß aus all dieser Erkenntnis: Sehr höflich, sehr liebenswürdig gegen die Dame sein, ihr die Karten mit einer glänzenden Gebärde auflegen und ihr zu verstehen geben, du hast nichts dagegen einzuwenden, daß sie mit dem Diener P. glücklich wird.
Dabei beherrschte mich die Verkappungsfreude eines Harun al Raschid, länger auf solchen Pfaden zu wandeln, die kleine Brünette und auch den entgleisten Diener der großen Gesellschaft Comfort, der hier seines Diensteides so augenfällig brüchig wurde, zu beobachten und bei irgendeiner Gelegenheit dazustehen als Richter, als König, als der Herr, auf den diese beiden kleinen Kreaturen angewiesen waren, nicht um ihnen zu zürnen, nein, um ihnen zu verzeihen. Nachdem ich so meine Eitelkeit wohlgefälliger Selbstmassage unterzogen hatte, war ich in der glänzendsten Morgenstimmung und kein Mensch konnte mir's verübeln, daß ich mir ein Beefsteak bestellte, dazu

Stout und Ale. Diese rohen und barbarischen Genüsse sollten es mir ermöglichen, stark und froh in Kopenhagen dem Schicksal entgegenzugehen, das mir auf dänischer Erde beschert wurde.

Als ich wieder an Deck kam, traten aus dem grünen, mit weißen Spritzenspitzen umsäumten Gewande die steinernen Seeforts von Kopenhagen hervor. Altertümliche Segelschiffe furchten das Meer mit Takelage wie aus der Zeit Nelsons, da man die gute Stadt Kopenhagen in Trümmer schoß. Häuserreihen glitten vorüber. Wir liefen am Kai zwischen kleinen Dampfern ein, die behaglich im dreckigen Wasser standen, während schamlos rot Steuer und halbe Schraubenflügel aus dem bleifarbenen Spiegel blafften.

Als ich durch den Gang zurückging, um mein Gepäck zu sichern, traf ich meine beleidigte Freundin. Sie drückte mir einen Zettel in die Hand. Er enthielt die kategorische Weisung, ein bestimmtes Arbeiterhotel aufzusuchen. In der Vorhalle würde ich sie dort finden.

Wie klug, dachte ich, weiß sie das Liebesverhältnis mit dem Diener fortzuführen. Sie vereinigt uns an einem Ort, wo ein Zusammensein mit P. nicht auffällig sein kann.

Ich hüllte mich in den Stolz des Bettlermantels Harun al Raschids und sagte mir: Koste das Abenteuer aus! Der Befriedigung wirst du nicht ermangeln. Und mit der Sattheit der moralischen Ueberlegenheit, die uns die meisten Lebensfreuden zu ersetzen pflegt, ergriff ich meinen Handkoffer, während ich P. zuflüsterte, er habe für den Rest zu sorgen.

Ich ging als Dritter-Klasse-Passagier über den Steg,

winkte mir eine Droschke und befahl das Grand-Hotel. Dort sicherte ich mir, um mir meines Herrentums bewußt zu sein, ein Zimmer mit Bad, erfrischte mich, ließ mich maniküren und begab mich dann im Touristengewand ins Arbeiterhotel mit dem Gefühl: Spiel die Komödie weiter. Ebensowenig wie du dritter Klasse gefahren bist, wirst du jetzt in Kopenhagen übel fahren.

Ich traf das Mädchen in dem Frühstückszimmer des Arbeiterhotels, das einen überraschend wohnlichen Eindruck machte.

Die Wände waren bis zur Kopfhöhe mit braunem Holz getäfelt und bis zur Decke mit einem weichen, warmen Filz ausgeschlagen, dessen Farbe Aktendeckeln glich. Mit dem gleichen Tuche waren Tische und Stühle überzogen. Den Boden deckten gelbe Strohmatten mit blauen Würfeln.

Die Frühstücksbrote lagen lecker und appetitlich auf Schüsseln. Das Publikum aß sie ohne Unmanieren mit großer Ruhe.

Triumphierend wies meine Freundin auf die weißen Tafeln an den Wänden, auf denen die Speisen und ihre Preise mit schwarzen Glanzpapierlettern aufgeklebt standen.

Ich sagte, während ich meinen Aquavit trank:

„Wenn das Schlafzimmer entsprechend ist, dürfte der Aufenthalt keine so große Strafe bedeuten."

Sie sah mich erschreckt an und erwiderte:

„Kann dir ein Aufenthalt mit mir überhaupt eine Strafe sein?"

„Liebes Kind," erwiderte ich, „die Strafe bildest nicht du, sondern der Aufenthalt."

„Kannst du kein Opfer bringen?"

„Warum sollte ich es nicht können? Aber ich sehe nicht ein, warum ich zwecklos Opfer bringen soll."

„Kannst du dir denn nicht denken," sagte sie, „daß es auf Leute, die mich kennen, einen schlechten Eindruck macht, wenn sie mich auf dem gleichen Schiff mit einem mir befreundeten Herrn treffen, mit dem ich in Heiligendamm sehr kameradschaftlich verkehrt habe, wenn sie erfahren, daß ich und der Herr mit den Kabinen Wand an Wand geschlafen haben!"

„Es war aber doch kein Bekannter auf dem Schiff."

„Es hätte aber doch einer sein können!"

„Ich denke, du fühlst dich als unabhängige Frau?"

„Unabhängig, aber nicht unvernünftig."

„Unvernünftig! Du kannst tun und lassen, was du willst. Sprich mit einem Heizer auf dem Schiff und die Lästerzungen dichten dir ein Verhältnis an."

„Du spielst wohl darauf an, daß ich mich in der Kabinentür heute morgen geirrt habe," fragte sie lauernd.

„Ich spiele auf gar nichts an, denn ich halte es für sehr leicht möglich, daß sich jemand im Morgendämmer in der Kabinentür irrt. Daraus kann freilich ein sehr spaßhaftes Abenteuer entstehen."

„Meinst du damit, daß ich ein solches Abenteuer entstehen lassen wollte?"

Damit forderte sie mich heraus, und mußte also ihrer Sache sehr sicher sein. Ich tat ihr den Gefallen nicht, ihre scheinbar feste Position anzugreifen, sondern schloß bieder:

„Liebes Kind, du scheinst in der Nacht doch nicht genügend Schlaf und damit Seelenruhe gesam-

melt zu haben. Ich würde dir raten dich aufs Zimmer zurückzuziehen und ein wenig zu ruhen."
„Ja," sagte sie, „wir wollen das Zimmer besichtigen."
Wir gingen hinauf in den dritten Stock. Es war ein nach rückwärts gelegener Raum, den uns eine ältere, aber saubere Frau aufschloß. Daß dies Zimmer groß gewesen wäre, kann ich nicht sagen. Rechts und links stand je ein eisernes Gestell mit weißüberzogenen Betten. Der Gang dazwischen war so breit, daß gerade ein Mensch durchpassieren konnte. Dahinter war zur Rechten ein Waschtisch mit Spiegel und links ein Schrank. Die Wände waren sauber geweißt und hielten sich von allen Geschmacklosigkeiten fern, da sie bilderleer waren. Das Fenster war verhüllt durch ein weißes Rouleaux. Als ich es hochzog, erscholl mir von der gegenüberliegenden Wand Gelächter entgegen. Dort war eine Strohhutfabrik und die im Fenster arbeitenden Mädchen winkten mir mit fröhlichem Gelächter zu. Ich ließ die Rouleaux wieder herunter. Das Gelächter von drüben verdoppelte sich und machte uns verlegen.
Als die Bedienerin zwei Handtücher aufgelegt hatte, verschwand sie. Wir setzten uns gegenüber auf die beiden Betten und ich sagte:
„Was nun?"
Ella stand auf, ging ans Fenster und zog die Rouleaux vorsichtig hoch, um das Gegenüber zu betrachten. Die Mädchen hatten wohl schon darauf gewartet. Sie erhoben abermals ein tolles Gelächter und machten ihr lange Nasen, so daß auch sie das Rouleaux erschreckt niederließ. Mit ängstlichem Blick setzte sie sich wieder auf das Bett.
Ich sagte:

„Sauber ist es ja. Die Betten riechen sogar stark nach Seife."
Sie sprang nervös auf, nahm aus ihrem Handtäschchen Eau de Cologne und besprengte die Kissen.
„Ich meine," sagte ich, als sie mit irrenden Augen vor mir stand, „du legst dich jetzt ein wenig nieder und ruhst aus. Ich komme dann und hole dich zu einer bestimmten Zeit wieder ab."
„Mißfällt es dir denn hier so sehr?" fragte sie und zupfte am Kopfkissen. „Es ist zwar einfach, aber du hast doch schließlich mich."
„Ja," sagte ich, „aber ich halte es für unnötig, daß ich dich in einer so frugalen Umgebung habe."
„Was bist du für ein armer, unglücklicher Mensch," rief sie, umschlang mich, legte den Kopf an meine Brust und schluchzte. „Muß es denn immer ein großes Hotel sein? Muß denn immer alle Bequemlichkeit dabei sein. Kann es das Gefühl nicht allein sein, das dich über diese Kargheiten hinwegträgt?"
Ich streichelte sie sanft und küßte sie. Dann sagte ich: „Verzeih, ich hatte ja gar nicht gewußt, daß du mich symbolisch-moralisch über mich hinaus fortreißen wolltest. Aber ich meine nun, nachdem es mißglückt ist, zwingst du mich nicht, in dir irgendwelche lügnerischen Vorstellungen zu erwecken.
Schlaf dich aus, und wenn du es wünschest, können wir diese Nacht noch hier bleiben. Für vernünftiger aber halte ich es, wir nehmen im Grand-Hotel Zimmer und leben im lustigen Kopenhagen einen Stil, der uns angemessen ist."
Sie saß auf meinem Schoß, schaute mir mit großen, traurigen Augen ins Gesicht und sagte:

„Du hast recht. Laß mich ein Stündchen allein. Ich zahle dann unten die Rechnung, nehme einen Wagen und fahre mit unserm Handgepäck nach dem Grand-Hotel. Dort nehme ich allein Zimmer für mich, denn es geht nicht an, daß wir dort öffentlich beisammen sind.“
Ich erwiderte:
„Kind, machen wir gleich aus, im zweiten Stock in der hinteren Biegung des Korridors die Zimmer 56—67. Ich kenne sie von früher. Sie sind sehr still und angenehm gelegen.“
„Du warst wohl schon einmal mit einer Frau dort?“ fragte sie eifernd.
Ich schüttelte den Kopf und antwortete:
„Nein, Kopenhagen habe ich zu solchem Zweck noch nie aufgesucht.“
Ich küßte sie und ging hinaus, froh der Primivität und dem Seifengeruch entronnen zu sein. Ich fuhr sofort ins Hotel. Dort traf ich P., der gerade mein wildledernes Kopfkissen auf das Bett legte. Ich sagte ihm:
„Ich habe das Fräulein überredet, das Arbeiterhotel zu verlassen und hierher überzusiedeln.“
P. sah mich von der Seite an. Ich spürte, er hatte etwas auf dem Herzen, darum fragte ich:
„Sie wollen sich äußern? Bitte.“
P. lockerte seine Miene. Er war jetzt nicht mehr der Diener, sondern der Berater aus der Gesellschaft Comfort. Er sagte:
„Wenn Frauen Phantasien der Art entwickeln, daß sie in kleine Hotels gehen, wenn sie verlangen, daß ihre Mitreisenden sich verbergen, so ist dies ein Zeichen dafür, daß sie von romantischer Natur sind. Sie lieben die Heimlich-

keiten und suchen sie auf. Wer dem nachgibt, kann Genüsse darin finden, die von ganz besonderem Reiz sind."
„Das meinen Sie," sagte ich, „allein es roch in dem Hotel so fatal nach Seife, daß ich nie darüber hinweggekommen wäre."
„Das läßt sich mit Eau de Cologne überwinden," erwiderte P. „Verstehen Sie doch die Begierde eines Menschen, der immer Kuchen und Pastete ißt, einmal Bauernbrot zu verzehren."
„Bitte," sagte ich, „mit Essen und Trinken hat das doch nichts zu tun."
„Ich bin dem gnädigen Herrn sehr dankbar, daß er mir einen gewissen Aufschluß über seinen Charakter gegeben hat," sagte P. „Es wird mir die Behandlung des gnädigen Herrn im Dienste der Gesellschaft Comfort bedeutend erleichtern."
Er verbeugte sich. Sein Gesicht war wieder das des ergebenen Dieners, da er den Raum verließ.
Es fiel mir ein, daß ich mit meiner Dame nicht vereinbart hatte, ob wir uns im Hotel kennen sollten oder nicht. Der Punkt erschien mir jetzt so diffizil, daß ich aus dem Zimmer ging, um P. zu suchen, den ich unten in der Halle vermutete.
Ich nahm Hut und Stock und ging aus dem Zimmer hinaus. Als ich zur Treppe kam, lief von oben eine hellgekleidete, junge Frauensperson herunter, prallte mit mir zusammen und wäre gestürzt, hätte ich nicht ihre Taille umschlungen. Eng preßte mein Griff die geschmeidige, warmdurchpulste, junge Gestalt an mich, ich fühlte die geschweifte Rundung der Hüfte, den festen Busen und spürte den frischen Atem des Mundes. Diesen Lockungen

widerstand ich nicht. Ich küßte das Mädchen auf den Nakken und da es zusammenschauerte, auf den Mund. Als ich ihr in das errötende Gesicht schaute, erschienen mir diese lieblichen, schalkhaften Züge bekannt.

„Kind, ich kenne dich doch," rief ich, „wo habe ich dich gesehen?"

Sie lachte laut und toll. Doch ehe ich's hindern konnte, wand sie sich geschmeidig von mir los und glitt, wie ein schlimmes Schulmädel errötend, auf den Händen das breite, polierte Holzgeländer der Treppe hinunter, so daß sie am Treppenabsatz verschwand, ehe ich mich's versah.

Ich ging hinab zum Portier und sah gewohnheitsgemäß die Liste der Gäste an der Schlüsseltafel durch. Ich las — Ediths Namen. War es ein Zufall? War sie mir gefolgt. Schickte Comfort sie mir nach?

Durch die Halle schritt zierlich schnell das Mädchen, das ich auf der Treppe geküßt hatte.

Am Gang erkannte ich sie jetzt, es war Ediths Zofe.

— — — — — — — — — — — —

Ich liebe Kopenhagen. Es ist eine frische, nervöse, elegante, liebenswürdige Stadt. Die Menschen nehmen sich alle wichtig, und das ist für einen Menschen meiner Art eine ganz besondere Quelle des Genusses, da ich so weit war, mich selbst nicht wichtig zu nehmen. Ich ging vom Hôtel in ein helles, brausendes Café. Drei junge Leute am Nebentisch debattierten, ohne laut zu werden, über einen Zeitungsartikel, ernsthaft, ingrimmig und nachdrücklich. Ich sah, wie wichtig sie ihre Sache führten. In Deutschland redet man über Zeitungsartikel. Aber wer hätte die Zeit dazu sie ernst zu nehmen. Ein paar vereidigte, politische Ringkämpfer führen von ihrem Schreibtisch aus ihre

Kämpfe vor, die andern Leute haben die Ansichten dieser vereidigten Männer zu lesen und damit gut.
Eine hübsche, elegante, junge Dame trat an den Tisch der drei Debattierenden heran und ereiferte sich. Sie wurde ganz rot im Gesicht. Es stand ihr gut. —
Ich ließ mir Hummer geben und trank dazu Aquavit. Glücklich ein Land, das solche Genüsse im reichsten Maße besitzt, sagte ich mir, als ich gesättigt dasaß und die Fermate meines Lebens genoß. Wie lächerlich erschien ich mir: Ich hatte mit allem abgeschlossen und war dabei, mir meine Selbstbeseitigungsmaschine in angenehmster Weise zusammenzustellen. Aber ich ließ meinen Lebenszug auf kleinen Stationen stehen. Eine davon hieß Kopenhagen, und im Grand-Hotel dieser glorreichen Stadt hatte ich glücklich nun drei Garnituren von Weiblichkeit, mit denen ich mich ernsthaft beschäftigen mußte.
Denn daß die Lübecker Freundin aus reiner Phantasie gerade nach Kopenhagen gereist kam, glaubte ich nicht. Ich sah das Schicksalswalten der Gesellschaft Comfort, die mir diese Frau wieder in den Weg schob, um das Kapitel meines Seitensprunges mit der kleinen Brünette zu beschließen. Das amüsierte mich. Ich beschloß, hart gegen die Gesellschaft zu bleiben und mir *den* Liebeskomfort auszusuchen, der *mir* paßte.
Ich ließ mir eine Flasche Burgunder geben, einen schweren, guten Corton, dazu ein Fünftel Kaviar und geröstete und gebutterte Toasts. Dabei überlegte ich mir meinen Feldzugsplan.
Ich konnte die Lübecker Freundin nicht unzart behandeln, wenn sie auf einem Zusammentreffen bestand. Ihr letzter Brief hatte jeden persönlichen Verkehr unmöglich gemacht.

Was soll ich mir den Kopf zerbrechen, dachte ich, da ich die Flasche zu drei Viertel geleert hatte, ich werde mich einfach, was diese Dame anlangt, an die Gesellschaft Comfort halten und werde sie beauftragen, mir diese Frau vom Halse zu schaffen. Szenen und Erregungen von dieser Seite aus wären ein Bruch des Abkommens gewesen, das ich mit der Gesellschaft Comfort getroffen hatte. Ich verlangte Papier und Tinte und schrieb an P.:

„Sorgen Sie dafür, daß der Aufenthalt im Hotel ungestört verläuft. Ich habe soeben erfahren, daß Frau Edith anwesend ist. Ein Zusammentreffen dürfte peinlich sein. Veranlassen Sie das Nötige."

Ich war befriedigt. Die Denkanstrengung hatte mir Pein gemacht. Es war so naheliegend, mich auf den Schutz der Gesellschaft Comfort zurückzuziehen. Aber unsere atavistischen Gefühle gegen Frauen lassen sich nun einmal nicht ausrotten. Wir werden immer wieder von ihnen hypnotisiert.

Die Folge dieser kleinen Arbeit war ein segensreicher Appetitanfall. Resch geröstete Hammelkoteletten wurden an mir vorübergetragen. Ich winkte dem Kellner und bestellte mir auch Hammelrippchen, dazu eine Schüssel Salat Romain.

Seit ich meinen Entschluß gefaßt hatte, ein Ende zu machen, hatte sich überhaupt mein Appetit merklich gehoben. Das Essen schmeckte mir bedeutend besser als seit Jahren vorher. Das hing nicht mit der Gesellschaft Comfort zusammen, das mochte seinen psychologischen Grund darin haben, daß Henkersmahlzeiten immer gut schmecken.

Ich aß mit Todessehnsucht und fand beim Abschied alles

noch einmal schön. Die Essensschüssel enthielt noch einmal die ganze Welt.
Ich wischte mir gerade den Mund und überlegte, ob noch eine Flasche französischen Sekts nachzuholen sei, als P. ins Café trat. Er hatte sich sorgfältig in einen englischen Reiseanzug gekleidet und sah unauffällig und vornehm aus, wie ein Reisender aus Passion.
Er grüßte mich, nicht ergeben wie ein Diener, sondern wie ein entfernter Bekannter, und bat mich, an meinem Tische Platz nehmen zu dürfen. Da ihn der Kellner nach seinen Wünschen befragte, bestellte er eine halbe Flasche Bordeaux. Er war so sicher, als wäre er nie im Leben in einer abhängigen Stellung gewesen.
„Sie haben meinen Brief erhalten?" fragte ich.
„Sie gestatten," sagte er, „daß ich augenblicklich neben Ihnen sitze, als der Vertreter der Gesellschaft Comfort."
„Sie wollen mir doch nicht etwa Vorwürfe machen, daß ich selbst die Initiative ergriffen habe und mit der Dame am Heiligendamm eine Bekanntschaft eingegangen bin?" fragte ich, gewillt mein Persönlichkeitsrecht zu verteidigen.
„Wo denken Sie hin," sagte P., „darum handelt es sich nicht. Die junge, brünette Dame gehört doch auch zu Ihrem Lebenskomfort. Nein! Aber die Liaison, die Sie mit der blonden Dame in Lübeck aufnahmen, ist vielleicht durch meine Ungeschicklichkeit aufgelöst worden. Ich nehme es mit meinen Pflichten sehr genau und suche mich nichtrein zu waschen. Also, ich behaupte, daß durch meine Ungeschicklichkeit diese Liaison in Travemünde gebrochen wurde. Die blonde Frau, die, wie Sie wissen, auch Mitglied der Gesellschaft Comfort geworden ist, reiste in die Schweiz!"

„Sie schrieb mir einen Brief," sagte ich, „sie traf einen schnauzbärtigen Herrn und verbat sich jeden persönlichen Verkehr mit mir."
P. schüttelte den Kopf:
„Sie können sich natürlich denken, daß ich genau unterrichtet bin. Die blonde Dame war mit keinem schnauzbärtigen Herrn zusammen. Sie war in Interlaken, in Luzern, auf dem Rütli, in Lugano, Mailand, Gardone, Frankfurt a. M., im Taunus, Bozen, Meran. Wir haben sie mit reizenden Gesellschaftern in Berührung gebracht, aber sie floh rastlos von Ort zu Ort. Es scheint, daß sie das Gedenken an Sie nicht verwunden hat."
„Sehr schmeichelhaft," sagte ich, obwohl ich nicht leugnen konnte, daß mein Selbstgefühl ein wenig schwoll.
„Jedenfalls entschloß sie sich, mit Ihnen noch einmal zusammenzutreffen. Ich teile Ihnen diese Entwicklungsreihe mit, weil ich ein sofortiges Zusammentreffen zwischen Ihnen und der Frau voraussehe."
„Ich bin durchaus nicht darauf vorbereitet," sagte ich. „Wie Sie sehen, habe ich gebechert und war willens, ins Hotel zu gehen und dort eine Stunde zu schlafen. Außerdem, wie steht es mit der brünetten Dame? Kennen wir uns im Hotel oder kennen wir uns nicht?"
„Sie kennen die brünnette Dame im Hotel nicht."
„Gott sei Dank," sagte ich, „so kann ich also jetzt ruhig schlafen und Sie werden nach dem Tee eine Zusammenkunft arrangieren. Nur nicht in einem Arbeiterhotel und in einem Zimmer, das nach Seife riecht."
„Sehr wohl," sagte P., „das werde ich arrangieren. Aber die blonde Dame hat sich in ihrem Hotelzimmer eingeschlossen und erwartet Sie dort zu einer Aussprache."

„Ja, leidet denn das die Hoteldirektion?" fragte ich empört. „Es ist doch unerhört, jemanden mit allen Gefühlen nach Tisch zu überfallen, jemanden, der seine Ruhe, seinen Mittagsschlaf nach Burgunder und Aquavit redlich verdient hat. Nein, das muß anders arrangiert werden, P."

„Ich wollte Sie bewegen, diese Zusammenkunft in der Weise einzurichten, daß Sie selbst das Zimmer der blonden Dame aufsuchen. Sie fahren mit dem Lift in den dritten Stock. Die Zofe ist unterrichtet, sie wird Sie ins Zimmer führen. Ich werde die blonde Dame indessen benachrichtigen, daß Sie ihr die Beschämung ersparen wollten, im Zimmer eines Herrn betroffen zu werden."

„Und das soll ich nach dem Brief tun, den mir die Dame geschrieben hat?" fragte ich.

„Aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß dieser Brief aus einem ganz entgegengesetzten, weiblichen Gefühl entsprungen ist."

„Wer gibt mir die Gewißheit, daß das Ganze nicht bloß ein Arrangement von Ihnen ist, im Auftrage der Gesellschaft Comfort?"

„Sehr verehrter Herr," antwortete mir P. gemessen, „diese ganzen Zonen liegen natürlich im Bereich der Gesellschaft Comfort. Es ist allerdings eine Gefühlswendung bei der blonden Dame eingetreten, die wir nicht berechnen und voraussehen konnten. Wäre der unglückliche Briefumschlag nicht zutage gekommen, so hätten Sie beide sich mit Hilfe der Gesellschaft Comfort zu einem gutgeknüpften Lebensbunde zusammengefunden. Der Heiratskontrakt hätte Ihnen bewiesen, daß wir diese Angelegenheit mit sittlichem und geschäftlichem Ernst aufzufassen gewillt gewesen wären. Leider hat eine Laune der Frau

die gerade Entwicklung gestört. Sie war noch in Lübeck gewillt, das Ganze wieder aufzunehmen. Allein Sie hatten Ihren Schmerz mit so viel Alkohol gedämpft, daß Sie diese Bemühungen nicht mehr bemerkten. Sie schliefen zu fest. Nun leidet die Frau augenscheinlich sehr unter dem ganzen Vorgang und ich meine, es könnte Ihnen doch nur angenehm sein, wenn Sie diese Leiden ein wenig stillten."

„P.," fragte ich, „hat Ihnen Dr. van Merlen gesagt, was mein einziger Lebensvorsatz ist?"

„Gewiß," sagte P. unerschüttert, „Sie bereiten sich vor, sich aus diesem Leben in geschmackvoller Weise hinwegzubegeben. Im Gegensatz dazu lautet die Verpflichtung der Gesellschaft Comfort auf Lebensdauer: Ihnen diese Lebenszeit so ausgedehnt, angenehm und abwechslungsreich zu gestalten als möglich, damit Sie nicht mit schnellzugsähnlicher Geschwindigkeit Ihre Reise ins Nichts antreten. — Das ist die Sorge der Gesellschaft Comfort."

Ich wischte mir die heiße Stirne.

„Hören Sie, P., sehen Sie mich an. Kann ich in diesem Zustand mit einer Frau sprechen?"

„Ein wenig Technik wird es ermöglichen! Eine halbe oder dreiviertel Stunde später hat keine Bedeutung. Sie haben mit der Dame keine Verabredung getroffen. Wir werden uns jetzt zu Fuß in das Massageinstitut des Dr. Sander begeben. Dort nehmen Sie zehn Minuten ein elektrisches Schwitzbad, werden massiert, mit kaltem Wasser behandelt. Kaffee steht bereit und frische Wäsche laß ich dorthin schaffen. Ich garantiere Ihnen, daß Sie danach

ruhigen Blickes der Frau entgegentreten können, die sich seit Wochen nach Ihrem Anblick sehnt."

„Und was wird aus der brünetten Dame?" fragte ich.

„Lassen Sie auch das Sorge der Gesellschaft Comfort sein," sagte P. „Haben Sie nur Geduld und Vertrauen!"

Achtes Kapitel

Alle ding und creatur,
cummen wider zu ir ersten natur.
Salomon und Markolf.

Die Prozeduren beim Dr. Sander. — Genüsse der Haut. — Das chinesische Schattenspiel. — Sanders Institut gehört zu Comfort. — Trotz guter, körperlicher Zurüstung fühlt der Wanderer ins Nichts Examenangst. — Zimmer 103. — Das Lächeln des Zöfchens. — Edith will mit ihm frei werden von Comfort. — Er wehrt sich sanft und erzählt von der brünetten Freundin, die er ohne Comfort fand. — Rendezvous mit Ella. — Mühselige Liebe. — Nach Tivoli.

Wir schritten durch ein großes, schmiedeeisernes Gittertor, das mit schöngetriebenem Blätterwerk verziert war. An dem großen Beete rotglühender Rhododendren gingen wir vorüber auf feinem, grausilbernem Kies, stiegen empor zu einer Vorhalle in Portikusform und standen vor einer Pforte aus Stahl, deren bronzegetriebene Reliefs die Ghibertimotive aus Florenz wiederholten. Statt der Glocke war ein Türklopfer in Löwenkopfform vorhanden. P. hob ihn auf und ließ ihn fallen. Ein Schlag erdröhnte, der sich in musikalischen Schwingungen fortpflanzte, wie ein tiefer C-Dur-Akkord. Die Pforte tat sich auf. Ein Diener in Schwarz verbeugte sich.

P. befahl: Auffrischungskurs von einer Stunde!

Wir wurden durch einen Gang geleitet, dessen Boden mit einem dicken, pflaumenfarbenen Teppich bedeckt war. Die weißen Wände waren geschmückt mit schönen Jagdkupfern, die in Kopfhöhe in schmalen, schwarzen Rahmen einen fortlaufenden Fries bildeten. Kein Fenster war zu sehen, kein Beleuchtungskörper. Trotzdem war der Raum in ein gleichmäßig-weißes Licht gehüllt. Ich hielt es für Stablicht, das unter der Decke in Hohlkehlen angebracht war, so daß die weiße Decke selbst widerstrahlte. Zur Linken öffnete sich eine Mahagonitür. Grünüberzogene breite Sessel und Tische luden zum Lesen und zur Betrachtung ein. Zwei mächtige Fenster ließen den Blick auf das üppige Grün der Büsche des Gartens schweifen, Karten und Bücherregale bedeckten die großen Flächen der Wände. Ein Kamin gegenüber den Fenstern lieh diesem Raum Reiz und Ansehen einer Privatbibliothek.

„Hier werde ich Sie später erwarten," sagte P. „Zunächst muß ich Sie mit dem Leiter der Auffrischungsab-

teilung bekannt machen, dann werde ich mich zurückziehen."
Wir schritten wieder durch den langen, weißen Gang und gelangten zu einem kleinen Kopfzimmer, das ganz aus Glas gebildet war.

Sogar die Möbel bestanden aus dieser Masse.

Ein Herr im weißen Smoking, blütenweißer Wäsche, weißer Krawatte, empfing uns. Es war mir weiter nicht verwunderlich, daß dieser junge, blühende, frische Herr sogar die Haare weiß entfärbt trug.

P. überreichte ihm eine Karte. Der weiße Herr wurde sehr liebenswürdig. P. empfahl sich und ließ mich mit dem Arzte allein.

„Gestatten Sie?" fragte er, ergriff meinen Puls, zählte ihn, steckte mit einer schnellen Bewegung den Thermometer in das Hemd unter die Achsel und sagte:

„Ein paar physische Vorbedingungen sind immer notwendig. Fühlen Sie sich körperlich im Magen sehr beschwert?"

Ich sagte: „Vom Trunk fühle ich mich heiß und hätte jetzt gern, meiner Gewohnheit gemäß, zwei bis drei Stunden geschlafen. Aber eine wichtige Unterredung erfordert in kürzester Zeit einen klaren Kopf von mir."

Inzwischen hatte der weiße Herr die Lider meiner Augen zurückgeschoben und hineingeschaut, mir einen Bleistift gegen die Nase gereckt, mich an verschiedenen Stellen des Körpers abgeklopft, während ich willenlos in einen bequemen Stuhl sank.

Mit liebenswürdiger Miene fragte er:

„Handelt es sich um eine Begegnung mit einem Herrn oder einer Dame?"

Ich antwortete, bezwungen von dem freundlichen, blauen Blick:
„Mit einer Dame."
„Wünschen Sie Zurückhaltung zu üben oder mit einer gewissen erotischen Energie der Dame gegenüberzutreten?"
„Ich wünsche Zurückhaltung zu üben."
„Würde Ihnen das schwer fallen? Haben Sie zurzeit eine nette Freundin?"
Ich runzelte die Stirn.
„Bitte, ersparen Sie sich die Antwort, ich sehe genug. Wir brauchen Sie also nur abzuschlaffen, das wird genügen."
Dann drückte er auf einen Knopf.
Der gläserne Stuhl, auf dem ich lag, beschrieb um sich selbst eine Kreisdrehung und fuhr auf einer gläsernen Bahn durch einen weißen Vorhang hindurch, stieg in einem Fahrstuhl ein paar Stockwerke empor, durchfuhr einen ähnlichen Gang, wie der, durch den ich gegangen war und blieb halten vor einem Gemache, in das ihn zwei weißgekleidete, frische, blonde Mädchen hineinzogen.
Ich war erst während der Fahrt zum Bewußtsein gekommen, daß mit meinem Körper geschaltet wurde, ohne jede Willenskundgabe meinerseits. In begreiflicher Erregung wollte ich mich aufrichten, aber eine selbsttätige, gläserne Spange hielt meinen Oberkörper zurück, so daß ich vor einer ungeschickten Bewegung bewahrt blieb. Das eine der Mädchen begann alsbald mir die Stiefel zu lösen, Hosen und Unterkleider abzustreifen, während das andere Jacke, Weste bis aufs Hemd auszog. Dann reichten sie mir einen weißen, kühlen Leinenmantel, den ich mit dem Hemde vertauschte. Sie baten mich, wieder auf

dem gläsernen Stuhl Platz zu nehmen, und ich spürte mit angenehmem Behagen, daß das Glas inzwischen durch eingebettete Drahtfäden sanft elektrisch erwärmt war. Wieder begann eine kleine Fahrt, die von dem einen der Mädchen begleitet wurde, das sich auf einen Tritt hinter den Stuhl gestellt hatte. Wir gelangten in einen aus weißem Marmor gebildeten, schmucken Raum, der durch eine Kuppel weißes Licht empfing.

„Lektüre", sagte das Mädchen mit heller, klingender Stimme, „dürfte Sie wohl zu sehr anstrengen. Ich werde an der Wand ein Schattenspiel einschalten, wie es Ihr Geschmack erfordert. Wünschen Sie Lustiges, Phantastisches, Trauriges, Ernstes?"

Ich blickte das Mädchen an und sah in ein schöngeschnittenes, ernstes Gesicht, dessen große, dunkelblaue Augen mich mit völlig gehaltenem, rein psychologischem Interesse musterten.

„Ich bin von dem allem ein wenig überrascht," sagte ich. Sie nickte ernst und meinte:

„Wenn ich Ihnen raten dürfte, versuchen Sie es mit einem chinesischen Schattenspiel: Wie die Prinzessin Li San Ti ihren Geliebten im A-lai-Lü-Gebirge sucht. Es ist ja nicht der Zweck, daß Sie dieses Spiel kennen lernen. Sie sollen nur eine Abschlaffung des Geistes empfangen, durch fremdartige Arabesken abgelenkt werden von dem, was Sie augenblicklich beschäftigt. Ein kurzer, elektrischer Schlaf von zehn Minuten dürfte Ihnen bald völlige Erfrischung bringen. Ich stelle jetzt den warmen Zustrom ein, denn in zwanzig Minuten werden Sie doch einer Porenöffnung bedürfen, um das alkoholische Gift abzugeben. Danach wird sich alles von selbst entwickeln."

Sie griff an ein paar Hebel, die sehr geschickt hinter einem drehbaren Pfeiler mit Marmor maskiert waren, bat mich auf eine etwa drei Quadratmeter große Marmorwand zu schauen, die zwischen zwei Pfeilern, wie ein hohes Fenster lag. In der Höhe meines Kopfes zog sich ein Fries von Satyrköpfen mit Reliefdarstellungen aus dem Landleben hin.

Das Mädchen beugte sich über mich. Mit weichen Fingern massierte sie mir Stirn und Gesicht, strich besonders über die Augenbrauenbogen, Schläfen und Wangenknochen.

„Ich meine, ich gebe Ihnen blau," sagte sie. Das weiße Licht wandelte sich in einen hellen Opalton.

Leise verließ sie mich und ich sah nun auf der blaudurchleuchteten Wand schwarze, zierliche Figuren von jener feinen, kultivierten Kunst emporwachsen, wie sie bezeichnend ist für das alte China. Gleichzeitig erscholl von oben herab die Stimmführung zu den Figuren. Ich sah, wie die Stadt „To" von einem wilden Mongolenheer erobert wurde, das von dem Fürsten der Spinnen angeführt ward.

Der Dämon trat auf und sang:

„Ich bin der Fürst der Spinnen. Mit allen meinen Fäden habe ich die Stadt ‚To' umschlungen. Bald werde ich eindringen mit meinen Kriegern und werde aussaugen, was an Blut und Gold vorhanden ist."

Und so geschah es. Die Stadt ward erobert und der Prinz hinweggeführt, der nun nicht zur Hochzeit ausreisen konnte, um die Prinzessin heimzuführen.

Es wurde chinesisch heiß im Raume. Ich tat mein Gewand ab und lag erschöpft, während die Arabesken und Figuren des Schattenspiels ineinander verflossen.

Plötzlich ward ich wach und klar. Einer der Satyrköpfe blies mir einen duftenden, erfrischenden Strahl entgegen. Ich atmete ihn tief ein und sank mit schwindenden Sinnen zurück. Da ich abermals aufwachte, lag ich in Decken eingewickelt in einem Glaskasten, der im Freien stand in einer Buchenlaube. Ich atmete eine ozonreiche, kräftige Luft ein, die mir von besonderer Art erschien. Ein leises Zischen im Kasten belehrte mich, daß diese Luft dauernd neu hinzugeführt wurde. Nun roch ich's und spürte es an dem Feuer in meinen Adern, daß ich eine Sauerstoffatmung nahm.

Wieder kam das Mädchen. Es öffnete die Tür des Kastens, schob die Marmorplatte, auf der ich lag, heraus auf eine Bank. Sie lockerte die Decken und Binden. Ich fühlte, wie ich noch innerlich nachglühte.

„Dort unten finden Sie das Bassin," sagte sie.

Ich erhob mich in meiner letzten Hülle, ging zwischen Gebüsch zu einem Rondell und sah das schönste, blaueste Wasser in einem runden Marmorbassin. Ich ließ mich hineingleiten. Das Wasser war sanft erwärmt. Nachdem ich einige Minuten mich so erkühlt hatte, winkte das Mädchen.

Sie geleitete mich zu einer Marmorbank, dort strich sie mir sanft und geschickt massierend über den Körper mit angenehm duftenden Essenzen.

Als die Massage beendet war, setzte sie mich in einen bequemen Rollstuhl, den sie auf eine Platte schob. Die Platte senkte sich, und der Stuhl rollte wieder durch den Gang zurück, stieg auf und ich befand mich in dem Raum, in dem ich ausgekleidet worden war. Hier erwartete mich die zweite Dienerin, die mich ankleidete.

Als ich in die Tasche griff, wie es Gewohnheit ist, um mich erkenntlich zu zeigen, wehrte sie graziös ab:

„Ich danke," sagte sie, „der Herr gehört doch zu der Gesellschaft Comfort?"

Ich nickte.

Sie erklärte: „Das Etablissement des Dr. Sander gehört auch zur Gesellschaft Comfort.

Ich fand P. im Bibliotheksraum an einem Schreibtisch sitzend schreiben.

„Fühlen sich der gnädige Herr erfrischt?" fragte er mit der Miene eines ergebenen Dieners.

„Warum haben Sie mir diese köstliche Erfindung der Gesellschaft Comfort verheimlicht?" fragte ich.

P. erwiderte ernsthaft:

„Es war bisher noch nicht möglich, in Berlin ein solches Institut einzurichten. Dr. Sander in Kopenhagen war es vorbehalten, dieses mustergültige Institut zu erfinden. Er wurde bankrott daran, weil er all seinen Phantasmen nachgegangen war, um die ‚sinnliche Hautkultur' der Menschheit, wie er es nannte, zu verbessern. Wir haben zur rechten Zeit eingegriffen und uns ist es möglich, dieses Institut durch unseren Mitgliederkreis am Leben zu erhalten. Aber soweit wir auch heute sind, es bleibt immer etwas Außergewöhnliches selbst für Mitglieder der Gesellschaft Comfort. Ich benutzte Ihre Anwesenheit in Kopenhagen, um Sie mit dieser Quelle der Lebensfreude bekannt zu machen und Ihnen die Frische zu geben, deren Sie jetzt bei der Unterredung mit der Dame aus Lübeck bedürfen."

Ich will es nicht leugnen, daß ich trotz der guten, körper=

lichen Zurüstung im Institut Sander mit einem gewissen Gefühl der Examenangst das Grand-Hotel betrat.
Als ich mit dem Aufzuge hinauffuhr, wollte es der Zufall, daß gleichzeitig meine brünette Freundin im gegenseitigen Aufzug hinabschwebte. Sie warf mir einen Blick zu, der bedeutete, daß sie mich erwarte. Ich sah noch im Aufstieg, daß sie die Hand nach unten streckte. Nun wußte ich, daß ich sie irgendwo unten streifen solle.
Ich begab mich zum Zimmer 103 und klopfte an. Mit einem Lächeln auf den Lippen öffnete die hübsche Zofe, die ich geküßt hatte. Sie geleitete mich in das Zimmer, in dem ich Edith in Hut, Schleier und Handschuhen auf und ab spazieren fand.
Sie hatte sich gegen unziemliche Neugierde eines zufälligen Beobachters gedeckt.
Als die Zofe die Tür hinter mir geschlossen hatte, schlug sie den Schleier zurück, ging auf mich zu und sagte einfach:
„Ich hoffe, du wirst den Brief, den ich dir in der ersten Empörung schrieb, vergessen haben."
Ich erwiderte ihr:
„Ich habe immer mit Dankbarkeit an die schöne Zeit zurückgedacht, die wir zusammen verlebt haben."
Sie setzte sich auf einen Sessel und sagte träumerisch:
„Diese Trennung war so unnütz! Wir haben beide gelitten!"
„Aber die Gesellschaft Comfort", erwiderte ich, „erleichtert das Leiden in jeder Weise."
„Ich hätte längst meine Mitgliedschaft aufgegeben," rief sie lebhaft, „wenn ich nicht gehofft hätte, durch die Gesellschaft Comfort dich wiederzufinden. Es wurde mir

von Dr. van Merlen selbst dringend abgeraten. Er schrieb mir einen sehr klugen Brief, in dem er behauptet, dreimal könne eine Dame unmöglich eine abgebrochene Beziehung zu einem Herrn wieder aufnehmen. Aber wenn du nun doch mein Schicksal bist, warum sollte ich mich pedantisch von dir fern halten?"

„Liebe Freundin, ich bin es nicht so sicher, daß ich dein Schicksal bin. Dein Absagebrief hat mir jede Hoffnung geraubt, besonders da du mir von dem Herrn mit dem starken Schnauzbart schriebst."

„Aber begreifst du denn nicht, daß ich das nur schrieb, um dich zu verletzen!"

„Gewiß, du hast mich verletzt. Und du wirst es mir nicht verübeln, daß ich mich in Abenteuer gestürzt habe."

„Ach, das sind Bagatellen. Das sind Comfortbeziehungen, die ich dir nicht verüble. Was ich jetzt will, ist Flucht aus der Gesellschaft Comfort mit dir. Denn wir beide haben uns ja nicht durch die Gesellschaft Comfort kennen gelernt, wir beide hängen in alter Freundschaft zusammen. Wir brauchen nicht zu Mitteln des Dr. van Merlen werden."

Ich fühlte mich bei diesen Eröffnungen sehr unbehaglich. Sie erhob sich und sagte:

„Mein Freund, bezwinge doch deinen Stolz. Wir quälen uns vergebens. Ich spüre es, deine Sympathie ist noch nicht erloschen. Du warst so zartfühlend mich aufzusuchen, obwohl ich bereit war, zu dir zu kommen. Ja, glaube es nur, ich wollte dich auf deinem Zimmer erwarten und dich um Verzeihung bitten."

Ich küßte ihr die Hand, räusperte mich und sagte:

„Ich wollte, die letzten Wochen könnten ungeschehen gemacht werden. Verzeih mir, wenn ich dir sofort alles sage.

Ich habe die Beziehungen zu einer Dame angeknüpft, die ich nicht durch die Gesellschaft Comfort kennen gelernt habe, und dieser Frau bin ich Rücksicht schuldig."

„Rücksicht!" rief sie, „Rücksicht, gewiß! Sie ist der Mann einer Frau stets schuldig. Aber du liebst sie nicht so sehr, wie du mich geliebt hast."

„Wie oft habe ich dir schon gesagt," erwiderte ich, „daß es mein Lebensunglück ist, keinerlei Talente zu besitzen. Auch nicht das Talent zur Liebe oder das zur Ehe. Du kennst mich doch und die ganze Verfassung meines Wesens."

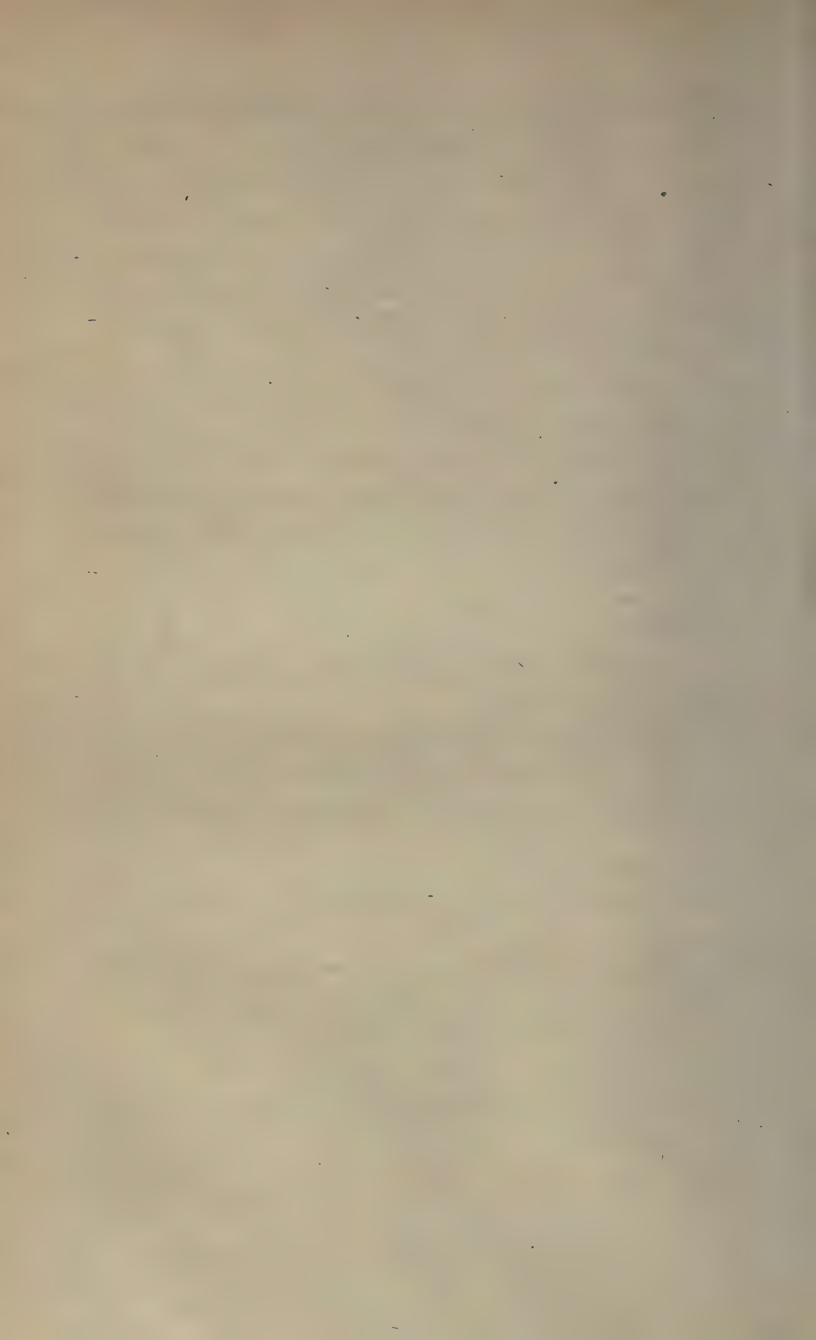
„Wie ich dich kenne!" sagte sie, faltete die Hände und schaute mir in die Augen, „wie ich dich kenne! Aber ich verlange ja nur, daß wir ohne Feindschaft zusammen sind. Vielleicht machst du mich mit deiner Freundin bekannt. Ist sie gut mit dir? Warum soll ich's dir mißgönnen! Ich weiß, ich trage Schuld an unserer letzten Trennung. Ich hätte einen Tag warten sollen. Oh, du weißt es vielleicht nicht, daß ich die Nacht noch zu dir kam und Versöhnung wünschte. Aber du warst berauscht. Und das hielt ich abergläubisch für ein Zeichen, daß alles aus sein müßte."

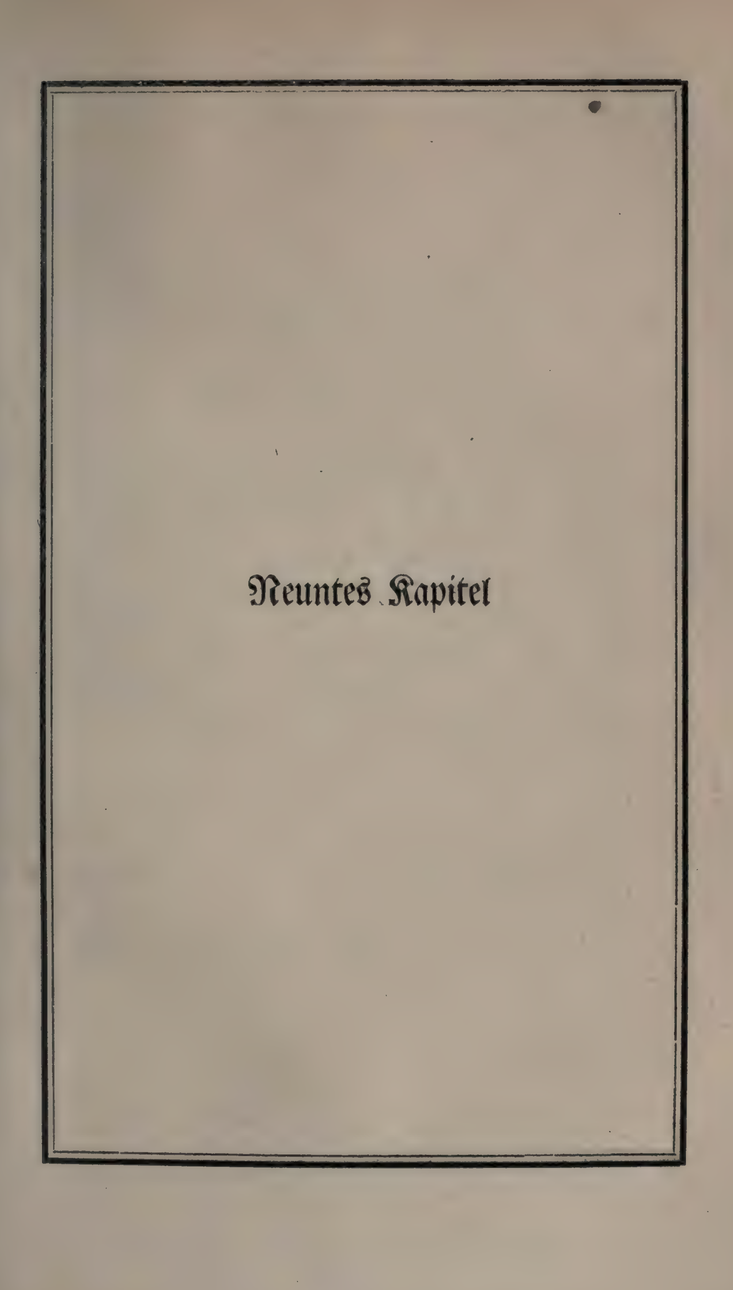
Es wurde an die Tür geklopft. Ein Kellner kam und brachte ein Telegramm.

„Ich muß zum Portier hinunter," sagte sie, „einer meiner Koffer ist an der Grenze liegen geblieben. Ich bekomme gerade auf eine Anfrage von Comfort Nachricht."

Wir trennten uns am Lift. Ich ging auf mein Zimmer, wartete zehn Minuten, bis ich hoffen konnte, daß sie den Portier verlassen hatte und begab mich dann zu Fuß hin-

ab, um nicht durch den Lift in eine Situation gefahren zu werden, die mir vielleicht peinlich werden konnte.
Was ich erwartet hatte, traf zu. Meine brünette Freundin saß in einem ledernen Klubsessel an einem kleinen Tischchen der Halle von einer Reihe von Zeitungen umgeben. Die Annäherung wurde mir leicht. Ich ging auf sie zu und erbat mir das Exemplar der Norddeutschen Allgemeinen. Sie flüsterte mir zu:
„Wir treffen uns in der ersten Seitenstraße rechts vor dem Parfümeriegeschäft."
Ich setzte mich mit meiner Zeitung nieder und sah sie durch. Ella winkte mir. Ich stand auf und entfernte mich gehorsam wie ein Gymnasiast dem Gebot seiner Flamme und dachte: Diese Liebeleien sind doch ungeheuer langweilig. Ich hätte ebensogut zum Schein im Hotel eine Bekanntschaft mit ihr anknüpfen können. Freilich nach dem Sittenkoder Europas hätte das die Dame in ein schlechtes Licht gebracht. —
Die blonde Geliebte hätte sich nicht gescheut. Edith ist in ihrer Lebensauffassung sicherer als Ella. Das ist für jemanden, der nicht heiraten will, angenehmer. Aber wenn ich mich aufrichtig prüfte, so hatte auch ich für sie kein starkes Gefühl. Meine Neugierde reizte es nur, zu erfahren, warum sie gerade ihre Liebesenergie auf mich konzentrierte.
„Du scheinst sehr zerstreut zu sein," klang die Stimme meiner brünetten Freundin in meine Gedanken hinein.
Lächelnd stand sie vor mir.
„Was gedenken wir zu tun?" fragte ich.
„Wir wollen auf Abenteuer ausgehen," rief sie, „wir wollen nach Tivoli!"





Neuntes Kapitel

Doch wenn's Matthä' am letzten ist,
Trotz Raten, tun und Beten,
So rettet oft noch Weiberlist,
Aus Aengsten und aus Nöten.

Bürgers Gedicht.

In Tivoli. — Er wird plötzlich zum Onkel und überläßt Ella zwei jungen Herrn. — Das Gespräch mit der klugen Zofe. — Glücklich, wer hier ein Mensch ohne Reichtum wäre. — Die brünette Freundin glaubt an Eifersucht und wird selbst eifersüchtig, da er mit der Blonden zusammen frühstückt. — Drei Mitglieder von Comfort finden sich. — Hoffnungen brechen wie Glas. — Allüberall Comfort. — Er fordert die Zofe zur Flucht auf und luncht mit der Blonden. — Es gelingt, P. zu betrügen. — Nächtliche Entführung. — Fanny zeigt, was sie kann. — Fannys Lehre von der Zusammengehörigkeit der Menschen. — Wie Fanny sieht. — Von der Kunst der Automobilreisen. — Fannys Lebenspraxis. — Berlin als Fremdenstadt. — Die Reise in den sommerlichen Süden wird geplant. — Fast wäre er zu Hause geblieben, aber P.s Nähe droht. — Die Fahrt auf Abenteuer mit Fanny. — Erste Rast. — Erstes Ziel.

Als wir, angeblasen von den verschiedenen Kapellen, im Menschengewühle des Tiviliparkes umherschlenderten, überkam mich eine stille Erbitterung gegen die Frau, die an meinem Arme hing und sich bemühte, den Trubel wie ein Backfisch zu genießen.
Wir traten in das Theater ein, das sich strahlenförmig in den Park eröffnete. Es wurde „Der Mikado“ gespielt. Da die Leute dänisch sprachen, war kein Wort verständlich.
Die kleine Brünette war entzückt. Gerade, daß sie kein Wort verstand, erschien ihr sehr reizvoll. Sie sagte mit groß aufgeschlagenen Augen:
„Wir sind wie auf einem andern Stern.“
Bei dieser faustdicken Mädchenbanalität mußte ich alles aufwenden, um meine Wohlerzogenheit zu bewahren. Es ward mir herzlich schwer.
Zum Glück ließ sie sich bald an einen Tisch nieder, an dem sich zwei junge Herren befanden, die deutsch sprachen und sich lebhaft mit Ella beschäftigten. Ich war erfreut über meine Ablösung, erstaunte aber baß, als das Mädchen mich während des Gespräches mit neckischem Blick anredete: „Nicht wahr, lieber Onkel!“
Dabei zwinkerte sie mit den Augen wie eine Schlafpuppe, die hingelegt und aufgestellt wird. Ich erwiderte sehr steif:
„Jawohl, liebe Nichte.“
Der Jüngere der beiden, ein Herr in einem grau- und schwarzkarierten Anzug, musterte uns beide kritisch unverschämt und meinte, ich müsse doch ein sehr junger Onkel sein.
Meine Freundin log unbarmherzig, ihre Mutter wäre das

einzige Mädchen unter acht Geschwistern gewesen und ich wäre der jüngste dieser Brüder. Ich sah nicht ein, warum sie das tat; aber da sie mich persönlich wenigstens in Frieden ließ, trank ich behaglich das blonde, dänische Bier. — Meine Gedanken schweiften zurück in die stille, geduldige Einsamkeit meines Lebens von früher, da ich nur dem einen Zweck wirklich lebte, diesem angerosteten Dasein ein Ende zu machen.

Indessen wurde meine Freundin immer lebhafter. Die jungen Herren strebten näher an sie heran. Mich freute es. Ich erhob mich, verlor mich in der Menge und strich auf dunklen Wegen meinem Hotel zu. Hier war ich geborgen vor ihr. Die von der Konvention diktierte Geheimniskrämerei hatte ihr ja den Weg zu mir abgeschnitten.

Zum erstenmal empfand ich die Annehmlichkeit, die diese Charaktereigentümlichkeit für einen Mitmenschen haben kann.

Als ich aus dem Lift trat, huschte mir auf dem Gange eine weibliche Gestalt entgegen, die ich für ein Zimmermädchen hielt. Sie trat mir entgegen, so daß ich aufschauen mußte. Ich erkannte die hübsche Zofe meiner blonden Freundin. Sie lächelte. Ich fühlte mich unsicher unter ihrem Blick. Ihr Lächeln erregte mich. Ich fragte, indem ich suchend an mir heruntersah:

„Habe ich etwas Komisches an mir, Fräulein?"

Sie zeigte eine Reihe blanker Zähne, als sie erwiderte:

„Meine Dame ist sehr unzufrieden, daß der gnädige Herr sich so rar macht. Wir sind doch extra des gnädigen Herrn wegen hierher gereist. Ich kann es Sie versichern, die gnädige Frau ist eine liebe Dame."

„Haben Sie einen Auftrag, mir das zu sagen?“ fragte ich vorsichtig. Sie zupfte an den Rüschen ihrer weißen gestärkten Schürze und antwortete:
„Es muß doch für einen Herrn angenehm sein zu hören, daß eine Dame an ihn denkt. Verzeihen der gnädige Herr, ich habe Ihr Gesicht beobachtet und finde es so gespannt und unzufrieden. Und der gnädige Herr hätten doch bei meiner Dame alles, um zufrieden zu sein. Sie ist doch sehr schön. Das kann keiner besser wissen, als ich.“
„Sie denken sich alles sehr einfach, liebes Kind,“ sagte ich.
„Gnädiger Herr,“ hub das Mädchen an und schaute mir voll ins Gesicht, „ich kann mir denken, woher sich die Schwierigkeiten des gnädigen Herrn ergeben. Der gnädige Herr lebt, wie meine Dame, allzusehr nach den Gebräuchen der wohlhabenden Welt. Da gibt es keine Ueberraschungen und keine echten Vergnügungen mehr. Ein Hotel ist wie das andere, eine Stadt wie die andere, ein Theater wie das andere und eine Dame wie die andere.“
„Wo hast du deine Weisheit aufgeschnappt, Mädchen,“ fragte ich.
„Ich lebe doch dies Leben seit Jahren mit,“ erwiderte die Zofe, „und ich muß gestehen, wenn ich nicht meine Dienstleistungen und meine Fürsorge für meine Herrinnen hätte, würde ich's auch langweilig finden.“
„Wie meinst du, Kleine, wie ich leben sollte?“ fragte ich neugierig.
Sie wiegte das Köpfchen und schlug mir vor:
„Lassen Sie den P. einmal in Ferien gehen und unternehmen Sie etwas auf eigene Faust.“
Ich schüttelte den Kopf.

„Ja, Kind, wenn ich dazu erzogen wäre. Aber ich bin an einen gewissen Komfort, an eine gewisse Bequemlichkeit gewöhnt."
„Sie müßten eine richtige Freundin haben," sagte das Mädchen.
Ich dachte an Ella und erwiderte lächelnd:
„Ach, das habe ich auch schon durchgemacht."
„Dann war es nicht die richtige," erwiderte sie eifrig, und indem sie sich auf den Hacken herumwirbelte, sagte sie spitzbübisch:
„Wenn sich der gnädige Herr einmal mir anvertrauen würden, so glaube ich, würden der gnädige Herr wirklich einmal das Leben von einer anderen Seite kennen lernen."
„Wie meinst du das?" fragte ich.
„Das ist mein Geheimnis," erwiderte sie lockend, machte einen Soubrettenknicks und wirbelte davon.
Schade, dachte ich, als ich in mein Zimmer trat. Wäre ich nun ein junger Ingenieur ohne Vermögen zum Beispiel, so dürfte ich das Gefühl haben, eine reizende, kleine Person gefangen zu haben. Aber so bin ich doch nur der goldene Hecht, den sie zu fischen unternimmt. Ihre Fischerei bedeutet eigentlich ein kleines Manko für die Gesellschaft Comfort, denn die Gesellschaft Comfort hat sie doch Edith zur Verfügung gestellt.
Während ich mich niederlegte und mir klar wurde, wie anstrengend meine brünette Freundin war und wie schwer das Pathos meiner blonden Freundin auf mir lastete, begann ich mit dem Gedanken zu spielen, vielleicht bleibt dir der Ausweg und du vertraust dich einmal wirklich auf ein paar Wochen dieser kleinen Hexe an. Versuche sind ja dazu da, daß sie gemacht werden.

Ich nahm, da ich Kopfschmerzen befürchtete, ein Pulver, das mir P. bereit gestellt hatte, legte mich zur Ruhe und schlief fest ein, ohne zu träumen.
P. weckte mich am nächsten Morgen mit den Worten:
„Haben der gnädige Herr gestern einen Entschluß gefaßt, mit welcher der beiden Damen wir unsere Reise fortsetzen werden?“
Ich erwiderte, innerlich empört über diese Gelassenheit, mit der der Mann der Gesellschaft Comfort mich behandelte:
„Ich wünsche keine Entschlüsse zu fassen!“
P. verbeugte sich und ging. Ich war zufrieden, daß ich ihm eins auf die naseweise Pfote gegeben hatte.
Als ich meine Tür zum Gange öffnete, kam gerade meine brünette Freundin mit rosigem Gesicht aus ihrem Zimmer. Sie warf mir einen strahlenden Blick zu und sagte im Vorbeigehen:
„Ich bin sehr glücklich.“
„Das kann ich mir nach dem gestrigen Abend denken,“ gab ich zurück. Da wandte sie mir ein entzücktes Gesicht zu und sagte:
„Daß du so eifersüchtig sein kannst.“
Da ich sie entgeistert anstarrte, fügte sie triumphierend hinzu:
„Gewiß, ich wollte dich nicht quälen, aber deine Eifersucht zeigte mir, daß du doch noch der Gefühle und Leidenschaften fähig bist!“
Damit lief sie auf den Lift zu und ließ mich gedankensuchend stehen. Also als Eifersucht hatte sie meinen gestrigen Weggang betrachtet! Oh, wie wenig kannte sie mich doch, und zugleich ergriff's mich, wie wenig sie mir be-

deutete. Ich ging zum Frühstück hinunter und nahm Platz an einem kleinen Tischchen am Fenster. Drei Gassen von mir entfernt, saß meine brünette Freundin. Wieder und wieder wandte sie mir das entzückte Gesicht zu.
Ich aß schöne, dunkelgelbe Eier, einige Scheiben geräucherten Lammsrücken, gute, frische, dänische Butter und geröstetes Weizenbrot. Ein duftender Mokka mit Schlagrahm labte mich. Zum Beschlusse ließ ich mir ein paar volle, kalifornische Pfirsiche geben.
Gerade als ich eine dieser Früchte teilte, spazierte meine blonde Freundin herein und schritt unbefangen auf mein Tischchen zu. Ich erhob mich. Von weitem schon streckte sie mir ihre Hand entgegen und fragte, ob ich etwas dawider hätte, wenn sie bei mir am Tische Platz nähme.
Mit Befriedigung bemerkte ich, daß bei meiner brünetten Freundin Wolken am blauen Morgenhimmel emporzogen. Eifersucht! dachte ich, Eifersucht nebelt auf. Edith wandte ihr den Rücken zu. Ich sah, daß Ella zu erkennen suchte, wer sie sei, was sie sei, wie sie sei. Denn beim Eintritt in die Tür, die in ihrem Rücken gelegen war, hatte sie die blonde Dame nicht wahrnehmen können.
„Schade," sagte Edith, „daß ich nicht einige Minuten früher gekommen bin. Die Frühstücksstunden mit dir habe ich noch immer in bester Erinnerung."
„Ein gutes Frühstück", sagte ich, „ist selbst im Leben des schwärzesten Pessimisten immer noch ein ruhiger, ungetrübter Genuß. Wenn ich mir vorstellte, ich würde magenkrank, dann gäbe es keine Bremse mehr für mich, die meine Abfahrt aus diesem Dasein verzögern könnte."
Meine blonde Freundin schlug sich selbst mit schlanken Fingern zwei Eier ins Glas und nahm dazu Butter und

geriebenen Parmesankäse. Sie rührte das Ganze mit einem goldenen Löffelchen schaumig und verzehrte es voller Behagen. Dazu trank sie einen leichten, dunkelgelben Tee, der angenehm zu mir herüber duftete.

Diesen Anblick des zusammen frühstückenden Paares hielt Ella nicht mehr aus. Sie erhob sich, ging scharf an unserem Tischchen vorüber mit einem kühlen, ruhigen Gouvernantenblick, in dem eine gewisse Mißbilligung lag gegen die gesellschaftliche Freiheit, die sich Edith herausnahm. Als sie aber den Tisch passiert hatte und nochmals zurückblickte, um in das Gesicht der blonden Feindin schauen zu können, hielt sie inne und wandte sich um. Meine blonde Freundin schnellte empor, lief auf sie zu, reichte ihr freundschaftlich die Hand und rief:

„Wie reizend, daß ich Sie hier treffe! Sie sehen, ich frühstücke in Gesellschaft, und zwar in einer sehr liebenswürdigen."

Noch staunte ich über die unvermutete Erkennungsszene, da machte Ella, bezwungen von dem Charme meiner blonden Freundin, ein paar Schritte auf den Tisch zu.

Die Blonde stellte die Brünette vor und sagte:

„Dieses Fräulein, mein lieber Freund, war es, die mich in den Kreis der Gesellschaft Comfort führte."

„Gehörst auch du zur Gesellschaft Comfort?" fragte die Brünette mich und verlor ihre Haltung.

„Ihr duzt euch?" rief die Blonde.

„Nun verstehe ich, warum du mich hierher ins Hotel gelockt hast," eiferte Ella.

Ich sah, wie ein Kellner aufmerksam wurde, da die Dame ihre Stimme anspannte. Darum sagte ich schnell und leise:

„Wollen wir uns nicht zu einer Auseinandersetzung ins Musikzimmer begeben.“

„Ich wüßte nicht, über was wir uns noch unterhalten sollten,“ höhnte Ella.

Ich biß die Zähne zusammen und erwiderte:

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir mitteilen würden, wie die Gesellschaft Comfort Sie auf mich aufmerksam gemacht hat.“

„Die Gesellschaft Comfort?“ fragte die Brünette empört.

„Ich richte diese Frage an Sie! Wie wurden Sie auf mich aufmerksam gemacht!“

„Wir wollen uns doch ins Musikzimmer begeben,“ drängte ich und schritt energisch voran. Die beiden Damen folgten.

Als wir eintraten, streifte die Blonde an mir vorüber und flüsterte eifrig:

„Ich glaube doch nicht, daß du die richtige Freundin gefunden hast.“

Davon war auch ich innerlich überzeugt. Was mich mit Ella verknüpft hatte, war das Gefühl der Unabhängigkeit von Comfort. Nun hatte mich gerade dies Gefühl wieder genarrt!

Wir waren an einem kleinen Tisch in Sessel gesunken. Ich sagte:

„Als ich am Heiligendamm am Strande spazieren ging, wurde ich auf eine Leserin aufmerksam, die mich interessierte, weil ihr Gesicht mit einer seltsamen Beweglichkeit all die Erregungen, die sie beim Lesen des Buches empfand, wiederspiegelte. Das allein gab den Anreiz zur

Begegnung. Wer aber machte Sie auf mich aufmerksam, Ella?"
„Mein Herr," sagte die brünette Dame sehr entschieden und legte schon im Ton Abstand zwischen mich und sie, „auch ich dachte, ich wäre von ungefähr auf Sie aufmerk=sam geworden. Allerdings, es fällt mir ein, daß eine junge Dame, die an unserem Tisch in der Pension gegenüber von mir saß, einige Male von Ihnen sprach, von der tie=fen Lebensübermüdung Ihres Wesens, von Ihrer trost=losen Melancholie. Ich dachte, bei Ihnen ein Werk er=füllen zu können, sehe aber, daß Sie keine Tiefe besitzen, sondern nur die Seichtheit eines Sumpfes, der tief er=scheint. Sie sind ein nüchterner, unromantischer Gesell=schaftsmensch, der für seine Dame nicht das geringste Op=fer von seiner Bequemlichkeit bringen kann und mag."
„Gnädiges Fräulein," erwiderte ich, „das habe ich nie geleugnet. Das habe ich immer bekannt. Ich bin ein Le=ben mit Comfort gewöhnt und sehe nicht ein, wie ich mich davon trennen kann. Ich liebe Betten nicht, die nach Seife riechen und kahle, unfreundliche Zimmer sind mir ein Greuel. Reisen in der dritten Kajüte ist mir verhaßt. Was Sie Romantik zu nennen belieben, sind verspätete Back=fischlaunen einer reiferen, jungen Dame."
Mit einem etwas steifen Lächeln bemerkte die blonde Dame:
„Warum, liebe Freunde, ärgert ihr euch? Ich finde die Art und Weise, wie die Gesellschaft Comfort euch zusam=mengeführt hat, reizend. Es hat doch schönes Gefühl mit=gesprochen."
„Er ist keines schönen Gefühls fähig," trotzte Ella, zog ein Taschentuch und stürmte davon.

„Mein armer Freund, du kommst von Comfort nicht los," sagte Edith.
„Ich will mit Comfort nichts mehr zu tun haben," rief ich ergrimmt.
Edith reichte mir die Hand und sagte:
„Du wirst dich beruhigen. Vielleicht finden wir beide einen Ausweg." Sie sah mich verheißend an. Ich gewahrte eine neue Schlinge des Dr. van Merlen.
Als ich die Treppe hinaufging, begegnete ich der schönen Zofe. Sie lehnte sich über das Geländer, ihre Gestalt lockte. Als ich an ihr vorbeipassierte, beugte sie sich über die Rampe zurück, als fürchte sie einen Kuß. Aus mir fragte es automatisch:
„Haben Sie Lust, mit mir heute abend durchzubrennen?"
Sie beugte sich schon weiter zurück, so daß ich sie ängstlich um die Hüfte faßte. Wir standen eng aneinander. Ihre Wärme durchdrang mich.
„Ist es Ihr Ernst?" fragte sie.
„Gewiß," antwortete ich.
„Und Ihre blonde Freundin?"
„Sie wird meine Abreise begreifen. Ich schicke ihr sofort Blumen und einen Abschiedsgruß."
„Nehmen Sie ein Knutsensches Automobil," rief sie bestimmt. „Wir fahren durch ganz Dänemark, und ich verspreche Ihnen, Sie sollen mit mir zufrieden sein. Sie werden angenehm, nicht ohne Comfort, aber ganz neuartig leben."
Ich küßte sie und ging in mein Zimmer, froh, der Blonden und Brünetten entrinnen zu können.
P. gab ich den Auftrag, zu packen und alles fertig zu machen, da ich vielleicht am nächsten Morgen abreisen würde,

aber erst am Abend von mir genauere Disposition erfolgen solle.
P. nickte. Ich beschloß bei mir, eine große Reisetasche und einen Schrankkoffer mitzunehmen, da ich ja fürs erste nicht soviel Gepäck brauchte.
Ich hielt es für korrekt, beiden Damen Blumen und meine Karte zu schicken. Kurz vor Tisch machte ich bei der Brünetten einen Besuch. Sie ließ mir erklären, sie hätte Kopfschmerzen und müsse verzichten. Die Blonde fand ich zum Ausgehen bereit. Sie sagte:
„Ich war bei Ihrer Freundin. Sie hat es eingesehen, daß Sie mich nicht herbestellt haben. Sie ist sehr enttäuscht. Sie leidet darunter, daß auch Sie eine Comfortbekanntschaft sind, und erklärte, sie wäre des stilvollen Lebens müde und werde sich auf eine kleine Insel zurückziehen."
Ich ging mit der Blonden zum Lunch. Sie war vorsichtig und zurückhaltend. Sie schien ihrer Erbschaft an mir sicher zu sein und behandelte mich gut, fraulich und mütterlich.
Ich ließ es mir gefallen. Hatte ich doch den Hintergedanken:
Tu, was du willst, du fängst mich nicht.
Ich dachte an das Zöfchen. Hier war doch ein viel sicherer Grund. Dieses Mädchen mußte wissen, daß von einer Heirat zwischen mir und ihr keine Rede sein könne. Sie fühlte, daß sie gewissermaßen engagiert war, um mich die Langeweile vergessen zu machen. Vor allem aber freute es mich, daß ich einmal dem Spinnennetz entrann, das P. um mich gewebt hatte. An diesem Tage lebte ich in einer nicht geringen Spannung. Nicht des Abenteuers wegen, mit dem ich den Tag beschließen wollte, sondern in der

Besorgnis, P. könne mich durchschauen und meinen Plan durchkreuzen. Ich hatte für ihn einen Brief entworfen, den ich auf meinem Kopfkissen zurücklassen wollte. In diesem Schreiben hatte ich P. mitgeteilt, ich mache mir einige Wochen Ferien von seiner Aufsicht und entbände für diese Zeit die Gesellschaft Comfort von ihren Pflichten. Es wäre mir ein Bedürfnis, meine eigenen Wege gehen zu können.

Um ½11 Uhr gab ich P. an, ich führe erst den nächsten Morgen um 12 Uhr. Um 11 Uhr brachte mir ein von mir selbst abgefertigter Bote einen Brief aufs Zimmer. Ich berief den Portier, tat eilig, schloß den einen Schrankkoffer und die Reisetasche und befahl, beide hinabzubringen. Meinen Diener P. bat ich, nicht zu stören, er fände meine Anordnungen für morgen auf dem Zimmer vor. Dann wartete ich mit dem Automobil an dem verabredeten Platz. Ich muß gestehen, als es 12 Uhr schlug, hatte ich das unangenehme Gefühl, das lose Mädchen könne mich genarrt haben. Allein bald kam sie im Mantel, mit einer kleinen Reisetasche in der Hand, über die Straße. Sie stieg zu mir in den erzitternden Wagen, der Schlag fiel zu.

Die Fahrt ging hinaus auf die Landstraße nach Korsör.

Es war eine warme Nacht. Wir saßen im offenen Luftzuge und die Lungen füllten sich mit Sauerstoff. Die Müdigkeit verflog. Im Silbergrau der Nacht schimmerten Wasserflächen wie Eisen. Schwarz standen Wälder. Ueber den grauen Flächen der Weideplätze schimmerte noch ein grüner Glanz als Ahnung vom Tage.

Kühe, die die Nacht über im Freien blieben, brüllten auf.

Orte reckten sich rechts und links zur Seite empor, Ebenen weiteten sich hinter ihnen, ein Licht glomm aus einem kleinen Fenster, hinter dem sich wohl ein verspätetes Paar barg.

Diese schweigende Nacht war schön. Ich war beherrscht von den dunkelblinkenden Augen des Mädchens, die mich ansahen, scheu und forschend. Unter dem Druck des Tages war ein jedes Begehren in mir selbst verbrannt. In mir glomm eine Ahnung auf von dem, was Wagnis heißt und Tat. Und dennoch leuchtete in mir das Bewußtsein, auch das wäre nur Selbstbetrug. Denn in unserer Zeit des Komforts, der Automobile, was hieß da Wagnis? Was hieß da Tat, wenn ein junger Mann ein Zöfchen beschwatzt hatte, mit ihm in die Nacht durchzugehen?

Wieder sagte ich mir, wie so oft: Wir schmecken wohl vom Schaume des Lebens, aber der Lebenstrank selber kühlt nicht den Durst.

Ich war diesem Mädchen an meiner Seite für die drei Stunden Nachtfahrt dankbar. Sie hatten mich erfrischt. In Korsör fand ich zu meinem Erstaunen das kleine Hotel für unsere Ankunft bereit. Ein Imbiß mit einer Flasche roten Weines stand auf dem runden Tisch vor dem Sofa am Fenster unseres altmodischen Zimmerchens. Die Betten waren nicht feucht, sondern trocken und angenehm.

Ich lobte das Mädchen. Sie sagte:

„Das ist doch keine Hexerei. Ich habe selbstverständlich für Sie telegraphiert. Denn das wußte ich doch, daß ein Mann wie Sie an so etwas nicht denkt. Dafür hatten Sie früher doch P."

Der Wein gab bald erwünschte Müdigkeit. Wir legten

uns nieder. Ich war befriedigt, endlich einmal auf meine Fasson selig zu werden.
Die neue Inhaberin meiner Lebensfürsorge erwies sich für mich bald als eine Quelle guten Behagens. Sie wollte nicht unterhalten sein, sie verbrauchte keine Zärtlichkeiten. Ihr eignete die Kunst, mich begehrlich zu machen, wenn es mir angenehm war. Sprach ich mit ihr, so redete sie knapp und klug. Ich hatte von Anfang an bei ihr das Gefühl, mit einem guten Schulkameraden beisammen zu sein, der zufällig weiblichen Geschlechtes ist. Nie kam ich bei ihr in Verlegenheit. Nie spürte ich den Widerstand der verletzten weiblichen Seele, mit dem die Frauen auf unser Mitleid einen liebenswürdigen Einfluß zu gewinnen suchen. Nach den Strapazen, die mir meine brünette Freundin auferlegt hatte, war dieses Ausruhen in dieser neuen, weiblichen Sphäre ein volles Glück.
Beim ersten Frühstück, das wir an dem runden Tisch am Sofa einnahmen, fragte ich zunächst, ob sie nicht Schwierigkeiten haben würde, daß sie ihrer Herrin so mir nichts, dir nichts durchgegangen sei.
„Ich habe ihr Ersatz geschafft," sagte sie, „und auch für ein Telegramm gesorgt, das mich wegen des Todes meiner Mutter abberuft. Sie wird morgen kaum merken, daß sie von einer anderen bedient wird und es im Gegenteil angenehm empfinden, daß ich sie des Nachts nicht gestört habe."
„Hattest du bei deiner Frau denn einen angenehmen Dienst? fragte ich.
„Darüber redet man doch nicht," sagte sie und lächelte sanft. „Ich kannte sie zuletzt ganz genau und damit wurde mir natürlich vieles langweilig. Das ist doch der Grund,

warum ich etwas Neues tun will. Ich hatte im stillen noch gehofft, Sie würden meine Frau heiraten, aber ich erkannte ja bald, daß meine Dame sich getäuscht hatte, als sie so plötzlich um Ihretwillen nach Kopenhagen abreiste. Ich glaube auch nicht, daß Sie auf die Dauer zusammenpassen würden."

„Warum?" fragte ich.

„Sehen Sie," sagte das Mädchen, „Sie sind ein Mann von gewissen regelmäßigen Gewohnheiten, und meine Dame lebt kapriziös."

„Davon habe ich aber, als ich mit ihr in Travemünde zusammen war, nichts gemerkt."

Das Mädchen lächelte:

„In der ersten Zeit, wo sich zwei kennen lernen, zeigen sie ihre Gewohnheiten einander nicht. Gewohnheiten kommen erst wieder zutage, wenn die Menschen, gemäß ihrer Natur, sich selbst vor allem wieder zu sehen beginnen. Darum meine ich, könnten ganz glückliche Heiraten nur entstehen, wenn zwei Menschenkinder heiraten, die ungefähr gleichaltrig sind. Wenn sie sechzehn und er zwanzig zählt, können sie gemeinsam Lebens- und Arbeitsgewohnheit annehmen. Aber wenn der Mann als Einspänner bis zum dreißigsten Jahre durchs Leben gefahren ist und es wird nun an seine Deichsel eine Stute, die zehn Jahre jünger ist als er, gespannt, dann soll sie sich in der Regel an seinen Trab gewöhnen, und wenn sie Galoppsprünge macht, schlägt er aus und beißt."

„Du hast viel beobachtet, Kind," lobte ich.

Sie lächelte und sagte in allerliebster Beschämung:

„Das ist ja mein Beruf."

Ich ging mit ihr spazieren und war erfreut, daß sie keine

Bemerkungen über die Schönheit des Meeres oder der Gegend machte. Ich sah, daß ihre offenen Augen einschöpften. Sie konnte vor einem Ausschnitt am Hafen, der ein altertümliches Barkschiff zeigte, stehen bleiben, schaute starr und fest auf das Bild und senkte dann die Lider auf die blanken, grauen Augen, als wollte sie hinter einem Vorhange noch einmal den Erinnerungsumriß prüfen. Dieses Schauspiel eines Menschen, der wirklich an seinem Sehen genoß, war mir interessant. Mich selbst hatte die Konvention dazu erzogen auf bestimmte Reize zu reagieren und das zu empfinden, was meine Klasse von Menschen dabei empfinden muß. Hier sah ich nun ein Wesen, das für mich etwas aufsog, und dann nicht die Phrasen von sich gab, die bei gewöhnlichen Menschen, wenn sie etwas sehen, so prompt folgen, wie die Schokolade dem Zehnpfennigstück im Automaten.
Ueber diese neue Tugend meiner Begleiterin war ich sehr erfreut. Voller Neigung nahm ich ihren vollen, warmen Arm und ging eng mit ihr durch die Abenddämmerung in unseren kleinen Gasthof.
Ich fragte, warum sie noch immer das „Sie" gebrauche, wo uns beide doch schon so vieles verbände.
Sie antwortete:
„Ich wollte mich doch dem Herrn nicht aufdrängen."
Diese Antwort gefiel mir so sehr, daß ich sie küssen mußte. Das ist ja zumeist das Peinliche an den Frauen, daß sie nach ein paar Stunden, die sie mit dem Manne verbracht haben, so tun, als wären sie ein Stück von ihm, im schlimmeren Falle, als wäre er ein Stück von ihnen. Die Melancholie des Mannes, daß er im Gefängnis seiner Haut beschlossen ist, verstehen die Frauen nicht.

Sie sind immer nur enttäuscht, daß ihre Seele nicht verstanden wird. Dieses Suchen nach dem Verstandensein läßt sie zumeist als Melusinen erscheinen, d. h. als Geschöpfe ohne Seele. Sie wünschen, daß der Mann eine in sie hineindisputiert.

Als ich mit meiner Kameradin am nächsten Tag wieder beim Frühstück saß, während sie mir Eier ins Glas schlug und zierlich mit Salz, Pfeffer und Senf zubereitete, fragte ich:

„Wollen wir denn immer in Korsör bleiben?"

Fanny antwortete:

„Ich habe mir mancherlei überlegt, wo es gut für dich zu leben wäre. Wollen wir darüber reden, oder soll ich alles übernehmen?"

Diese Art der Beeinflussung war mir viel angenehmer, als die Art, wie P. mich mit neuen Unternehmungen überfiel, lautlos und gewaltsam.

Ich schlug vor zu plaudern.

Fanny schaute mit gefalteten Händen zum Fenster hinaus und sagte:

„Wir sind jetzt anfangs Juli. In dieser Zeit ist Italien am schönsten. Die Fremden scheuen die Hitze. Aber die italienische Hitze ist anders als die deutsche Sonnenglut, sie ist viel leichter zu ertragen. Wer nun dort einen Ort findet, der am kühlen Wasser gelegen ist, kann den schönsten und ruhigsten Aufenthalt der Welt genießen."

Ich wandte ein:

„Lange und heiße Eisenbahnfahrten! Voraussichtlich Ungeziefer, und die Unbequemlichkeit eines fremden Landes, dessen Sprache, die ich nicht beherrsche, stehen auf der Debetseite."

Sie schüttelte den Kopf und erwiderte:
„Nächtliche Automobilfahrten im Sommer ermöglichen die angenehmste Art des Reisens. Das italienische Ungeziefer wird in Deutschland überschätzt, da die Erzählungen aus der Zeit vor zwanzig Jahren noch geglaubt werden, als die ganze Welt reicher an Flöhen war. Die Sprache beherrsche ich, da ich längere Zeit im Süden gelebt habe."
Ich fragte:
„Wie steht es mit den Kosten?"
„Laß mich Reisemarschall sein," rief sie. „Ich glaube, es wird dir bei mir viel billiger zu stehen kommen, als bei P.
Ich kenne in Berlin einen außerordentlich verlässigen Chauffeur. Er ist über Vierzig und Vater von vier Kindern und mir zu Dank verpflichtet, da ich ihn früher schon empfohlen habe. Mit Hilfe dieses Mannes werden wir einen Wagen kaufen und mit ihm vereinbaren, daß uns beim Wiederverkauf nach zwei oder drei Monaten, wie es uns gefällt, kein größerer Schaden erwachsen darf, als etwa zweitausend Mark. In der Zwischenzeit wird das Gefährt versichert. Dann fahren wir im eigenen Wagen höchst angenehm dahin und sind unabhängig von allem Eisenbahnverkehr."
Ich antwortete:
„Die Annehmlichkeiten einer Automobilreise kenne ich. Aber ich kenne auch die unangenehmen Seiten dieser Art der Fortbewegung."
Wieder lächelte sie ganz reizend.
„Die meisten Leute, mein Freund," sagte sie, „reisen im Automobil mit dem Gefühl, sie hätten die Pflicht, jeden

Tag eine große Kilometerstrecke hinter sich zu bringen. Aber wenn du so reisest, wie ich es meine, so tun wir, als ob wir in den Zeiten der Postkutsche lebten. Wir machen am Tage, wenn es hoch kommt, 150—180 Kilometer, bringen aber nicht mehr als vier Stunden im Wagen zu und werden uns Zeiten zur Fahrt aussuchen, wo es nicht staubt und kühl ist. Haben wir einen Regentag, so fahren wir vom Morgen bis Abend durch. Ob wir dann in einer Stube sitzen, oder unter dem Zeltdach eines Reisewagens, ist uns völlig gleich.
Zunächst aber müssen wir nach Berlin, um uns dort auszurüsten."
„Aber dort findet mich ja P.," wandte ich ein.
„Du wirst den Reiz genießen, mit mir in Berlin in einem Hotel zu wohnen. Im Sommer sind die Berliner Hotels leer. Du führst dort das angenehmste Dasein, das du dir denken kannst."
Ich folgte ihrem Rat. Wir reisten in einer Tour ohne Rast mit dem Nachmittagsdampfer nach Kiel und mit dem Nachtzug nach Berlin. Sie hätte natürlich den Wunsch äußern können, die in Kiel liegende deutsche Schlachtflotte zu besichtigen. Ich wartete auf diese Bitte, da wir dicht an einem prächtigen Geschwader vorbeifuhren. Allein, sie sagte nichts, sondern hatte nur ihr eines Ziel im Auge, uns schnell und bequem nach Berlin zu führen. Das Ziel wurde alsbald erreicht. Wir nahmen Wohnung in einem angenehmen Hotel, das etwas abseits gelegen war, aber all das bot, was wir brauchten, Raum und Bequemlichkeit, ohne die amerikanisch-englische Betonung aller Hilfsmittel moderner Zivilisation.
Hier wohnten Landräte, Stabsoffiziere, Gutsbesitzer aus

Mecklenburg und Pommern mit ihren rotbackigen Töchtern in weißer Bluse, schwarzem Rock und Strohhut. Die Nahrung war gut und kräftig. Eine gute Versorgung durch die landwirtschaftlichen Gäste war merklich spürbar an der Frische der Eier, an der Güte der Butter, an dem kräftigen Schinken, dem reichlichen Wild und Geflügel. Meine Begleiterin im einfachen, blauen Tuchkostüm paßte vortrefflich in die Atmosphäre des schmalen Eßsaales, an dessen langem Tisch nach provinzialer Sitte die Gäste zu Mittag Platz nahmen, während der stramme, kleine Wirt obenan in weißer Weste und schwarzem Gehrock präsidierte.

Berlin war die Stadt, in der ich noch nie als Fremder gelebt hatte. Ich war erstaunt, als ich am anderen Morgen einen Baedeker auf meinem Nachttisch fand und ein Besuchsplan von Galerien und Bauten für den Vormittag verabredet wurde, als wären wir in Florenz oder Venedig. Ich fragte meine Kameradin, ob sie Wert darauf lege.

Fanny sagte:

„Ich meine, es wird amüsierlich sein, hier in Berlin einmal all diese Kunststätten zu besuchen und die Menschen anzusehen, die davor stehen?"

„Wie meinst du das?" fragte ich.

Sie lächelte in ihrer Art in sich hinein, beschaute ihre Fingerspitzen und antwortete:

„Ich weiß, daß du an den Dingen außer dem Essen und Trinken und allen direkten Genüssen des Körpers, wenig Interesse nimmst. Du hast mit dem Leben abgeschlossen, als wärest du ein Mensch von sechzig Jahren, den vieles erbittert hat. Aber der Abglanz einer Leidenschaft

ist dir geblieben, deine Neugier nach Menschen. Du suchst durch die Bekanntschaft mit neuen Menschen deine Eigenart zu rechtfertigen. Du suchst Bestätigung, daß deine Auffassung des Lebens die richtige ist und das ist, verzeihe das banale Wort, das Interessante an dir."

„Und mit diesem Kopf", rief ich, „bist du Zofe gewesen bei einer Frau, die — — —"

Sie verschloß mir schnell den Mund mit der Hand und sagte:

„Sei nicht undankbar, ich weiß, sie hatte dich gern. Wenn ich Zofe bei solchen Frauen war, so beherrschte mich vielleicht auch der Trieb, Menschen genau kennen zu lernen, und die Sehnsucht, in die Welt hinauszukommen und etwas vom Leben zu sehen.

Als eine Schreiberin in einem Kontor, als eine Buchhalterin in einem Geschäft wäre mir vielleicht das nicht möglich gewesen. Stelle dir ein junges Ding vor, das den glühenden Wunsch hat in die Welt hinauszugehen, stelle dir vor, daß sie zufällig in weiblichen Geschäften sehr erfahren ist. Warum sollte sie nicht als Dienerin einer Dame in die Welt gehen, als Dienerin, wo sie besser bezahlt und auch besser behandelt wird, wenn sie es recht anfängt, als in irgendeiner anderen Lebensposition."

Ich schaute sie an und fragte interessiert:

„Was waren deine Eltern, Fanny?"

Sie antwortete:

„Nimm an, daß mein Vater ein akademisch gebildeter Beamter war und meine Mutter in ihrer Jugend eine Lehrerin. Daß sie heirateten und zuviel Kinder besaßen für ihr Gehalt. Dann rechne dir aus, was für Gedankengänge in einer Familie entstehen, die in einer bürgerlich anständi-

gen Haltung leben muß und doch nicht so viel besitzt, um dies Leben durchzuführen. Ueberlege dir, irgendeine fronende Stellung wird erstrebt, sei es im Staatsdienst, sei es im Privatdienst. Ich habe mich entschlossen, nichts Halbes zu tun. Ich sah, was für Gelegenheiten mir das Leben im Dienste von verwöhnten oder galanten Damen bieten konnte."

„Sehr merkwürdig!" war das einzige, was ich dazu bemerken konnte.

Endlich fragte ich:

„Und wie stellst du dir nun vor, wie das zwischen uns beiden weitergeht?"

„Ich stelle mir gar nichts vor. Ich bin bei dir im Dienst, wie bei meiner früheren Herrin, nur mit dem Unterschied, daß du ein Mann bist, der noch etwas mehr erfordert als eine Frau. Daß mir das Mehr nicht unsympathisch ist, habe ich dir bewiesen. Mein Gewinn ist, eine angenehmere Art zu reisen, eine freiere Art zu sehen und eine Behandlung, die besser ist als bei einer Frau. Denn wenn du auch nicht viel Hochachtung für das weibliche Geschlecht hegst, so hat Blutsüberlieferung und Erziehung dir doch so viel verliehen, daß du eine Frau, die dir nicht auf die Nerven fällt, nicht kränkst. Das, was ein Zeichen deiner seelischen Ueberalterung ist, die Unfähigkeit zu einer Passion, das macht dich zu einem Verhältnis mit einer Frau, die sich in gleichen Lebensverhältnissen befindet wie du, sehr geeignet."

Ich überlegte. Alles, was sie mir da sagte, war ohne Schärfe, ganz milde gesprochen. Aber ich fühlte, nach der Konvention hätte ich beleidigt sein müssen. Ich warf den Kopf zurück.

Sie strich mir die Stirn und sagte:

„Du willst dich jetzt nachträglich als einen Mann zeigen, der du nicht bist. Vergiß bitte nicht, daß du mich gefragt hast. Ich habe keine Aeußerung getan, die dich kränken sollte. Aber es ist mir eine Befriedigung, dir einmal zu zeigen, daß ich keine Abenteurerin bin, daß ich nicht auf etwas spekuliere, was gar nicht eintreten kann."

Ich schüttelte den Kopf, stand auf und steckte die Hände in die Taschen. Ich sehe mich noch im Spiegel, wie ich damals aus dem Zimmer ging und halb lachend mit Schauspielergeste wie einen Trumpf hinwerfend sagte:

„Dann ist's ja fast gerade, als ob du nicht für mich da wärest, sondern ich für dich."

Am andern Tag erschien ein bieder aussehender Mann, dessen Gesicht aus einem runden Holländer Käse geschnitten zu sein schien, mit draufgeklebten, kurzen, weißblonden Haaren und angepapptem, unwahrscheinlich langem Schnurrbart.

Die Kameradin besprach mit ihm den Feldzugsplan. Sie wollten in einem Lombardhaus ein nicht eingelöstes Automobil kaufen. Der Chauffeur sollte die Maschine prüfen. Mit dem Händler sollte ein Abkommen getroffen werden, daß der Wagen auf zwei Monate benützt werde. Es sollte ausgemacht werden, soundsoviel „Tausend Kilometer und nicht mehr dürften auf ihn drauf gelegt werden".

Mich interessierten diese Verhandlungen nicht und ich überließ es meiner Begleiterin abzuschließen.

An diesem Nachmittag wanderte ich gedankenlos durch die Straßen. Meine Füße trugen mich vor mein eigenes Haus. Ich sah die Rolläden hochgezogen, alles sauber ge-

putzt und mußte mich festhalten, um nicht hineinzugehen. Es gelüstete mich, den Abend allein zuzubringen.

Ich ging in meine kleine Weinstube. Der Wirt empfing mich, als wäre ich nie fortgewesen. In der Ecke saß der Herr, der mich der Gesellschaft Comfort empfohlen hatte. Auch er begrüßte mich, als seien nicht Wochen ins Land gezogen. Nach dem Essen erklärte er mir:

„Ich habe einen außerordentlich guten Bücherfund für Sie gemacht. Morgen werde ich Ihnen das Bändchen zusenden. Es ist geschrieben von Heinrich Myro und handelt über den Ausgleich seelischer Störungen. Ein Kapitel darin wird von besonderem Interesse für Sie sein: Wie kann ein Selbstmörder seine körperliche Feigheit ausschalten. — Sie wissen ja selbst, daß wir bei schweren Entschlüssen von eigentümlichen Zuständen in unserem Körper- und Nervensystem abhängig sind. Heinrich Myro beantwortet diese Fragen in geistreichster Form. Ich werde Ihnen das Buch morgen in Ihre Wohnung zustellen lassen."

Mir kam es in den Sinn, daß ich auf Wochen nicht in meinem Hause sein würde. Die Lust ergriff mich, dies Büchlein kennen zu lernen. Ich bat deshalb, es postlagernd nach München senden zu lassen.

Danach trennten wir uns. Wieder trugen mich meine Schritte vor mein Haus. Ich sah die ganze Fassade dunkel, nur oben in den zwei Mansardenzimmern, wo P. wohnte, war Licht. Zweifelnd stand ich vor der Tür und dachte: Gehst du jetzt hinein, so kannst du eine schöne Flasche Burgunder trinken behaglich in deinem Flaus sitzend, rauchst deine Zigarre, gehst in dein Bett und mor-

gen ist alles gleich und gut und du brauchst nicht diese ungewisse Expedition nach dem Süden anzutreten.
Oben im Mansardenfenster an der Gardine erschien P.s Profil. Es nickte. Da dachte ich: Nein, du da oben, du sollst nicht recht behalten — und ging zum Gendarmenmarkt in mein Hotel.
In diesen Tagen lernte ich ein Berlin kennen, das mir trotz langen Aufenthaltes verschlossen geblieben war.
Wir spazierten durch die stillen Privatstraßen des Tiergartenviertels, in denen seit der viktorianischen Zeit sich getreulich die Baustile, die die Berliner bevorzugten, wie Jahrzehntringe abgelagert haben.
Des Abends, wenn wir in einem Restaurant unter den Linden zu Abend gegessen hatten, gingen wir in der Mondnacht zur Spree, zum Kupfergraben, zur Friedrichsgracht und genossen Erinnerung an Alt-Holland.
Schöne Freilicht-Theaterdekorationen bildeten die Säulengänge hinter der Nationalgalerie. Besonders eindrucksvoll blieb mir der gegen die Luft stehende von Pfeilern eingerahmte Phidias mit dem Kopf des Zeus zu seinen Füßen, scharf beleuchtet von einer Gaslaterne an der Ecke des Umgangs gegenüber dem Zirkus Busch.
Die Art der Betrachtungsweise meiner Begleiterin zwang mich in ihren Bann. Ich erlebte Dinge ironisch, die ich bis dahin nur melancholisch angesehen hatte. Am Tage war mir dieser Phidias durchaus nicht bedeutend erschienen. In der nächtlichen Beleuchtung erhielt er ein sonderbares Leben von groteskem Ausdruck. Denn die Schatten vertieften sich, die Flächen sprangen weißer hervor, eine Kraft wurde durch das Licht vorgetäuscht, die den Künstler, der das Werk geschaffen, korrigierte und verhöhnte.

Ich sprach mit meiner Begleiterin darüber. Sie sagte: „Daraus siehst du, daß du bei allem Ekel vor der Konvention doch noch die Gabe hast, kritisch zu schauen. Das würde dich ohne Frage befähigen als Kunstkritiker aufzutreten, überall, wo du es magst, in der Musik, in der Malerei, in der Bildhauerkunst, in der Literatur. Vielleicht erlebst du noch einmal an dir die Freude der Korrektur und gewinnst daraus ein Salz des Lebens."
Ich schüttelte den Kopf und sagte:
„Ich bin zu unbegabt. Wie soll ich denn das zum Ausdruck bringen, was mich im Augenblick reizt?"
„Vielleicht ist der Augenblick, in dem du dich dazu befähigt fühlst, näher als du denkst."
„Du meinst also," fragte ich, „ein Mensch könne in späteren Jahren eine Begabung entwickeln, die er vorher nicht gezeigt hat?"
„Es gibt genug Beispiele," erwiderte sie. „Mir fallen im Augenblick nur zwei Dichter ein, Liliencron, der sich erst Mitte der Dreißig auf die Dichtkunst besann und der Schweizer Konrad Ferdinand Meyer, der erst mit vierzig Jahren zu dem wurde, was er war, und vorher als kranker, schwerbelasteter Mensch galt."
In dieser Nacht ward ich wach. Das Gespräch trat mir klar ins Gedächtnis. Ich sollte mich als einen Verseschreiber bei meiner Art Lebensauffassung sehen! Ich lachte höhnisch auf und schlief wieder ein.
Doch beschäftigte mich das Problem. Sollte ich wirklich ein Mensch sein, der eine Begabung besäße, die sich erst später zu einem andern Zeitpunkt durchsetzte? Das wäre sonderbar zu denken! Immerhin, der Gedanke war mir vorgeworfen, wie der Angelhaken mit einer Lockspeise. Ich

hatte ihn berochen und verschlungen und der Haken saß nun fest. Dabei war die Fischerin sehr klug. Sie zog nicht etwa an der Schnur, daß der Haken mir Schmerzen verursachte. Sie ließ mich ruhig noch an der langen Leine im Wasser. Sie zog mich nicht heraus, denn sie fürchtete vielleicht einen Kampf. Erst später begriff ich diese große Klugheit.

Zunächst forderte die Automobiltour ihr Recht.

Mit vielen Listen hatte das Mädchen mir ein frühes Abendbrot um sechs Uhr in der guten Weinstube von Fritz Töpfer abgerungen. Wir machten vorher an einem kühlen Nachmittag in nördliche, mir unbekannte Stadtviertel einen längeren Spaziergang. Wir sahen Menschen, die mir völlig neu waren. Denn das ist ja das Geheimnis unseres Lebens, wir kennen nur einen kleinen Kreis und nicht die mannigfache Schichtung.

So war der Appetit gewaltig gestiegen, denn Sehen macht Hunger. Wir aßen freudig bei Töpfer die berühmte Hummermayonnaise, Kaviar, Schneehühner mit Bratkartoffeln und Aspik. Wir tranken einen Burgunder, der leise auf Tigerpranken daherkam und plötzlich alle Sinne verschlang.

Unser Automobil holte uns ab und ich wurde von meinem Mädchen wie ein Pascha um acht Uhr zu Bett gebracht.

Nach einem achtstündigen Schlaf erwachte ich erquickt.

Meine Freundin war bereits angekleidet. Der Wagen brummte vor dem Hotel. Ich nahm ein laues Bad und zog das bereitliegende kurzhosige Sportkostüm an.

Ein leichtes Frühstück, — geschlagene Eier, ein guter Kaffee, zwei Knüppel mit salzloser, frischer Butter, ein Glas Milch, — gab Wärme und Frische.

Dann stiegen wir in den Wagen und fuhren durch die im Morgenlicht grauenden Straßenzüge, die eine Aehnlichkeit mit Riesensteinbrüchen zeigten.

Der Reisetag war gut gewählt, denn der Staub war durch den Regen abgebunden, ein scharfer Wind hatte die Straßen getrocknet, und der ventillose Wagen glitt auf der schnurgeraden Landstraße, die nach Halle führte, ruhig dahin.

Als die Sonne stieg, waren wir im grünhügeligen Thüringen und machten halt an einem kleinen Seitenwasser, das zur Saale fließt, an der Roßlamühle, einem Ort, wie er nur auf Richterschen Bildern zu treffen ist. Wir erhielten zur Ruhe ein sauberes Zimmer im ersten Stock, zu dessen Fenster ein Lindenbaum hineinragte. Bis auf das Wasser war alles still, denn die Mühle stand.

Die Müllerin brachte uns Milch, Butter, Kartoffeln, Wurst und Schinken, aus unseren Reisevorräten konnten wir Gänseleber, kaltes Roastbeef und einen guten Kuchen hinzufügen. Dazu tranken wir ein Fläschchen weißen Bordeaux und legten uns ermüdet von dem Sauerstoffgenuß zur Ruhe und schliefen über die Mittagszeit hinaus bis zur fünften Nachmittagsstunde.

Wieder ward der große, schwarze Wagen angekurbelt. Wir stiegen ein und fuhren weiter.

„Wohin geht's heute?" fragte ich.

„Zur Wesenburg," sagte die Leiterin der Expedition, „dort dürften wir eine Gesellschaft finden, die uns ein paar Tage verkürzt."

Zehntes Kapitel

Ein narr ist, wer sich dar uff spitzt,
Das er eins andern erb besitz.

Sebastian Brant: Das Narrenschiff.

Zur Wesenburg. — Vom Dr. Lavater. — Das Tor öffnet sich und des Hauses blasser Knecht geleitet die Fahrenden in eine neue Welt. — Von den Gemächern der Burg. — Pippos Bericht vom Turnier. — Der Empfang durch den Burgherrn und die Ritterschaft. — Melusinens Romanze. — Pippos nahrhafte Fürsorge. — Der Burgherr eröffnet sein Herz als innerstes Gemach der Burg. — Von verschiedenen Klapsen, die den Menschen glücklich machen. — Der Wanderer sieht seine Lehre bestätigt. — Pippo weiß Romantik durch Technik zu zerstören. — Ein letztes nächtiges Bild.

Weich und geräuschlos zog unser Wagen die glatte Straße des Unruhtales hinauf. Mondbeglänzte Lichtungen, dunkle, metallisch schimmernde Buchen schwanden an unseren Blicken vorüber. Nach einstündiger Fahrt überquerten wir eine Halde, von der aus wir einen Blick auf die steile, schwarze Bergnase gewannen, die die mondbeschienene, geisterhafte Wesenburg trug.

Fanny umschrieb mit einer rundenden Bewegung der Hand das Bild und sagte:

„Die Lichter dort oben beweisen, daß die Leutchen noch munter sind, und darum will ich dich schnell vorbereiten auf das, was dir dort oben begegnet.

Der Besitzer der Burg, Herr Lavater, ist ein Abkömmling des alten Schweizers Lavater und gibt an Krausheit der Ideen seinem würdigen Vorfahren nichts nach. Aus romantischer Liebe hat er vor dreißig Jahren das alte Gemäuer gekauft und sein ganzes Vermögen hineingesteckt und verloren. Darauf wurde er betriebsam, sammelte alte Möbel, stellte sie zusammen und verkaufte sie, errichtete Kunstschmiedewerkstätten und machte in Fremdenindustrie mit historischer Vermummung. Dort oben findet sich in jedem Sommer eine Gesellschaft aus Sachsen und Norddeutschland zusammen, aus der ein jeder auf diesen Sommerkarneval von zwei, drei Monaten eingespielt ist. Ich will dir nicht zu viel erzählen, du mußt selbst erleben, wessen die Menschen fähig sind. Ich muß dich, dem Brauche gemäß, vorstellen, und werde dich heißen den lebensmüden Ritter! Ich selbst bin dort oben schon bekannt von früher als Melusine!"

„Ist so viel Unsinn wirklich möglich?" fragte ich.

„Du glaubst nicht," erwiderte Fanny, „wie viel Menschen

sich in dem Kostüm unserer Zeit unwohl fühlen. Es ist eine heitere Narrheit, sein Leben zu vermummen und auf Ferien in ein ritterliches Jahrhundert zu reisen, in dem nur die festlichen und freundlichen Seiten einer verschollenen Zeit gespielt werden."

„Was aber geht mich dieser Hokuspokus eigentlich an?" fragte ich, während wir schon an der ersten steinernen Ringmauer entlang fuhren.

„Wir treffen auf eine Gesellschaft Unzufriedener an der Zeit, wenn sie sich auch mit fröhlichen, sächsischen Manieren darbieten. Und ich meine, Gesinnungsgenossen sind immer ein wenig interessant."

Der Wagen hielt. Vor uns lag im grellen Mondenschein das Burgtor, das von zwei Türmen flankiert war. Die mächtige Zugbrücke war aufgezogen, als würde ein Ueberfall erwartet.

„Sieh," sagte Fanny, während unsere Hupe in die Nacht hinausbrüllte, „eine regelrechte Pechnase hat im letzten Jahr der Dr. Lavater überm Tor anlegen lassen. Er kann nicht genug für sein Schloß tun."

Abermals brüllte die Hupe. Lichter schimmerten im Wehrgang. Schritte näherten sich. Ein Fenster tat sich auf und der Klang eines Kuhhornes ward hörbar. Die Stimme eines Unsichtbaren tat die Frage:

„Ihr, die ihr gekommen seid und nach dem trotzigen Gebrüll gewillt erscheint, den Frieden dieser Nacht zu brechen, erklärt uns Rittern und Knechten der Wesenburg, was das Ziel ist, das sich euer Trotz gesetzt hat. Warum heischt ihr Eintritt? Was kommt ihr nächtens daher auf einem Zauberwagen, wo ihr doch wisset, daß es Pflicht guter Ritter ist, Hexentum und Zauberei zu bekämpfen?"

„Wart der Burg,“ erwiderte Fanny, „ich bin die Königstochter Melusine. Ich ward verbannt im einsamen Wald, als der lebensmüde Ritter auf seinem Zauberwagen vorüberkam und mich aus meiner Trübsal entführte. Bittet den Herrn der Burg für mich, daß er uns nach Gefahr und Abenteuer ein Obdach gewähre.“

Die Stimme des Unsichtbaren antwortete:

„Ich gehe es dem Burgherrn zu melden, was ihr berichtet, und wenn es ihm und seinen Freunden gefällt, soll euch Einlaß werden. Aber ich rate euch, machet nicht allzuviel Lärm, wenn ihr einfahret, denn die züchtigen Mägde und edlen Frauen in dieser Burg liegen bereits darnieder, und nur noch Männer tauschen der Rede bei einem kräftigen Trunk.“

Hin- und Herlaufen ward hörbar, dann rasselte die Zugbrücke herab, und mit einem Windlicht in der Hand trat ein blasser, glattrasierter Rotkopf in Hemdsärmeln und flatternder Küfermütze aus der Wölbung des Tores hervor.

Fanny begrüßte ihn mit dem lauten Ruf:

„O Pippo, des Hauses blasser Knecht mit frühlingsgrüner Schürze, bist du noch da? Kennst du mich noch, Pippo?“

Pippo beleuchtete uns beide und sagte nur:

„Hä? Na, folgen Sie mir nur nach.“ Und er wandelte voraus und leuchtete trotz der Scheinwerfer die Biegung des Torweges ab. Das Auto folgte geräuschlos. Vor seinen mächtigen Lichtern erstrahlte der Hof der Burg, der sich mit seinen efeubewachsenen Wänden als das schönste Stück Theater präsentierte.

„Sind viele Herrschaften da?“ fragte Fanny.

„Hä,“ sagte Pippo, „so viel Verrückte haben wir über-

haupt noch nicht gehabt. Zwei haben sich die alten Eisenkasten umgesnallt und dann haben sie mit Sstangen auf einander losgedrossen vom Pierd herab. Den einen blutet die Nase und der annere hat sich den Arm verrenkt und die Ludersſh von Ackergäulen sind immer noch wild. Bettvorleger haben sie aus dem Fenster gehangen und die Damens und Herrens haben sich sspitze Mützen und Baretts auf den Kopf gesetzt und haben den Unfug mit angesehen. Und nachher hat die Frau Oberkonsistorialrat den einen von die beiden Swerenöters Laub auf den Kopp getan, so 'n lausiges Eichenlaub. Na, und dann haben sie viel gefräten und gesüpt im großen Saal. Da sitzen sie noch jümmer nach dem Tanz. Aber sstatt daß sie sich auskühlen von der heißen Bewegung, haben sie sich ein Feuer geschürt in dem offenen Apen und da sitzen sie nun sstolz davor und reden viel."

„Wer hat denn das Turnier angegeben?" fragte Fanny.

„Ja," sagte Pippo und kraute sich hinterm Kopf, „der eine, dem sie heute das Laub um den Kopp getan haben, ist nämlich ein Schlaraffke, oder wie sie's heißen und der andere, gegen den er gefechtet hat, das is auch einer aus so 'nem dunklen Land.

Gehen Sie nur in den Saal. Alle haben große Sstäbeln an. Sie haben nämlich alle großen Sstäbeln der Umgegend zusammengepumpt von Förstern und Fischern und die alten rostigen Ssporen haben sie angesnallt und nu sitzen sie da und machen gruselige Augen und reden als ob sie Grafen und Baröner wären. Und zu jedem muß ich sagen, wenn ich wieder einen Pott voll Wein hole: Gestrenger Herr Ritter! Es is nicht zu glauben auf was die Leute kommen, wenn die Sonne ssharf ssticht."

„Habt Ihr noch gute Zimmer frei?“ fragte Fanny.
Pippo hob das Windlicht hoch, kniff die Augen und sagte:
„Wenn ich der gestrengen Frau Ritterin vermelden darf, frei ist noch das Huttenzimmer einbettig, das Kaiser-Max-Zimmer zweibettig, das Götz-Zimmer einbettig, das Sickingenzimmer mit einem großen Doppelbett und das Truchsessenzimmer dreibettig.“
„Ist denn das Eichendorffzimmer noch frei?“ fragte Fanny.
„Ja, das ist auch noch frei,“ sagte Pippo, „aber das ist für Hochzeitspaare oder junge Leute, die smachten wolln!“
Fanny lächelte und sagte zu mir:
„Wie ich deinen Geschmack kenne, wollen wir das Eichendorffzimmer uns sichern. Es ist nicht ohne Komfort, auch sind die modernsten Möbel der Burg darinnen aus der Biedermeierzeit. Das gotische Schlafen hat seine Tücken. Und des Morgens haben wir durch wilde Rosen hindurch einen entzückenden Ausblick ins Tal.“
Pippo führte uns eine Treppe zu einem Wehrgang hinauf, die wie Gußeisen klang. Dann gelangten wir auf eine Terrasse, die einen schönen Ausblick auf das weißbeschienene Tal zeigte. Zur Rechten befanden sich schmale, gotische Türen. Pippo führte uns hinein und wies uns das Hutten- und das Berlichingen-Zimmer. Es waren gewölbte, klosterähnliche Zellen, der Hausrat verwittert. Etwas muffig roch es in beiden. Pippo sagte grinsend:
„Frau Ritterin, seit dem letzten Jahr, da Sie da waren, ist noch eine Aenderung vorgegangen.“
Dann ging er zu dem Kamin des Huttenzimmers und — knips — zwei elektrische Birnen erleuchteten das wüste Gemach ziemlich neuzeitlich.

„Hat man sich früher mit Kienspänen und Kerzen behelfen müssen?" fragte ich.
„So ähnlich," erwiderte Fanny, „aber wir wollen hinüber gehen zur anderen Seite."
Wir klommen zur Mauer auf einer kleiner Bretterstiege empor, gingen an den Zinnen entlang zu einer zweiten Terrasse, auf der ein kleines, blumenumsponnenes Häuschen stand. Die Tür tat sich auf, wir traten in ein kleines Gemach, das mit einem anderen verbunden war. Freundliche Kirschbaummöbel standen an den Wänden, schwarze Silhouetten zogen sich an den Wänden entlang. Durch die Fenster drang vom Tal sommerfrischer Geruch der Nacht. Fanny entzündete die grünbeschirmten Tischlampen. Mich überkam Behagen in dieser völlig ungewohnten Umgebung. Ich erschien mir plötzlich selbst neu. Peinlich empfand ich's, daß der Rothaarige mit seinem Windlicht noch immer stumm auf der Schwelle stand. Ich sagte ihm: „Sie können gehen."
Der aber schüttelte den Kopf und sagte:
„Hä, hä, da kennen Sie den gesstrengen Burgherrn sschlecht. Sie müssen jetzt Ihre Abenteuers vermelden und ein Lied singen. Darauf hält der Herr Doktor sehr. Aber die Frau Ritterin weiß schon Bescheid, die kennt ihn ja."
Ich benetzte mir Gesicht und Hände flüchtig. Dann geleitete uns des Hauses blasser Knecht, wie ihn Fanny nannte, über die Treppen, Wehrgänge und Terrassen in den Pallas. Durch einen überwölbten Gang gelangten wir zu einer Pfeilervorhalle. Pippo stieß eine mächtige Tür auf. Wir sahen in ein halbdunkles gewaltiges Gemach, dessen Kreuzwölbungen von sechs dicken, plumpen Steinsäulen getragen wurde.

Im Hintergrund flammte ein gewaltiger Kamin, um den auf Stühlen, Sesseln, Schemeln eine phantastisch, landsknechtsmäßig kostümierte Gesellschaft lagerte. Pippo trat in den Lichtkreis des Kamins, ließ sich auf ein Knie nieder und sprach mit seiner mißtönenden, geärgerten, dialektgefärbten Stimme also:

„Meine gesstrengen Herrn Ritters! Da is aus Zimberland in seiner Zauberkutsche der lebensmüde Ritter gekommen mit seiner Frau Ritterin Melusine. Sie sind von dem Gespenst der nächtlichen Düsternis überfallen worden. Der Mann im Monde hat seine Krallen nach ihnen ausgestreckt und wegen all diesen Unssinnss, wollen sie nun hier unterkriechen und schlafen. Vorerst aber haben sie mächtigen Hunger und Durst und darum möchte ich fragen, ob ich Speisekammer- und Kellerschlüssel kriegen kann und etwas heranbringen für die armen Leute.“

„Untersteh dich nicht zu viel, vermessener, vernunftberaubter Knecht!“ sprach aus dem Dunkel eine helle Tenorstimme. „Komm her, nimm den Schlüssel, geh und frage die Abenteuernden, was für ein Trank ihnen munden wird. Führe sie aber näher heran ans Feuer, auf daß wir sie betrachten können, und sie uns ihre letzten Abenteuer vermelden.“

Pippo holte den Schlüssel, kam zu mir zurück und sagte vertraulich: „Wenn Sie's wissen wollen, kann ich Ihnen den Brauneberger empfehlen, er ist ganz gut und bekömmlich. Ich trinke ihn selbst. Einen guten Mokka haben wir auch und eine Käsesstulle und ein paar hartgekochte Eier werde ich auch noch auftreiben. Inzwischen müssen Sie zu dem Doktor gehen und ein bißchen seine Faxen mitmachen. Stühle stehen noch weiter hinten links, im Dustern. Ich

rate Ihnen aber, setzen Sie sich nicht auf die linke Kaminseite, da schlägt immer der Rauch raus und es sstinkt entsetzlich, man kriegt immer ganz beißige Augen davon."
Also sprach Pippo wohlmeinend und verschwand in der Dämmerung des ungeheuren Gemachs.
Wir aber traten, Pippos Rat befolgend, auf die rechte Seite des Kamins. Als wir in den Feuerkreis gelangten, ergriff einer der Herren mit der einen Hand ein Glas, mit der andern einen brennenden langen Buchenast aus dem Kaminfeuer, beleuchtete uns, reichte das Glas dar und sagte: „Willkommen hier zum Feste, das wir gefeiert haben zu Ehren des Herrn Ritter Lerrich vom Orden der tapferen Schlaraffen und des Jungherrn Karthaus, gleichberühmt durch Schwert, Feder und Kehle zu Heidelberg. Beide Degen fochten im ritterlichen Turnier, das zu Ehren des Schlaraffenhelden entschied. Schade ist's fürwahr, daß Ihr den männlichen Buhurd der kühnen Männer nicht gesehen habt, Großmut des Siegers, Würde des Besiegten. Aber nun vermeldet uns, was habt Ihr an Abenteuern erlebt? Welche Kunde bringt Ihr uns aus der Ferne?"
Eine der Landsknechtsgestalten hatte große Scheite in den Kamin geworfen, der auflohte, und im hellen Schein der zitternden Flammen erschien das geisterhaft blasse Gesicht des Sprechers, umrahmt von einem langen, braunlockigen Bart.
Lange Haare flossen über den Bart vom Haupt, das mit einem schwarzen Samtbarett der Holbeinzeit bedeckt war.
Fanny trat vor und ergriff die Hand, die sich ihr aus einer schwarzen Samthaube blaß und schmal entgegenstreckte, schüttelte sie und sagte:

„Gott zum Gruß, edler Wirt! Ihr kennt mich gar wohl, da Ihr mir einst selbst den Namen der schönen Jungfrau Melusine verliehen habt. Hier seht Ihr meinen Geleiter, den lebensmüden Ritter, der mich verirrt im Walde traf und auf seinem Zauberwagen entführte."
„Vermeldet uns die Romanze," gebot der Wirt.
Fanny wurde eine Laute gereicht, deren Band sie umtat. Sie trat in die Mitte des Feuerkreises, den der Kamin ausstrahlte. Die auf Fellen liegenden Gestalten knäuelten sich zusammen, Gesichter richteten sich auf und glänzten dunkelrötlich. Das Bild bot einen Abglanz rauhesten Mittelalters, da der Wein Glieder und Gesichter gelockert hatte.
Fanny ließ ihre schlanken Finger über die Saiten gleiten und sang zur Laute ein Lied, ungezwungen, als kenne sie es auswendig:

Ich saß, ich saß im Zauberwald
In meinem Bronn, der rauschte,
Mit einer Stimme, silberkalt,
Auf die ein jeder lauschte,
Bis Sehnsucht ihn zum Bronnen zog,
Und schob er fort die Zweige,
Die eine Eiche niederbog,
So sprach sein Auge: Schweige!

Gebieten läßt sich nicht der Mund,
Der forscht und fragt, ganz ohne Grund:
„Wer bist du, Maid im Bronnen?"
„Ich bin — ich bin ein Königkind,
Und nenn' ich mich, dein Blut gerinnt,
Was hast du dann gewonnen?"

Der Fürwitz macht die Narren schlau.
Sie wollen alles wissen.
Und mögen bei der schönsten Frau
Den Namen nimmer missen.

Doch nannt' ich Melusine mich,
So schwangen rück die Zweige.
Ein jeder Ritter flüchtet sich,
Als ob sich Satan zeige.
Verzaubert bleibt das Königskind,
Wenn böse Sage es umspinnt.

Da endlich nahte sich der Held,
Der mich erlösen sollte.
Der Ritter war so müd der Welt,
Daß er nichts wissen wollte.
Dacht' immer, immer nur an sich! —
Als er den Bronnen hörte,
Kam er und sah und löste mich,
Kein Name ihn betörte.

So kennt er mein Geheimnis nicht,
Will nur, daß ich ihm diene.
Verlangst du mehr als Frauenpflicht,
Zerfließt dir Melusine.

Fanny hatte ihr Lied beendet. Ich war betroffen über das seltsame Mädchen, das mich, wie es mir schien, verspottete und zugleich ein Rätsel aufgab. Was war ihr Geheimnis, mit dem sie lockte und drohte?
Indem erschollen Bravorufe aus dem Dunkel, Bewegung kam unter die Menschen, Becher klangen, und Pippo brachte gleichsam zur Belohnung ein paar Stücke Schin-

ken, hartgekochte Eier, Wurst, Brot, Butter und einen tüchtigen Krug Brauneberger. Fanny zog mich nieder auf einen Schemel zur Seite des Burgherrn, der ergriffen von dem Liede, in die Flammen des Kamins starrte. Er nahm meine Hand und sagte:
„Liebwerter Herr! ist es nicht schöner, sich diesen Träumereien hinzugeben am Kamin, als draußen in der Welt herumzustreichen und alle Narrheiten mitzuerleben? Hier, im Kreise des von uns selbst umhegten Mummenschanzes, wo wir Narren sein können nach eigenen Regeln, lebt ein jeder ungezwungen. Ich sah es Ihrem Blick an, da Sie in unsere Gesellschaft traten, daß Sie, wie unser alter Pippo, uns als Verrückte einschätzten. Aber was macht's? Glauben Sie mir, jeder hat seinen Klaps. Ich habe den Burgklaps, einen anderen Herrn werden Sie finden, der hat den Sprachenklaps. Eine unserer Damen hat den Liebesklaps. Frau Geheimrat von Deschitz hat den Reinlichkeitsklaps. Sie breitet über alle Möbel mitgebrachte, weiße Bettlaken. Sie selbst, mein lieber Freund, haben doch auch einen Klaps, sonst würde Melusine Sie nicht den lebensmüden Ritter nennen."
Ich lachte auf, ward aber jeder Antwort enthoben, denn ein paar studentische, junge Kehlen stimmten das gespenstische Lied vom Enderle von Ketsch an. Gerade als sie den Refrain:

„Jetzt weicht, jetzt weicht, jetzt flieht
Mit Zittern und Zähnegefletsch — — —"

wiederholten, ward es urplötzlich hell. Der tückische Pippo hatte eine dreihundertundfünfzigkerzige Lampe eingeschaltet und verblichen war all die Pracht, die durch das ro=

mantische Scheiterfeuer des Kamins entstanden war. Eine altertümliche, leere Halle, die mit Rauchdunst erfüllt war, umgab mich, übernächtige, blasse, schlechtkostümierte Gestalten lagen im Kreise auf Bettvorlagen. Die aus ihren Träumereien Gerissenen bedeckten die Augen gegen die schmerzende Lichtfülle, brummten und fragten, was sei.
Pippo aber meldete, die Frau Geheimrat von Deschitz und die Frau Professorin fragten nach ihren Eheherrn, warum sie noch immer nicht hinauf zum Schlafen kämen, es wäre bereits zweieinhalb Uhr.
So spät! klang es. Einer bemerkte, er müsse morgen früh mit der Bahn fort. Bewegung kam in die auf den Fellen lungernden Gliedmaßen. Nur der Hausherr sagte mißbilligend:
„Pippo, du hättest das Fest nicht so roh beenden sollen. Aber du wirst beherrscht von einem bösen Zauberer, der dem Treiben auf unserer Burg unhold ist."
Zwei junge Leute mit studentisch zerhauenen Gesichtern griffen in den Kamin nach brennenden Scheitern, schwangen sie über den Kopf und zogen der Gesellschaft voran durch den Gang auf den Hof. Wieder glühte ein schönes Bild auf, als die Gruppen auseinander gingen und die roten Fackeln in der Nacht verbluteten.
Fanny geleitete mich sicher, als wäre sie hier oben geboren, durch die Gänge und über die Treppen hinauf zu unserer Terrasse.
Es graute der Morgen, als wir zur Ruhe niedersanken und mir Fanny vor dem Einschlafen noch lebhaft zurief:
„Einen solchen stürmischen Tag unvermuteter Tollheit hast du sicher noch nicht erlebt!"

Elftes Kapitel

Nun gnad dir got mein liebster frůnt,
Ich far, da andere Narren sint.

Thomas Murner.

Ein Morgen, der eigentlich Mittag ist. – Die Abenteuer auf der Burg nehmen ihren Fortgang. – Die drei Nornen und der gebannte Professor. – Von der Fee, die den Professor vergeblich erlösen wollte, und von dreien, denen es gelang. – Aus allem Zauber wird Politik. – Fanny erscheint und merkt an. – Die Burgherrin und ihr Minneritter. – Vom Sonderlingsdasein aller Menschen der Zeit. – Tafelgespräche. – Von des Doktors Werkstätten und seiner fanatisch-romantischen Lehre. – Der Wanderer preist den Komfort. – Vom Segen und Unsegen der Arbeit. – Lerrichs Ideale stoßen mit den Idealen des Burgherrn hart zusammen. – Vom Wärmebedürfnis der Menschen und seinen Einfluß auf menschliche Moral. – Die Versuchung des Burgherrn. – Der Wanderer zieht vor Fanny ein Fazit. Er hat Menschen sehen gelernt, findet aber für sich kein Heilmittel. – Von des Lebens Ewigkeit.

Ich erwachte. Durch das offene, von Weinblättern grün umblühte Fenster schien die warme Sonne herein. Als ich auf die Uhr schaute, sah ich, daß es fast Mittag war. Neben der Uhr lag ein Zettel von Fanny, darauf stand geschrieben: „Ein Frühstück wird im kleinen Rittersaal bereit gehalten. Aber ich schätze, daß du gerade zu Mittag zurecht kommen wirst. Geh' allein auf Abenteuer aus in der Burg, du wirst ihrer genug finden. Fanny." Auf dem Waschtisch war alles, sogar das Rasierzeug bis aufs Kleinste vorbereitet, so daß ich die Hilfeleistung P.s nicht vermißte.

Ich zog den hellgrauen Anzug, der sauber auf einem Stuhl ausgebreitet lag, an, und nahm von dem silbernen Teller des Automobilservices, den Fanny mit Schinkenbrötchen bereitgestellt hatte, ein paar Schnitten, um ein plötzliches Hungergefühl zu stillen.

Danach trat ich auf die Terrasse hinaus, sah in das Land, über dem die ausstrahlende Bodenhitze flimmerte und ging durch den im Mittagsglaste schlafenden Gang gemach über die andere Terrasse hinab zum Hof. Dort wies mich Pippo in den kleinen Rittersaal, dessen große Fenster scheibenlos nach Süden schauten.

An den Ausblicken standen verteilt buntgedeckte Tische mit festen Holzstühlen. Ich setzte mich an einen, dessen anderes Ende von drei Damen in grauseidenen Kleidern mit Beschlag genommen waren. Ihre welken, fetten Figuren erschienen wie überpudert, ebenso Gesicht, Hände, ja sogar die Gewänder. Neben ihnen, abseits vom Tische, saß im schwarzen Rock, mit schwarzer Binde über der steifen Hemdbrust ein Herr, den jede Falte des Aermels und jede Bewegung des Kopfes als einen Professor verrie-

ten. Die Sonne schien ihm auf das glattrasierte, helle, weiße Gesicht. Darum schloß er die Augen unter der goldenen Brille und sah so einer blassen Kröte nicht unähnlich.

Andachtsvoll schauten die drei Nornen in grauer Seide ihn an. Eine große, hagere Dame in grün-weiß gestreifter Bluse und schwarzem Rock kam zu den vieren herangestrichen. Ein großer Pompadour flog ihrem Arm nach. Leichte Röte überzog die hageren Züge beim Anblick des Professors. Eilends setzte sie sich an seine Seite, faßte aber zugleich ängstlich mit der Hand an ihren Chignon, dessen kastanienbraune Farbe erheblich von ihrem grauen Scheitel abstach.

„Unerhört," flüsterte die erste Norne ziemlich vernehmlich. „Welche Zudringlichkeit," die zweite und „wie unweiblich," die dritte. Die grün- und weißgestreifte Bluse atmete heftig.

Ihre lange Hand legte sich auf den Arm des Sonne genießenden Herrn in Schwarz, ihre dünne Stimme fragte zärtlich:

„Herr Professor, ich habe einen neuen, entzückenden Punkt in dieser bezaubernden Burg gefunden. Einen in die Erde vergrabenen romantischen Bogen. Wir können gerade vor Tisch noch einen Blick darauf werfen."

Interessiert schaute der Professor auf.

Die erste der Nornen sagte spitz:

„Karl, du weißt, wenn du vor dem Essen gehst, hast du Verdauungsstörungen."

Milde nickte der Professor. Die grün- und weißgestreifte Bluse raschelte zornig davon.

Stimmen redeten sich näher, Worte sprangen auf:

„Es war von Ihnen ein Verbrechen! Mit dem Schellen-Unter hätten Sie ausgehen müssen. Es ist Unsinn, auf den Trumpf zu hoffen."
„Aber ich wollte ihm doch die Eichelzehn aus der Nase ziehen!"
„Sie konnten sich doch denken, daß er sie in den Skat gelegt hatte."
An den Tisch heran traten der Schlaraffe Lerrich, der Korpsstudent Karthaus und ein dritter beleibter Herr, den sie Hörhammer nannten. Die drei graugekleideten Damen lächelten spitz. Die erste Norne sagte:
„Die Herren ließen sich den ganzen Vormittag nicht sehen."
Die Zweite:
„Die Herren hatten gewiß Wichtiges zu tun."
Die Dritte:
„Bei einem so schönen Tage sollte es keiner versäumen, ins Grüne zu gehen."
Dann sahen sie zu dritt mit spitzen Nasen wieder geradeaus.
Doch dieser dreifache weibliche Erziehungsversuch erwies sich bei so hartgesottenen Sündern, wie die drei Herren es waren, als gänzlich unfruchtbar. Der dicke Herr Hörhammer bemächtigte sich des Armes des Professors und sagte:
„Wollen wir nicht für nach Tisch einen kleinen Skat festlegen."
Die erste der drei Nornen fuhr dazwischen:
„Karl, du hast schon die ganze Nacht um die Ohren geschlagen!"
Die Zweite:

„Du warst beim Spaziergang heute völlig abwesend!"
Die Dritte:
„Du bist sicher müde nach Tisch, Karl!"
Aber Hörhammer erwiderte roh:
„Skat ist gut für Müdigkeit!" Der Schlaraffe und der Student lachten.
Da erhoben sich die drei und gingen davon. Die Erste sagte:
„Die Burg wäre schön, ohne die schlechte Gesellschaft!"
Die Zweite:
„Es ist unmanierlich, sich in Lebensgewohnheiten anderer Leute einzumischen!"
Die Dritte:
„Wir werden hier nicht mehr lang bleiben können, Karl!"
Der Professor sah den entschwebenden drei Schwestern nach, atmete auf und sagte:
„Ich spiele sehr gern mit Ihnen Skat."
Der Schlaraffe winkte Pippo, bestellte eine Runde Stonsdorfer Bitteren, weil er gut für den erschöpften Magen sei und fragte, nachdem alle vier getrunken hatten:
„Sagen Sie Professor, Sie prophezeiten uns gestern abend Kriegsmöglichkeit und sprachen davon, wir müßten Oesterreich schlachten. Ich bin nun in Oesterreich viel gereist, weil ich dort Abschlüsse auf Schnitzwaren mache. Ich muß gestehen, gerade die Tschechen und Mähren sind anständige Leute. Alles Deutsche in Ehren, aber warum wir Deutsche behaupten wollen, daß wir bessere Menschen sind, als andere, das leuchtet mir nicht ein. Weil wir arbeitstüchtiger sind und bessere Methoden haben, darum kommen wir weiter und darauf, glaube ich, muß man das

Hauptgewicht legen: mehr arbeiten und bessere Methoden haben."

„Herr Lerrich," erwiderte der Professor und alle Demut entwich aus seinen vergilbten Zügen, „Sie sind ein materieller Demokrat!"

In die Silbe „Krat" legte er ein so scharfes „R" und ein so verächtliches „A", daß kein Mensch im Zweifel sein konnte über seine Meinung bei diesem Wort.

Lerrich, der Schlaraffe, erwiderte breit, es war ihm anzusehen, daß die Diskussion ihm Spaß machte:

„Mein Großvater hat Anno 48 mitgefochten. Das war das Geburtsjahr unserer bürgerlichen Freiheit, daran halte ich fest. Aber alle Wortgefechte um Vorzüge der Nationalität halte ich für unnütz. Jeder soll zeigen, daß er mehr kann und damit basta."

„Glauben Sie, daß die Engländer mehr können," begehrte der Professor auf. Gab sich aber sofort selbst die Antwort:

„Nein, das glauben Sie nicht! Made in Germany hat es genug bewiesen. Aber warum besitzen die Engländer die Herrschaft der Welt? Weil sie den festen Glauben daran haben, daß sie bessere Menschen sind als alle anderen, und ehe wir Deutschen nicht diesen Hochmut gelernt haben, wird es nicht gut mit uns bestellt sein. Uns fehlt der Glaube an uns, und ich sage Ihnen, wenn es auch frivol klingt, ich wünsche mir manchmal ein neues 1806, denn es ist zu weit mit der Fremdländerei bei uns gekommen. Einen weidlich biderben Mann finden Sie nur selten in Deutschland und einen Fleck, wie diese Burg, wo das Deutschtum hochgehalten wird, ist eine Rarität."

„Nun ja," sagte der Schlaraffe behaglich, „auch ich habe das altdeutsche Wesen gern, sonst würde ich nicht hierher kommen und den ganzen Unsinn so restlos mitmachen. Aber allzu scharf macht schartig. Und das Turnier gestern, alter Karthaus, war doch eine Kateridee. Meine Siegerknochen schmerzen mich noch heute."
Der Student strich sich statt aller Antwort über Kopf und Arme . . .
Fanny stand plötzlich neben mir. Die Herren grüßten lebhaft, als sie die Sängerin vom Abend vorher erkannten. Ich stand auf und ging mit ihr zu einem anderen Fenster. Während ich in das Land hinaus deutete, fragte ich sie: „Unter was für Philister hast du mich geworfen, Delila?"
Sie gab zurück:
„Es erheitert das Gemüt, die Menschen ernsthaft in ihren Schrullen verharren zu sehen. Wer viel über Menschen gelacht hat, gewinnt die Freiheit, über sich selbst zu lachen und nicht zu seufzen. Laß uns jetzt Platz an der Speisetafel suchen, ich möchte, daß wir in der Nähe des Herrn Dr. Lavater sitzen."
Wir gingen in den großen Rittersaal, wo eine große, hufeisenförmige Tafel gedeckt war, an der wohl sechzig Personen Platz finden konnten.
Eine große Dame, die ein enganliegendes Seidenkleid mit gelben Spitzen trug, ging im vollen Frauenbewußtsein ihrer blonden Ueppigkeit auf und nieder mit einem jungen, prachtvoll gewachsenen, aschblonden Herrn, der seinen gut durchgebildeten Körper in einem Touristenanzug vorteilhaft zur Geltung brachte.
„Die Burgherrin," belehrte mich Fanny, führte mich zu dem Paar und machte mich mit Frau Dr. Lavater be=

kannt. Die Dame musterte mich aufmerksam. Ich schien Gnade vor ihren Augen zu finden.

„Wer Originalität liebt," sagte sie, indem sie den Kopf mit dem vollen, blonden Haar zurückwarf und den weißen Hals zeigte, „wer Originalität liebt, wird hier voll befriedigt werden. Denn es gibt wohl wenig Wohnstätten in Deutschland, wo so viel Sonderlinge zusammen kommen, wie hier bei uns."

„Ich habe nicht gefunden," erwiderte ich ruhig, „daß die Menschen hier auffallend sonderlich sind. Das moderne Leben macht nun einmal aus einem jeden einen Spezialisten und das Leben eines jeden zu einem Sonderlingsdasein."

„Sie haben viel Verständnis und Verzeihen für die Menschen, nicht?" fragte die blonde Frau mit unverkennbarem Hamburger Akzent.

„Gnädige Frau, ich bin mir meiner eigenen Unzulänglichkeit immer so tief bewußt gewesen, daß ich niemals mich zum Richter anderer Menschen aufgeworfen habe. Allerdings muß ich gestehen, ich habe die meisten Menschen nicht amüsant, sondern langweilig gefunden. Gerade Menschen, die gewöhnlich als Sonderlinge bewundert werden, sind platte Stumpfsinnsbolde, oder geschickte Schauspieler."

„Da haben Sie mir aus der Seele gesprochen! Platte Stumpfsinnsbolde, oder geschickte Schauspieler!"

Zwei kleine Mädchen von sechs und acht Jahren in weißen Kleidern kamen herein und begrüßten Frau Dr. Lavater, die gerade keine überströmende Zärtlichkeit zeigte. Gelassen strich sie den beiden Kleinen über den Scheitel, nickte

mir zu und wandte sich wieder ausschließlich zu dem gutgewachsenen Herrn im Sportanzug.
Der Saal füllte sich. Ich erhielt meinen Platz von dem allgegenwärtigen Pippo gegenüber dem Doktor zugewiesen, der im schwarzen, pelzverbrämten Gelehrtengewand der Renaissance erschien, und an der Seite seiner königlichen blonden Frau Platz nahm.
Ich bemerkte, daß der braungelockte Mann viel zärtliche Blicke der jüngeren und älteren Damen erntete, sah, daß die blonde Frau diese Augenblitze mit ironischem Lächeln wahrnahm und sich der Unterhaltung mit dem jungen Herrn im Sportsanzug befliß, der neben Fanny ihr gegenüber saß.
Die Unterhaltung schwirrte von der Bildkunst zur hohen Politik. Dr. Lavater prophezeite düster den Weltuntergang, der Professor entwickelte ein Eroberungsprogramm. Holland, Belgien, Südamerika, nebst einem großen Stück Afrika sollten deutsche Interessensphären werden. Begeistert stimmte der Korpsstudent zu.
Inzwischen verabredete die Frau Dr. Lavater mit dem Herrn im Sportsanzug eine Tour. Sie fragte ihren Gemahl, ob er mitkommen wolle. Der Burgherr lehnte ab, mit einer Miene, als wäre er schon jetzt erschöpft: Die Arbeit in den Werkstätten nähme ihn den ganzen Tag in Anspruch. Da er meinen fragenden Blick sah, forderte er mich in so dringendem Tone auf, nach Tisch mit ihm einen Rundgang zu machen, daß ich nichts anderes als zusagen konnte.
Dr. Lavater führte mich durch das erste und zweite Stockwerk der Burg. Ich mußte über die vielen Säle und Kammern staunen, die unbenutzt standen.

„Das ist mein Crux," bedeutete mir Dr. Lavater, „das ist das fressende Kapital, das meine Zinsen und meine Arbeit verschlingt. Aber ich hoffe, auch aus diesen toten Kammern wird neues Leben erblühen. Bitte nach rechts mir folgen. Zunächst treten wir jetzt ein in die Tischlerei."
Es war nach Osten gelegener niederer Trakt, Sägen kreischten, Bohrer quirlten, Raspeln harschten.
Der Doktor schob eine Schiebetür beiseite und zeigte ein Magazin, das angefüllt war mit Hölzern und Resten alter Möbel.
„Wir kaufen", erklärte er, „alle Stücke der näheren und weiteren Umgegend zusammen. Wir zeichnen sie ab, um die Form aufzubewahren, restaurieren die alten Stücke oder nehmen sie, wenn sie zu schlecht sind, auseinander, um die alte Arbeit bei neuen Modellen zu verwerten."
Mit der düsteren Miene des Fanatikers behauptete er:
„Ich halte dies für eine kulturell enorm notwendige Arbeit. Die geistige Verwirrung, die in Deutschland seit den Tagen Napoleons des Ersten herrscht, drückt sich in der stilistischen Narrheit aus, die die Architektur und das Möbelgewerbe aufweisen."
Ich fragte nach seiner Meinung über die verschiednen Kunstwerkstätten in Dresden, München, Berlin, Wien. Er aber lehnte sie mit einer einzigen, breiten, kreisenden Bewegung seiner Rechten, die er vom Herzen aus in den Raum führte, ab.
„Sagen Sie nicht Kunst, sagen Sie Künstlichkeit. Ich habe mir alle Kataloge zusenden lassen. Fällt etwas in den Kunstwerkstätten gut aus, so wird es immer in Anlehnung an die alten Formen geschehen. Da hatten wir vor fünf Jahren die Biedermeiermode, jetzt arbeiten die

Herren im Louis-Seize oder im Louis-Quatorze-Stil, die jetzt bei Hochzeitsausstattungen wohlhabender Bürger beliebt sind. Notbehelfe, sage ich, nie Entwicklungen. Die Kontinuität fehlt. Eine Möbelgarnitur, die zur Hochzeit geschenkt wird, bedeutet durchaus nicht mehr den Beginn einer neuen Lebensgeneration, einen Schutz der Knospe, aus der die Frucht einer neuen Familie entspringen soll. Darum halte ich an den Formen der alten Werkstücke fest! In unserm chaotischen Deutschland trägt ein jeder in sich das Stück seines Zeitalters, zu dem er innerlich gehört. Ich bin mittelalterlicher Mensch und behaupte, ein jeder, der anständig ist, haßt alle die Maschinen, den Rauch und den Schwall."

Ich machte den Einwand, es gäbe Leute, die behaupten, die einzigsten Künstler, die wir heute in Deutschland besäßen, wären in Wahrheit Ingenieure und Techniker und alles andere, Dichtung, Malerei, Architektur und Musik sei unserem erhabenen Zeitalter noch nicht nachgekommen.

Da ich ihn erschrecken sah, fügte ich boshaft hinzu:

„Eine Post im Walde sieht beim Vorüberfahren ganz romantisch aus. Aber wenn wir unsere Leichname dauernd in solchen Rumpelkästen fortbewegten, würden wir uns trotz Waldhorn und Mondschein sehr übel befinden. Ich frage Sie, Herr Dr. Lavater, ob Sie sich im D-Zug-Wagen nicht sehr wohl befinden. Ich halte es für meine Person für Heuchelei, wollte ich es ableugnen."

Der Burgherr schüttelte die Locken:

„Wo bleibt der gradgewachsene deutsche Mann, der in der großen Welt eine kleine Welt für sich bildet. Ist es nicht elend bestellt um den Schraubendreher, der immer

dieselbe Schraube drehen muß, um den Gußarbeiter, der dasselbe Gußstück fertig machen muß. Werden durch die Maschinen die Menschen nicht selbst zu Maschinenteilen degradiert!"

„Trotzdem sind diese Menschen für unseren Lebenskomfort vonnöten," erwiderte ich. „Wäre das Dasein nicht von der maschinellen Produktivität erfüllt, wir würden es nicht gern leben wollen."

„Es werden uns Bedürfnisse und Genüsse angezüchtet!" erwiderte der Burgherr und strich sich durch Haar und Bart. „Das Wichtigste, die daseinserfreuende Arbeit, ist vergiftet. In früherer Zeit war der Handwerker ein Mann, der etwas schuf. Er konnte befriedigt sein, wenn er einen Schrank aufgerichtet hatte, wenn er einen Zinnteller gegossen und geglättet hatte, wenn er ein Werkzeug zustande gebracht hatte. Heutzutage hat einer soundsoviel Schraubenwindungen geschnitten, soundsoviel Gläser geschliffen, soundsoviel Einzelverrichtungen vollbracht. Er ist nicht mehr Bildner wie früher, sondern Werkzeug für eine anonyme Intelligenz."

„Aber sehen Sie die Lebenshaltung des Arbeiters an," warf ich ein, „ist sie nicht besser und bequemer geworden als früher?"

„Ich weiß nicht, ob die Leute besser und bequemer leben," lautete die Antwort, „sie haben mehr Bedürfnisse und müssen für diese arbeiten. Und ihre Arbeit ist seelenlos."

Der Löffelfabrikant Lerrich kam aus einem hinteren Saal und lief mit ausgebreiteten Armen stürmisch auf den Burgherrn zu.

„Haben Sie sich mein Projekt überlegt?" fragte er.

Ehe aber der Dr. Lavater antworten konnte, sprach er hastig auf mich ein:
„Ich habe am Fuß des Berges, im Besitze des Herrn Dr. Lavater, Porzellanerde gefunden, glänzende Porzellanerde. Ich sehe darin eine Chance für den Doktor, der schwer an den Lasten der Burg zu tragen hat. Ich bringe das Kapital zusammen, wir errichten eine Porzellanfabrik. Die Schreinerei bekommt besondere Aufträge. Eine Lieblingsidee von mir kann verwirklicht werden, eine Idee, die das Höchste an Komfort und Bequemlichkeit bedeutet, was bisher erdacht und geleistet worden ist. Stellen Sie sich vor, meine Herren, wie unangenehm es ist, ein ausgekühltes Hemd anzulegen. Bedenken Sie den Vorteil, wenn Sie es warm auf den Leib bekommen. Denken Sie an die vielen, bleichsüchtigen Frauen, die frierend in den Betten liegen. Wie angenehm wäre es für sie, wenn sie nicht entsetzt vor der Wärmeflasche zurückfahren müßten, sondern in einer gelinden, wohltuenden und temperierten Wärme sich ausruhen könnten. Wenn Wärme sie von allen Seiten empfinge, wie viel angenehmer würden sie schlafen, ganze Ehen würden angenehmer gestaltet. Am Wärmebedürfnis der Frauen, glauben Sie mir, scheitern viele Ehen. Dies alles denke ich mir zu leisten durch meine Idee der geheizten Möbel. Wir bauen in die Betten Porzellankästen ein, in Stühle, in Ruhediwans, in Schränke und alle diese wandhohlen Gefäße werden durch das warme Wasser der Wasserheizung durchspült, nachdem es vorher einen Temperaturregulator passiert hat. Herr Dr. Lavater, in Ihrer Porzellanerde allein könnten wir eine Goldgrube haben. Mit meiner Möbelidee aber schlagen wir alles, was zuvor auf dem Möbelmarkt da war. Glau-

ben Sie mir, ich habe früher, bevor ich die Löffelfabrik übernahm, in Möbeln gemacht, ich kenne den Markt, ich erobere ihn!"

„Und ich hätte hier oben zwei mechanisierte, industrielle Betriebe, eine Porzellanfabrik und eine Möbelfabrik," sagte der Doktor. „Habe ich darum meine Burg aufgebaut, mein Vermögen geopfert, für sie gedarbt. Dem Moloch der Industrie wollte ich entrinnen, und soll mir nun meine eigene Burg industrialisieren! Weiche von hinnen, Versucher, weiche von hinnen!"

Aber Lerrich krallte sich in seinen Arm ein und eiferte von neuem.

Ich verließ die beiden, den kleinen, zähen, sächsischen Tatsachenmenschen, der der Romantik aus sentimentalem Luxusbedürfnis fröhnte, und den Doktor, der mit seiner Romantik gegen die Zeit anfocht.

Ich traf Fanny im schwarzen Rock und weißer Bluse auf einer Bank im Wehrgang sitzen und ausblickend zwischen zwei Pfeiler die nachmittägliche Landschaft genießen.

„Wie findest du diese Menschen jetzt?" fragte sie mich. Ich erwiderte:

„Ich sehe immer mehr, wie sehr Gottes Kreaturen entwurzelt sind. Der Burgherr hat recht, wenn er die geistige Verelendung unserer Zeit schildert. Aber es wirkt kindlich, daß er sich zurückschraubt in ein vergangenes Zeitalter und sich mit Leuten umgibt, die Mummenschanz treiben zur Erholung von ihren Geschäften, mit denen sie ihre Habgier füttern.

Alle Arbeit, alle Lebensmühe, die die Menschen aufwenden, geschieht doch nur, um für kurze Zeit die Oede zu vergessen, in der sie sind. Warum sich mit dem Leben betäu-

ben, wo der Tod doch das Ziel ist, warum sich nicht selbst dieses Ziel setzen?"
Fanny schloß die Augen. Die Nase erschien ein wenig länger, die über die Pupillen gewölbten faltenlosen, weißen Lider mit den langen Wimpern liehen ihr das Aussehen einer frommen Statue. Sie sagte:
„Das ist ja der Fehler eines jeden, daß der einzelne Mensch meint, sein Leben sei Leben überhaupt. Das Leben fließt weiter von einem zum andern, vom Vater zum Sohne, zum Enkel. Die Toten sind ausgelebte Schlacken des Daseins, ihre Taten und Werke gleichen dem Riff der Korallen, die emporsteigen vom Grunde des Meeres, empor zum Licht."
Sie schlug die Augen auf. Ein warmer Wind wehte. Die Zweige der Bäume regten sich. Aus dem Geäst rief es neckend: „Ich bin der Vogel Bülow!"
Ich küßte Fanny. Sie erwiderte den Kuß nicht.
In mir klang es wie Wachwerden von Münchhausens eingefrorenem Echo: Melusine!

Zwölftes Kapitel

Von der Zinnen
will ich gên, in tagewîse
sane verbern,
die sich minnen
tougenlîche, und obe si prîse
ir minne wern
so gedenken sêre
an sîne lêre
dem lîp und ère
ergeben sîn.
der mich des baede,
dèswâr ich taete
im guote raete
und helfe schîn.
ritter wache, hůete dîn.

Wolfram von Eschenbach.

Das Wächterlied, das der Germanist von der Zinne sang. — Von den Frauen des Burgherrn. — Die Aussicht vom Turm des Germanisten in die Landschaft. — Eine deutsche Welt. — Das Geheimnis des Turmbewohners. — Seeligkeit in der deutschen Sprache. — Der edelste Narr. — Die Burgfrau und ihr Ritter minnen. — Pippo erklärt einer Reisegesellschaft die Burg und ihre Geschichte. — Menschen und ausgelebte Gehäuse. — Maskentreiben bleibt alles Menschenleben. — Ist nicht die Welt ihrer selbst müde geworden? — Fanny leuchtete. — Die Entführung der Burgherrin. — Des Burgherrn Haare weh'n im Wind.

Im Morgengrauen war ich halb aufgewacht durch einen Hornstoß und ein Lied, das aus der Höhe erklang von irgendeinem Turm oder Zinne herab. Die Worte vermochte ich nicht zu verstehen. Sie begleiteten mich in einen wirren Morgentraum, aus dem ich heiß erwachte.
Fanny hatte das Frühstück am Fenster aufbauen lassen. Ich erzählte ihr von meinem Früh-Erlebnis. Sie nickte und sagte:
„Das war der Germanist, der den Unterricht von Dr. Lavaters Kindern leitet und die Burgchronik verfaßt."
„Der Germanist? Habe ich ihn gesehen?" überlegte ich.
„Gewiß, der hagere Herr mit dem fahlblonden Bart und der Ponyfrisur, der der Burgherrin immer mit so tiefer Verbeugung die Hand küßt."
Ich erinnerte mich des Hageren vom Abend vorher und sagte:
„Scheint in die Burgherrin verliebt. Sie aber dankt es ihm durch schlechte Behandlung: Nicht?"
Fanny erwiderte:
„Du beobachtest nicht schlecht. — Er lebt schon lange auf der Burg. Er hat auch die erste Frau und ihre Flucht erlebt."
„Die neue Burgherrin scheint nach ihren Aeußerungen sich nicht gerade für das Burgdasein zu begeistern?"
Fanny lächelte:
„Stelle dir einen Winter auf der Burg vor, wenn keine Gäste da sind, wenn sich alles in einer primitiven Weise abspielen muß, wie es im Mittelalter der Fall war. Denke dazu eine junge, lebenslustige Frau und einen Burgherrn, der für seine Guitarrenlieder gern einen anderen Gegenstand seines Ansingens sucht, als gerade sein Weib."

„Hat auch dich der Burgherr früher angesungen?“ fragte ich.

Fanny wiegte den Kopf:

„Im November einmal, als es tot und öde wurde, und ich der letzte Gast auf der Burg war, warb er um meine Seele, wie er es nannte. Als ich ein Bad nahm, von dem er wußte, sang er unter meinem Fenster ein Lied, er sähe mein Geheimnis, ohne das leibliche Auge auf mich zu richten, wie Herr Raimund. Sein Refrain lautete: Ich bleib treu dir, Melusine!

Ich reiste plötzlich ab, weil ich seine erste, junge Frau unter diesen lyrischen Abenteuern ihres Gatten leiden sah. Im Dezember aber, zu Weihnachten, fuhr Frau Anna davon mit dem Sohne des Lehrers, unten aus dem Städtchen.“

„Wie kam die jetzige Frau auf die Burg?“

„Sie war Malerin und hatte hier oben zwei Sommer gelebt. Hörte von den traurigen Umständen des verlassenen Burgherrn, kam, um die Kinder zu betreuen, und wurde sein Weib.“

„Und jetzt läßt sie sich von dem Germanisten anschmachten und scheint sich stark für den Herrn im Sportsanzug zu interessieren?“

„Herr von Pöcheln“, erwiderte Fanny, „war damals auch auf der Burg, als sie hier malte. Er war damals ein junger Student mit knappem Wechsel. Heute hat er ein schönes Gut im Eichsfeld geerbt.“

„Und der Burgherr sieht nichts,“ fragte ich.

„Was tut's dem,“ warf Fanny hin. „Er wird mit seiner Laute um andere werben und eine Burg zu besitzen, reizt

leicht ein Mädchenherz, solang es Sommer ist. Im Winter freilich frieren die romantischen Freuden ein."

So zerpflückten wir mit Muße und Genuß die verschiedenen Menschen. Ich freute mich über Fannys weibliche Bosheit. Dann aber schoß mir die Frage durch den Kopf:

„Was tatest du selbst hier oben auf der Burg, damals?"

„Ich amüsierte mich. Wenn ich einiges Geld erspart habe, ziehe ich mich gern auf meine eigenen Kosten an einen hübschen, stillen Ort zurück, wo ich ganz mir selbst leben kann. Die Herrlichkeit dauert niemals allzu lange, so daß ich mich nicht zu sehr an sie gewöhne. Es sind meine Ferien."

Diese Worte blieben in mir haften. Als ich allein einen Morgenspaziergang machte, mußte ich an sie denken. Ich spürte etwas wie Spott und weibliche Neckerei. Deutete sie mir doch an, daß sie gar keinen Anstand nehmen würde, auch von mir aus in die Ferien zu gehen. Ich empfand es als lästig, daß ich mich schon so sehr an sie gewöhnt hatte. Aber sie verstand es, den einzigen Trieb, der noch in mir wach war, Neugier auf Menschen, mit guten Leckerbissen zu füttern.

Ich sah den Germanisten in der Pfortenöffnung des Turmes verschwinden, die von Efeugeflecht umgeben war. Ich stieg ihm nach, holte ihn ein und fragte:

„Darf man die Aussicht bei Ihnen oben genießen?"

Ich sah, trotz des halben Lichts, das eine Schießscharte karg einließ, sein Gesicht über und über erröten.

„Wenn Sie sich heraufbemühen wollen," sagte er, „so folgen Sie nur."

Wir stiegen die staubigen Eichenstufen empor und gelangten oben in ein freundliches Gemach, das durch einen

Holzverschlag in zwei Teile geteilt war. Hinter der Holzwand befand sich das Bett. Ein Schreibtisch stand vor einem runden Bogenfenster, rechts und links Bücher zur Seite. Neben dem Holzverschlag führte eine eiserne Wendeltreppe empor zu einer Luke, durch die der Besucher auf die Zinne des Turmes gelangte.

Wir genossen schweigend die Aussicht über die Berge des Thüringer Waldes und des Harzes hinein, ins Eichsfeld.

„Es ist schön," sagte ich.

Der Hagere errötete wieder flüchtig, wie ein Mädchen, das beim Ankleiden überrascht wird.

„Am schönsten ist es des Morgens," gestand er, „wenn die Sonne ihre goldenen Tatzen durch das Gewölk schlägt, wenn Nebel im Tale braut und die Türme der Burg allein im weißgoldenen Lichte ragen und ich mich als Wächter fühle, der mahnen muß, daß unten in der Kemenate ein liebendes Paar sich trenne."

„So haben Sie heute morgen ein mittelhochdeutsches Wächterlied gesungen?" fragte ich.

Der Hagere errötete abermals.

„Ich halte die alten Bräuche hoch," sagte er.

„Kannten Sie das Paar?" fragte ich.

Da ward er purpurrot, senkte den Kopf und sagte:

„Nehmen Sie es als Phantom."

Danach fügte er fast milde hinzu:

„Dürfte der Wächter als Vertrauter Verrat üben?"

Ich dachte an die blonde Burgherrin und den gutgewachsenen, jungen Mann im Sportsanzug, fragte aber nicht weiter, sondern folgte dem Hageren wieder von der Zinne hinab in sein trauliches Burggemach.

„Sie arbeiten viel?“ fragte ich, auf dicke Stöße beschriebener Blätter deutend. Der Germanist erklärte:
„Die eine Arbeit geschieht im Auftrage des Doktor Lavater. Es ist die Chronik der Wesenburg, die ich bis ins 17. Jahrhundert gefördert habe. Für meine eigenen Arbeiten zwacke ich mir Morgenstunden ab, damit sich Herr Dr. Lavater nicht übervorteilt glaubt.“
„Darf ich fragen, was Sie arbeiten?“ fragte ich. „Denn diese Arbeit scheint es doch zu sein, die Sie auf dem alten Eulennest hier festhält.“
„Nennen Sie es nicht Eulennest!“ rief der Hagere eifrig.
„In diesem Bauwerk sehe ich's lebendig, in was für Formen sich der deutsche Geist heimisch fühlt. Die Struktur dieser Mauerwand ist voller Geheimnisse für den, der sie empfindet und es gemahnt mich an das Geheimnis, dem ich nachforsche.“
„Sie machen mich sehr gespannt auf das, was Sie so erregt.“
„Ich weiß nicht,“ sagte der Hagere bescheiden und schaute mit Runzeln auf der Stirn und bekümmerten Hundeaugen mich an, „ich weiß nicht, was Sie im Leben treiben. Selbst meine Fachgenossen,“ fuhr er mit freierer Stimme und einem gewissen Selbstbewußtsein fort, „jüngere Philologen werden vielleicht das, was ich anstrebe, als Phantasterei ansprechen. Allein, vielleicht wird einigen Leuten, die unsere deutsche Sprache lieb gewonnen haben, eine kleine Erkenntnis gegeben werden, und sie werden meine armen Gedanken weiterleiten, um das Geheimnis des Geistes unserer Sprache zu ergründen.“
„Ich darf wohl nicht weiter in Sie dringen?“

„Ich glaube, Sie werden sehr enttäuscht sein nach meinen großen Worten," sagte der Germanist, fuhr aber lebhaft fort:
„Mein Grundgedanke ist sehr einfach. Ich suche dem musikalischen Gesetz in unserer Sprache nachzukommen. Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß es Verse gibt, die nach der Regel ganz richtig gebaut zu sein scheinen und doch nicht klingen. Und es gibt andere Verse, die scheinbar gegen die strenge Regel verstoßen und dennoch tönen."
„Nun ja," sagte ich, „es gibt schlechte Verse und gute Verse."
„Aber wissen Sie den Grund?" fragte der Germanist. „Ich will Ihnen den Grund klar machen. Heutigentages glauben die Leute, wir haben in der deutschen Sprache betonte und unbetonte Silben. Sie vergessen aber ganz, daß trotz der Revolution in der Dichtung des 17. Jahrhunderts das Quantitierungsgesetz geblieben ist.
Im Mittelhochdeutschen unterscheidet man noch deutlich hochtonige, tieftonige und mitteltonige Silben.
Meine These lautet nun: Dies Quantitierungsgesetz ist geblieben. Nehmen Sie einmal das Wörtchen ‚und'. Das ‚u' ist für mich ein Diphthong, wenn es lang gesprochen wird, ähnlich wie im Griechischen. Es kann aber nie unter den Wert eines mitteltonigen Vokals sinken, wie ich es nenne, selbst nicht in einem so kurztonigen Worte, wie Kuppel.
Steht das Wörtchen ‚und' am Anfang, so kann es die Feierlichkeit einer Fermate haben, wenn es zum Beispiel heißt: ‚Und Gott sprach also'. Sage ich dagegen ‚Müller' und ‚Schulze', so verliert es an Gewicht.
Aber ich sehe, ich langweile Sie."

Ich verneinte, und er fuhr fort, daß er allen diesen verschiedenen Werten eines Wortes, wie zum Beispiel dem „und" nachzugehen gedenke für das genaue Maß seiner Quantität in jedem Falle!

„Habe ich das ganze System aufgebaut," sagte er, „so wird es einem Dichter möglich sein, den Rhythmus und die Melodie seiner Verse phonetisch festzulegen, so daß sowohl im Sinn, als auch in der Bewegung der Worte kein Mißverständnis mehr eintreten kann. Jede Tondauer wird mit bestimmten Längenmaßen festgelegt. Die Schauspieler können dann nicht mehr willkürlich mit dem Gute eines Dichters umspringen, wie ich es oft zu meiner grimmigen Empörung im Theater gehört habe."

Im Gedenken an eine frühere Freundin von mir, eine Schauspielerin, die ihre Rolle nur lernte, um ein Sektkaterchen zu vertreiben, sagte ich:

„Aber mein lieber Herr, denken Sie sich, wie die Menschen sind! Einen großen Gefallen würden Sie den Mimen damit nicht tun. Gewinnen doch die meisten ihren Ruhm aus der Eigenmächtigkeit, mit der sie die Sätze behandeln und sich ihre eigene Sprachmusik schaffen."

Da geriet der hagere Mann in grimmigen Zorn.

„Das ist ein Verbrechen wider den heiligen Geist der deutschen Sprache," rief er. „Ist es schon schlimm genug, wenn Sprachverluderung und Verhunzung in den Zeitungen um sich greifen, so daß wir nicht einmal mehr die Kunst des Briefschreibens in deutschen Landen bewahrt haben, so dünkt es mich doch das ärgste Verbrechen, daß Orte, die Tempel unserer Sprache sein sollten, wie Schauspielhäuser und Kirchen, mit Sprachverwilderung und Sprachverwirrung prunken. Was ist in un-

serer vollgefressenen, materiellen Zeit noch von unserem deutschen Geiste anderes geblieben, als die Sprache allein, in der der Geist, der Gott unseres Volkes haust. Alles ist uns ja abhanden gekommen, Glauben an Gott, Heimat und Frauen.

Wenn ich in diesem verwünschten Eulennest, wie Sie es nennen, an der Chronik sieben Stunden schufte, weil ich mir Brot und Obdach verdienen muß, so geschieht's doch nur um der Stunden willen, wo ich ins Heiligtum unserer Sprache trete. Fort ist dann das Kauzentum dieser Burg und vergessen die Narrheit der Städte, in denen sich jeder Bartkratzer voll Stolz französisch ‚Friseur' heißt. Vor mir liegt die Geschichte des Herrn Walther von der Vogelweide und des Herrn Wolfram von Eschenbach oder auch Tischgespräche des Dr. Martinus. Dann wird mir wohl und warm ums Herz, und ich weiß, trotz der Stumpfheit unserer Zeit, dieser in Worten erstarrte Strom deutschen Geistes kann nicht vergehen!"

Der hagere Mann war in dem Raum gewachsen. Ich beneidete ihn trotz seiner Aermlichkeit. Von allen Narren dieser Burg schien er mir der edelste zu sein. Das empfand ich doppelt, als er mich, demütig fast, um Entschuldigung bat, daß er so laut und anmaßend gesprochen.

Ich ging die Stufen des Turmes hinab und trat hinaus in die Sonne.

Eng aneinandergeschmiegt ging die blonde Burgfrau mit dem jungen Gutsbesitzer durch den Wehrgang, der manche Nische bot zum Niedersitzen und zum Träumen, Arm in Arm.

Da näherte sich Stimmengewirr. Schritte trappelten, ein Schlüsselbund klirrte, und aus der Pforte, die in den

Pallas führte, trat Pippo, des Hauses blasser Knecht mit frühlingsgrüner Schürze. Ihm folgte eine Gesellschaft von einem Dutzend Personen, Ausflüglern, die die Burg besuchten. Umfangreiche und hagere Damen mit großen Füßen und hochgerafften, bräunlichen und gräulichen Röcken. Die behäbigen Herren führten Regenschirme mit eisenbeschlagenen Spitzen, die sie heftig gegen den Boden stießen.
Sie hatten sich marschmäßig in alte Lodenkleidung gehüllt, um jedem Wetter gewachsen zu sein. Bärtige, bebrillte Gesichter, wechselten mit feisten, roten, schwitzenden. Es war jene, sich ewig gleich bleibende Gesellschaft, die sich immer an Orten zusammenfindet, wo ihnen ein Führer Sehenswürdigkeiten zeigt. Pippo sprach mit würdiger Stimme und klimperte mit den Schlüsseln der Burg dazu:
„Wir betreten nunmehr den Wehrgang, wo sich die Ritter mit ihren Landsknechten einfanden, wenn die Feinde kamen, um die Burg zu berennen.
Es ist die Burg im ganzen siebenundzwanzigmal berannt worden, und am bedeutendsten war die Berennung, die Albrecht mit der eisernen Klaue im Jahre 1507 abwehrte. Albrecht mit der eisernen Klaue ward also genannt, weil er sich unnachsichtig wehrte, aber da er ein Raubritter war, hat er auch sonst noch geklaut.
Hier sehen Sie die Zinne. Da stellten sich die gestrengen Ritter auf und schossen hinab mit der Armbrust, wenn der Feind näher herzukam. So bemerken Sie hier die Luke zu Ihren Füßen."
Die ganze Gesellschaft beugte die Nasen bei diesen Worten.

„Da wurde Pech und heißes Oel hinabgegossen und auch Bleikugeln wurden fallen gelassen, um dem Gegner den Kopf zu zertrümmern. In solchen Tagen hatte es das weibliche Personal in der Burg nicht leicht, meine Herrschaften. Es war schlimmer als große Wäsche, den ganzen Tag mußte Oel gekocht werden und Wasser heiß gemacht werden und Blei gegossen werden und während die Ritter und die Knechte kämpften, trugen sie in Kübeln heran, was zur Begießung und Vernichtung des Feindes notwendig war.

Von Frau Mathildis, der Frau des Albrecht mit der eisernen Klaue findet sich aufgezeichnet, daß sie bei der Berennung selbst mit der Armbrust einen der Bischöflichen, — es waren die Bischöfe von Sonderburg, die die Burg berannten, — mit eigener Hand getötet hat. Der Pfeil wird noch aufbewahrt zum Andenken und ich werde ihn den Herrschaften hernach in der Rüstkammer vorlegen. Wenn die Herrschaften weiter hinabblicken, so werden Sie an dem Fels einen Akazienbaum sehen. Hier ist die Stelle, wo sich die schlaue Mechthildis an einem Strick herunterließ, um zu ihrem Liebhaber, dem Ritter Heribert von Wünschen zu gelangen, der unten neben dem Burggraben mit einem gesattelten Pferde auf sie wartete. Es wird erzählt, daß der Strick zu kurz gewesen ist und das Fräulein die letzte Strecke hinab in den Wall rutschen mußte, bei vierundzwanzig Schuh tief. Aber sie hat es gut überstanden und ist mit ihrem Geliebten entronnen."

Es war sehenswert, Pippo zu betrachten, wie er die auswendig gelernten Worte mit einer gewissen, starren Würde reproduzierte.

Er machte halt, wenn es ihm die Spannung zu erfordern

schien und rasselte nachdrücklich mit den Schlüsseln dazu. „Wir kommen nunmehr zu dem Platz," rief er mit lauter Stimme, „wo der Bergfried gestanden hat, denn dieser Hauptturm der Burg wurde abgetragen nach der Eroberung im Jahre 1565."

Die Gesellschaft verlor sich. Ich stand allein in dem uralten, stillen Hofe und ward mir des Gegensatzes bewußt zwischen den alltäglichen Menschen von heute und diesem Gehäuse einer ausgelebten Zeit, das sie bewunderten und anstaunten.

Ein Ekel vor den Menschen überkam mich. Ich schritt aus dem Hofe über die Zugbrücke hinaus und ging den Burgberg hinab. Eine helle Bluse blinkte mir entgegen. Fanny kam mir entgegen.

Ich sagte ihr:

„Wir wollen morgen fahren."

Sie erwiderte sachlich:

„Ich werde alle Dispositionen für die Abfahrt treffen. Heute abend werden wir ein wenig in das Fest hineinschauen und dann Abschied nehmen von diesem Sommerkarneval."

Auf Festen fühle ich mich immer einsam. Die Fähigkeit der Leute, sich unter dem Schwitzen des Fleisches zu freuen, erschien mir von frühauf seltsam barbarisch. Das Fest aber, das auf der Wesenburg gefeiert wurde, war für mich eine durch nichts zu überbietende Groteske. So gut es ging, hatten sich Damen und Herren ritterlich kostümiert. Der Burgherr hatte eine Reihe von Damen bewogen, einen Cour d'amour zu bilden, vor dem er abwechselnd mit dem Korpsstudenten Lieder zur Laute, zum Entzücken der zumeist bejahrten Matronen, die ihr Häkel-

zeug nicht ruhen ließen, preisgab. Die jüngeren Frauen und Mädchen huldigten dem Tanz. Auch die Burgfrau sah ich fleißig mit dem jungen Gutsbesitzer in dem stilgerecht durch Kerzen und Feuerbrände erleuchteten Raume walzen.

Trotz des kargen, rötlichen Lichtes und der tiefen Schatten in Nischen und an Pfeilern, war es hell genug, um die wie gewöhnlich auf sich selbst eitlen Fratzen der Gesellschaft ins Bewußtsein gelangen zu lassen. Ich gewahrte die drei Nornen mit dem Professor, die sich wichtig vor allen andern erschienen, sah den Löffelfabrikanten im Glanze seines Schlaraffentums, den Korpsstudenten und den zu strammen Herrn auf dicken Schenkeln. Hinter der Burgfrau schlich der Germanist mit den Quantitierungsgesetzen der deutschen Sprache daher. Der Burgherr warb auf der Laute um die Gunst der Frauen, ein jeder spielte sein kleines Spiel ernsthaft vor sich selbst. Pippo ging umher und sagte die ihm eingelernten Sprüche mit süßsaurem Gesichte auf und redete an „gestrenger Ritter" und „gestrenge Ritterin". Ich hatte Fanny verlassen, war in das Dunkel einer Nische getreten und ließ diese Gestalten vorüberflirren, die eine andere Zeit grimassierten.

Und war es denn so lächerlich, was sie mit solchem Ernst taten? War nicht vieles andere zu einem gleichen Maskentreiben geworden, wie das, was mich hier umgab?

War unsere ganze Architektur nicht ein steinerner Mummenschanz? War's in den Hochschulen besser? Spukte nicht auch da noch ausgelebtes Mittelalter fratzenhaft herum?

Hier auf der Wesenburg inmitten dieses Treibens, er=

griff mich zum erstenmal der Zweifel, ob meine Müdigkeit an der Welt vielleicht in mir liege und nicht an der Welt. Aber ich schlug den Zweifel sogleich in den Wind. Die Narren, die mich umgaben, waren zu tollpatschig, als daß sie mir die Welt vorspielten mit ihrer Klugheit und ihren Listen. So dachte ich damals, heute weiß ich es anders.

Fanny kam heiß vom Tanze zu mir. Der Geruch, den ihre Haut ausatmete, rief mich zu mir selbst zurück. Ich umschlang sie und küßte sie, nicht aus einem Gefühl der Liebe, sondern aus dem Gefühl, jemanden zu haben, der unter all diesem Unbekannten zu mir stünde. Trotzdem war ich mit diesem Kuß einsamer denn je.

Wir traten ins Freie hinaus, wohlig umgab uns die Nachtluft.

Wir suchten unsere kleinen Gemächer auf, ohne ein Wort zu sprechen.

Ich schwieg in die Nacht und lag lange im Wachen.

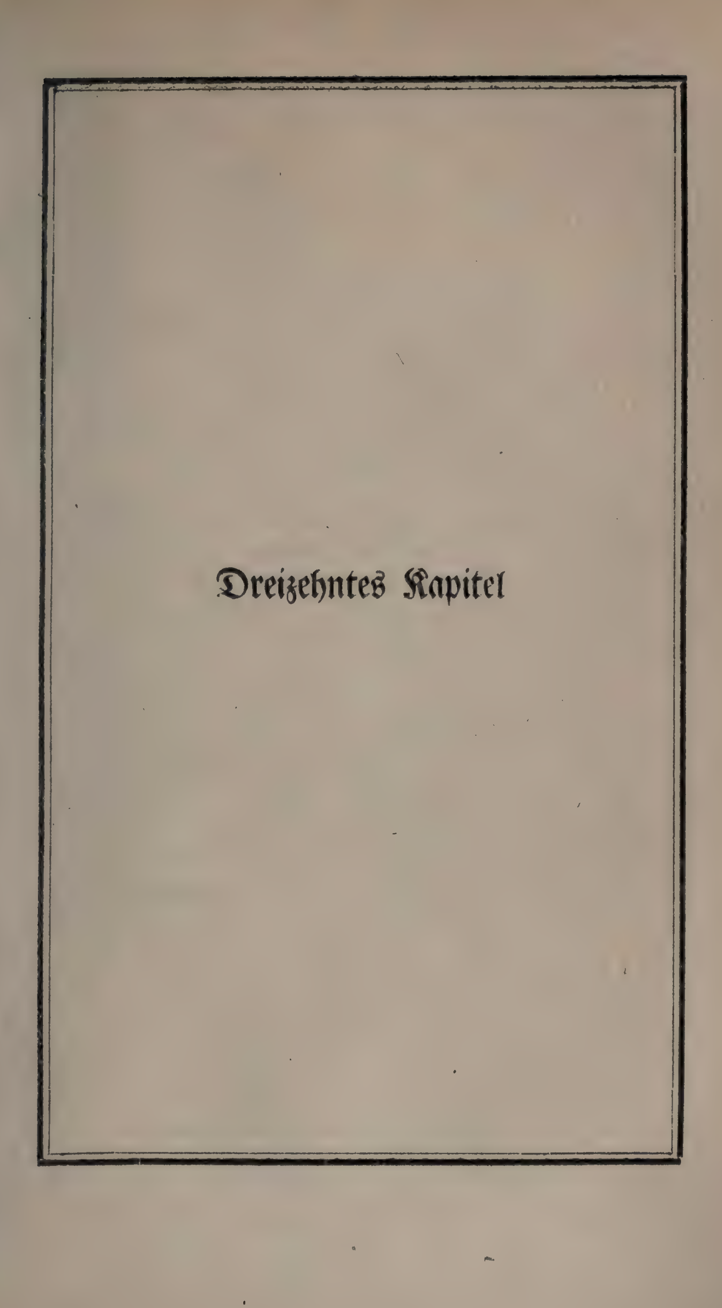
Am nächsten Morgen stand Fanny fertig in einem grauen Reisekostüm vor mir und sagte:

„Es ist geschehen. Während sie gestern noch tanzten, ist die Burgfrau mit dem jungen Gutsbesitzer von Eichsfeld davon. Pippo erzählte es mir und sagte: Haben Sie die blonde Diakonissin gesehen, die vor drei Tagen angekommen ist? Ihr hat Dr. Lavater alles anvertraut und sie hat sich bereits ein Zimmer bei den Kindern einräumen lassen."

„Oh, der alte Pippo ist klug."

Ich stand auf und sah auf dem Turme des Germanisten den Dr. Lavater ins Land hinausschauen. Er hatte das

Barett abgenommen und der Wind wühlte ihm in den langen, braunen Haaren und dem wallenden Bart. Die jungen Damen im Hofe schauten empor zum Turme und genossen das Bild des verlassenen Mannes mit einem heimlichen, gruseligen Glücksgefühl.



Dreizehntes Kapitel

In dieser Zeit des Kampfes und der Gärung,
Die, arm an Taten, an Tendenzen reich,
Die Welt der Geister wunderbar bewegt
Und hundertfält'ge Gegensätze häuft,
Tut mehr denn je das Eine not, die Liebe. –

Franz Dingelstedt: Nacht und Morgen.

Auf neuer Fahrt. – Rückblick zur Wesenburg. – Gute Müdigkeit. – Er überrascht Fanny. – Fannys Geständnis von der Härte des Dienens. – Was in Nürnberg eine Bierstube vermochte. – Sonderbares Seelenbefinden. – Er meditiert über Fanny und sich und sieht sich versachlicht, wo er selbst vermeinte zu versachlichen. – Sein Ich sieht aus der Plafonddecke auf den eigenen Leichnam und einen kleinen gelben Herrn. – Die Bosheit des Ichs. – Herr Weißvogel stellt sich vor und gibt sich als peinlicher Zeitgenosse zu erkennen. – Weißvogel stürmt auf den Wanderer und Fanny ein. – Fanny über italienische und deutsche Romantik. – Von dem Lebensberufe des Professors Regan. – Principe und Principessa.

Als wir in die Kehre der Straße einbogen, erblickten wir nochmals droben Berg und Burg, dann zog sich eine Gardine von Tannen davor. Meine Augen trafen sich jetzt mit denen meiner Begleiterin. Sie senkte den Kopf und fragte:

„Was für ein Fazit ziehst du nun aus dieser Episode. Waren diese Tage nicht ganz amüsant?"

„Es war ein großes Liebhabertheater," sagte ich, „in dem alle mit Begeisterung mitspielten. An erster Stelle der Burgherr, als philosophisch-romantischer Narr."

„Zum Theaterspielen gehört ein gewisser, kindlicher Sinn," bemerkte Fanny. „Diese Menschen sind auch ein Beweis dafür, daß das deutsche Volk das kindlichste der Erde ist. Sie spielen dort oben den Sehnsuchtstraum von einer guten, alten Zeit, die doch voller Not und Kummer war. Aber so sind die Deutschen, sie haben sogar Sehnsucht nach ihrer vergangenen Not, wenn keine gegenwärtige Not sie drückt und preßt."

Sprach sie in dieser Weise, überkam mich eine gelinde Angst. Sie war mir zu klug.

Die Tage waren anstrengend für mich gewesen, Müdigkeit überkam mich. Ich schwieg, lehnte mich zurück, genoß, wie der Wind mir um die Schläfen wehte, bat den Chauffeur um ein mäßiges Tempo, zwischen dreißig und vierzig Kilometer und begann ein wenig zu schlummern. Durch die halbgeschlossenen Lieder sah ich noch die ewige Wand von Tannen vorbeigleiten, die sich nur dann öffnete, um einen knappen Durchblick zu einem Wiesengrund oder einem Hause zu gewähren. Der Rhythmus des Wagens wiegte mich ein und ich entschlief völlig. Ich wachte erst auf, als wir durchs fränkische Gebiet dahin-

zogen auf breiter Talsohle. Droben zur Rechten glänzte im goldenen Kontur das Kloster Vierzehnheiligen. Frisch gewaschen schien das ganze Land.

Vor uns her auf der Landstraße marschierten drei Studenten, die mochten wohl in Erlangen studieren. Sie sangen das Lied vom Veit von Staffelstein.

Meine Begleiterin saß hochaufgerichtet da, ohne sich anzulehnen, schaute weithinaus und seufzte. Sie fühlte wohl meinen Blick und sah zur Seite. Ich sah die Welle eines leichten Unwillens über ihr Gesicht gleiten.

„Was ficht dich an?" fragte ich.

Fanny schüttelte den Kopf und enthüllte:

„Nichts."

Da überkam mich die Neugier, von diesem Menschen mehr zu erfahren, von diesem Menschen, der mir als Sache diente und doch mehr als Sache war. Ich drang in sie:

„Was quält dich? An wen denkst du, was drückt dich?!"

Sie legte sich in die Lederpolster zurück und sagte:

„Mein Dienst geht doch in dem Augenblicke wieder an, wo du wach bist. Und es ist die Urbestimmung des Menschen, daß er die Arbeit ursprünglich haßt. Zur Arbeitsliebe sind wir Menschen nur durch Not und Qual erzogen worden. Es ist unnatürlich, wenn ein Kind die Rute küßt. Also geschieht es einem jeden, daß er ungern an seinen Dienst denkt, auch wenn er ihm sehr angenehm sein mag."

„Du würdest also ein freies, unabhängiges Leben deinem jetzigen Leben vorziehen?" fragte ich.

„Ich weiß nicht, ob ich das behaupten darf," antwortete sie. „In goldener Unabhängigkeit habe ich nie gelebt, ich

weiß also nicht, ob ich sie ertragen könnte, denn alles ist ja Frucht der Gewohnheit."
„Frauen", sagte ich, „haben doch so viele Möglichkeiten, ihre Zeit angenehm zu vergeuden."
„Warum sagst du Frauen," antwortete sie, „du kannst doch auch sagen Menschen. Augenblicklich zum Beispiel, helfe ich dir deine Zeit vergeuden."
So liebenswürdig es im Tone klang, ich spürte eine gewisse Bitternis aus diesen Worten und ich dachte bei mir:
Sieh da, sieh da, auch dieses eherne Herz bleibt nicht unbewegt. Aber ich war zu müde, um ein psychologisch ergründendes Gespräch zu führen.
Schon waren die Gassen Bambergs durchmessen. Im großen Tempo schoß der Wagen auf Nürnberg zu. Wir liefen in die gute Stadt ein, als es dunkelte.
Meine Begleiterin beredete mich, als wir die Automobilmäntel abgeworfen hatten, noch im Reiseanzug auszugehen.
Wir traten in eine niedrige Gaststube, tranken schäumendes Bier und aßen geröstete Würstchen mit Kraut, Nieren am Spieß und weißes, knuspriges Brot dazu.
Die Ermüdung der Fahrt, die Erwärmung durch das würzige Bier, die schwere Luft im Raum, all das vereinte sich, um bei mir das Bewußtsein auszuschalten. Meine Augen sahen gleichsam wie eine photographische Platte. Sie nahmen auf, was da kam. Und dieses Betrachten von drei Köpfen, die sich über die zinnernen Deckel der Maßkrüge beugten, dieses Bildhaftwerden einer breiten, knochigen Hand, die den Henkel eines grauen Kruges faßte, das rote, schweißtriefende Gesicht der Kellnerin, die woh-

lige Farbe der braungetäfelten Wand, ein lichter, zierlicher Rauch aus einer Pfeife, das alles schwang an mir vorbei, ohne daß ich mir mit Namen sagte: das ist das und das ist das.

Heute, in der Rückerinnerung, weiß ich, daß ich damals glücklich gewesen bin. Glücklich, weil ich den Zustand erreicht hatte, mich als den unangenehmsten Mitmenschen in dieser zu vergessen.

Am nächsten Morgen war mir nach diesem glücklichen Tage um so elender zumute. Ich fühlte mich völlig erschlafft. Müdigkeit im Gehirn, Müdigkeit im Rücken bewiesen mir meine körperliche Unzulänglichkeit. Ich sagte daher zu meiner Begleiterin, das beste wäre, sie kümmere sich nicht um mich. Sie solle die Stadt allein durchwandern.

Fanny sah mich besorgt an.

Ich bedeutete ihr ironisch, vielleicht hätte sie auch einmal eine Freude, vom Dienst beurlaubt zu sein.

Sie ging.

Ich rauchte, in einem schwarzledernen Klubsessel liegend, eine Havanna. Der große, helle Raum des Rauchzimmers mit Bücherschränken, Spiegeln, Tischen mit Zeitungen und einigen schweigsamen Menschen darin, gab mir das Gefühl der Entfernung von mir selbst. Irgendwo saß ich an einem Loch an der Decke und beobachtete von oben herab alles, was meinen eigenen Leichnam umgab, der da mit halbgeöffneten Augen im Sessel lag und vor Menschen tat, als rauche er.

Was für einen närrischen Streich hatte mir das Leben da wieder gespielt . . . Ich komme durch sonderliche Um-

stände mit einem klugen, seltsamen, hübschen, jungen Mädchen zusammen.

Ich gebe mir Rechenschaft:

Ihre Art, die sich der meinen ganz fügt, ihre Weise, mir das Leben unter einem anderen Betrachtungspunkt zu zeigen, ihre kluge Beobachtung, die sich mir nicht aufzwingt, all das gibt diesem Dasein der Konvention einen gewissen Reiz. Ich lebe gewissermaßen originell durch ein originelles Temperament.

Was ist die Folge? Ich sage mir, du mußt enger mit diesem Menschen verbunden sein. Aber was heißt du eng? Von dem Weibe hast du alles, was du billigerweise verlangen kannst, von dem Menschen auch. Und dennoch, diese Frau, die sich mit Denken, Fühlen und Nerventätigkeit dir angleicht, empfindet es als „ihren Dienst".

Ich bin tatsächlich im Besitz einer vollkommenen Sklavin. Das Sklaventum geht so weit, daß es äußerlich nicht einmal als ein solches anzusprechen ist. Es hat die Form der höchsten Zuneigung angenommen. Und dennoch ist es Sklaventum, ideelles Lohnsklaventum vielleicht, denn sie hat mir selbst gesagt, daß diese Art zu reisen, ihr angenehm sei, angenehmer als das Reisen mit einer Frau, deren Dienerin sie wäre.

Der wirklich Erniedrigte in diesem Verhältnis bin ich. Wenn ich auch scheinbar der Pascha bin, so bin ich doch ihr Objekt, ihre Sache. Alles was sie tut, läuft darauf hinaus, mich sachlich zu bearbeiten. Denn da alles, was sie tut, bei ihr nicht aus reiner Zuneigung quillt, so erwächst dies alles aus einem sachlichen Trieb. Ich ziehe die Bilanz und komme mit einem gewissen Trägheitsbewußtsein zu dem Resultat, ihre Art, mit mir zu verkeh-

ren, ist viel angenehmer als P.s Art. Sie kann auf Stunden darüber hinwegtäuschen, daß sie in meinen Diensten steht. Und diese Art der Lüge ist es ja, die uns Reichen das Gefühl des Reichtums gibt.

Mein Ich oben an der Decke bemerkte, daß sich ihm gegenüber ein kleiner, gelblicher Herr mit langem Henry-Quatre-Bart niederließ. Er fuhr sich mit einem seidenen Taschentuch über Stirn und klugfrisiertes Haupt, das sorgfältig von drei Skalplocken bedeckt war, die in Sardellenform vom Hinterkopf nach vorn gelegt und behutsam mit blonder Pomade festgeklebt waren.

Dieser kleine, gelbliche Mensch schaute meinen Leichnam aus zwei großen, kornblumenblauen, kindlichen Augen an. Ich sah, wie er meine Blicke auf sich zu lenken trachtete. Es war sehr possierlich zu bemerken, daß mein Leichnam ruhig in seinen Winkel starrte, während der kleine, gelbe Mann einen silbernen Zigarrenabschneider aus der Tasche holte, ihn spielend hochwarf und entgleiten ließ, so daß er bis zur Gegend des rechten Leichnamfußes rollte.

Dieses Spiel des kleinen Herrn verdroß mein Ich. Als er sich bückte, die Finger zu meinem Fuße ausstreckte und jedenfalls „pardon" sagte, gab ich meinem leblosen Körper einen Impuls und hieß ihn den rechten Fuß auf den ausgestreckten Daumen und Zeigefinger des Kleinen setzen. Mit einem Aufschrei flog der Getretene gegen seinen Stuhl zurück, erreichte aber nicht den Sitz, sondern gelangte mit dem für diese Tätigkeit bestimmten Körperteil auf den Teppich.

Mein Ich war wieder in den aufs neue mit Leben beladenen Leichnam zurückgekehrt, der sich nun aufreckte.

Aus meinem Mund kam verschlafen das Wort der Konvention „Pardon", dasselbe Wort Pardon, das der Kleine soeben ausgestoßen hatte.

Der kleine Herr sprang auf, indem er schmerzvoll mit der Linken die getretene Rechte umklammerte, verbeugte sich und sagte:

„Mein Name ist Weißvogel. Habe doch eine seltsame Art Bekanntschaft zu machen! Nicht? He, he!"

Formell murmelte ich meinen Namen, ohne ihn deutlich auszusprechen, und widmete mich dann wieder im Sessel meiner Zigarre. Der kleine Herr mir gegenüber zappelte. Er begann das Gespräch

„Sie haben Ihre Frau Gemahlin allein in die Stadt gehen lassen. Sehr weise. All der Plunder der Vergangenheit hat keinen Wert. He, he! Die Menschen müssen sich mühselig den Genuß daran abquälen, den sie durch Besichtigung alter Bilderschwarten und ausgetrockneter Oelgötzen, die sie Skulpturen nennen, finden. Für einen unverdorbenen Menschen hat doch nur das Gegenwärtige Reiz. Und vom Gegenwärtigen am meisten der Mensch, he, he!"

„Warum verschwenden Sie so viele Philosophie an mich?" fragte ich.

„Ich habe in Ihnen sofort den überlegenen Menschen gesehen," erklärte der Kleine mit Würde. „Sie haben die Fähigkeit, sich Ihres Lebens zu entäußern. Ihre Gedanken tragen Sie in ein Irgendwo. Sie verstehen zu träumen, während Sie wachen. Das sind alles eigenartige Gaben, die einen Menschenbeobachter, wie ich es bin, interessieren. He, he!"

„Ist Menschenbeobachtung Ihr Sport?" fragte ich.

Der Kleine sprang entzückt auf.
„Sie definieren da die Grundeigenschaft meines Wesens so kurz und gut, wie ich selbst bisher nicht vermocht habe. Ja, Menschenbeobachten ist meine Leidenschaft. Ich bin auf der Jagd nach Menschen. Ich gestehe es Ihnen ein, frank und frei, weil Sie mich reizen, weil Sie mir klar machen, warum ich selbst eigentlich ein Anrecht auf Leben habe."
„Trinken Sie gern vormittags?" fragte ich.
„Wie gern tät ich's, rief der Kleine, aber ich bin sehr krank. Ich muß mich schonen. Mein Herz, he, he, es taugt nichts. Was würde ich drum geben, mich wieder einmal in eine stille Klause setzen zu können, in einen weichen Ledersessel und dann zu trinken eine edle Flasche Spätlese, einen dunkelgelben, süßen Wein, ganz langsam ein Glas nach dem andern und dann zu fühlen, wie es warm in den Adern wird, wie der Kopf sich erhitzt und weitet und alles die goldene Farbe des Genusses gewinnt.
He, he, wenn ich's Ihnen so erzähle, spüre ich den Geschmack des Rießlings auf meiner Zunge. He, he, es ist doch gut, wenn man früher von seinem Leben etwas gehabt hat. Die Erinnerung ist zwar nicht nahrhaft, aber läßt einen doch zehren von dem, was früher war, he, he!"
Ich betrachtete mir Herrn Weißvogel von der Seite. Er sah in der Tat aus, als wäre er selbst ein Stück Erinnerung, denn seine Haut war tot und faltig. Die Adern an seinen Händen traten hervor, als wäre violettes Blut in ihnen gestockt. Seine dünnen Lippen preßten sich nervös zusammen und seine großen, kornblumenblauen Au-

gen suchten in meinem Gesicht Beifall oder Mitgefühl. Fanny trat ein. Ihr Gesicht war erhitzt. Eine Falte stand auf ihrer Stirn. Erst als sie mich sah, entspannten sich ihre Züge. Herr Weißvogel sprang auf, als hätte er Federn unter den Füßen. Er schaukelte sich in den Knien auf und ab zum Zeichen der Begrüßung und wies mit beiden Händen auf den Stuhl, dem er soeben entsprungen.

„Wollen Gnädigste nicht neben dem Herrn Gemahl Platz nehmen? Ich habe den Sessel gut gewärmt!"

Fanny warf mir einen bittenden Blick zu, setzte sich aufrecht, ohne sich anzulehnen, mir gegenüber auf die äußerste Kante eines steifen Stuhles, wie ein Schulmädchen, das vom Herrn Pfarrer eine Antwort erwartet.

Weißvogel hüpfte zwischen uns zweien hin und her:

„Gnädigste waren gewiß im germanischen Museum, hehe, oder waren Gnädigste in der Sebalduskirche, hehe, oder gewiß waren Gnädigste auf der Burg, hehe!"

Fanny nickte:

„Ich habe allerdings einen Spaziergang auf die Burg gemacht."

Dann wandte sie mir ihr Gesicht zu und bekannte mit abweisender Haltung gegen den gelben Kleinen:

„Das ist für mich in Nürnberg das Schönste."

„Romantisch, Gnädigste," meckerte der Kleine und trat dicht an Fanny heran. „Aber der Herr Gemahl haben keinen Sinn für Romantik, hehe. Er zieht die Klubsessel den alten, gotischen Stühlen vor, hehe."

Meine Begleiterin wandte sich mit einer Würde, die ich

ihr nicht zugetraut hätte, dem aufgeregten kleinen Herrn zu und sagte:

„Es freut mich, in Ihnen einen alten Bekannten Herrn Harrings kennen zu lernen.“

„Alter Bekannter, hehe!“ der Kleine lachte hellauf. „Nein, Gnädigste, habe ihn soeben erst attrappiert. Fühlte mich ungeheuer angezogen von seiner Art, aus allen seinen Poren Melancholie auszustrahlen. Das beweist einen Menschen höherer Art. Aber Gnädigste sind nicht die Frau Gemahlin? Eine Tochter darf ich in der Gnädigsten doch wohl nicht ansprechen. Vielleicht eine Schwester, eine Nichte, hehe?“

„Ihre Taktlosigkeit, mein Herr, läßt nichts zu wünschen übrig,“ hub ich nun meinerseits an.

„Taktlosigkeit? verzeihen Sie, Taktlosigkeit? Neugier, brennende Neugier, nichts weiter. Verzeihen Sie tausendmal! Ich hatte gedacht, die Dame wäre Ihre Frau Gemahlin, weil Sie sie so ruhig allein gehen ließen. Aber nun sehe ich gern, ich habe mich getäuscht. Sie stehen in einem ungefährlichen Verhältnis zueinander. Eine Ehe ist und bleibt doch immer gefährlich, nicht wahr? He, he! Verzeihen Sie! Guten Tag!“ Und das kleine Männchen hüpfte wie ein Spatz zu der hohen Flügeltür, verbeugte sich noch einmal und entschwand.

„Ein peinlicher Mensch,“ sagte ich. „Seine schamlose Zudringlichkeit hat mich überrumpelt. Eine Gegenwehr ist völlig nutzlos.“

Wir schwiegen unter der quälenden Nachwirkung von Weißvogels Worten.

Das Mädchen rückte mir näher, legte die Hand auf meine Rechte und sagte:

„Ich bitte um Verzeihung. Eine kleine, körperliche Verstimmung ließ mich gestern und heute die Selbstbeherrschung verlieren. Ich habe dich gekränkt, als ich unser Verhältnis mit dem Worte Dienstbarkeit umschrieb. In der Tat habe ich mich in meinem Leben noch nie so frei und glücklich gefühlt als bei dir. Ich bitte dich, das Wort zu vergessen."

Sie sagte das so nett und die Bitte schmeichelte so sehr meiner Eitelkeit, daß ich ihre Hand ergriff und sie küßte. Es war der erste Handkuß, den ich ihr gab. Sie zog errötend den Arm zurück und sagte:

„Ich habe heute Nachricht aus München erhalten. Ein Bekannter von mir, der Kunstmaler und Bildhauer Professor Regan, vermittelt uns, was ich wünsche. Wir werden auf dem Ostufer des Gardasees einen wundervollen, alten Palazzo beziehen, bequem und gut eingerichtet, mit elektrischem Licht und guter Dienerschaft und ausgezeichneter Verpflegung. Wir werden dort residieren können wie Fürsten aus dem 16. Jahrhundert."

„Soll es wieder ein Theater werden wie auf der Burg?" fragte ich.

„Du sollst nicht spotten," erwiderte sie lebhaft, „die deutsche Bürgerromantik mußtest du an dir erproben wie jeder Schriftdeutsche! Ohne ihre Kenntnis fehlen dir Lebensorgane. Die italienische Romantik ist ganz anderer Art. Der Realismus des Südländers würde ein solches Gebaren, wie es auf der Wesenburg herrschte, gar nicht gestatten. Wir leben dort als Menschen unserer Zeit, aber wir genießen die Festlichkeit und Gesinnung von Menschen, die größer zu leben verstanden als wir."

Sie hatte mit einer solchen Selbstüberzeugung gesprochen, daß auch ich mir's fast suggerieren ließ.
Diesen Tag verbrachten wir in angenehmem Geplauder. Sie schilderte mir den Kunstmaler und Bildhauer Regan in seinen Anfängen, als einen jungen, spekulativen Kopf, der sich mit Kopierarbeiten so viel zusammengespart hatte, daß er nach Venedig ging und dort einen alten Palazzo kaufte. Da er das Arbeiten und Bosseln nicht lassen konnte, nahm er neben seinen Aufträgen die Ausbesserung seines alten Palastes selbst vor. Er frischte die Fresken der Fassaden auf, kaufte alte Möbel, zimmerte solche selbst zusammen und hatte in dreiviertel Jahren den Palazzo so weit gebracht, daß eines Tages ein reichgewordener Amerikaner aus Ohio sich mit seiner Familie hingondeln ließ, „splendïd indeed" sagte und Herrn Regan fragte: „Was kostet der Kasten?"
Herr Regan meinte, er sei nicht feil. Der Amerikaner bewies ihm, daß ein jedes Objekt feil sei und bot ihm schließlich vierhunderttausend Lire. Das überstieg die Anschaffungskosten des alten Palazzo um das Neunfache. Regan verließ mit seiner Garderobe das Haus und der Mann aus Ohio zog ein und freute sich, echt leben zu können als venezianischer Patrizier auf Ferienzeit.
Als Regan vor seinem verkauften Palazzo stand, legte er den Zeigefinger auf die Nase, ging hin und kaufte einen anderen verwahrlosten Palazzo am Canale Grande und begann zäh und zielbewußt auch dieses Haus zu renovieren. Bald hatte er auch hierfür einen Käufer gefunden, und nun begann er die Restaurierung alter Architekturen als Hauptgeschäft zu betreiben.
Er kaufte auch Burgen in Tirol und Steiermark, frischte

sie auf und verkaufte sie wieder mit Nutzen. Er vermietete Schlösser, Stadtburgen, romantische Winkel selbst in Rothenburg und Dinkelsbühl.

Der Palazzo, den er uns zur Verfügung stellte, gehörte einer adeligen Familie in Padua, die das schloßartige Gebäude aus Familiensinn behielt, aber nicht die Geldmittel besaß, um es selbst bewohnen zu können.

Meine Begleiterin war mit meiner blonden Freundin dort durchgekommen. Die blonde Freundin hatte eine ihr bekannte englische Familie besucht, die diesen Palazzo für einen Monat gemietet hatte."

„Es ist der schönste Ort der Welt," schwur Fanny. „Regan hat ihn belassen wie er ist mit guten Barock- und Empiremöbeln. Die Schlafzimmer sind modern eingerichtet. Im unteren Stockwerk befindet sich ein großer Billardsaal."

Ich hob die Hände hoch.

„Dieses Gemach werden wir verschließen," sagte ich. „Ich kann Billardtische nicht sehen. Die Menschen messen diesem Zusammenklappen der Kugeln viel zu viel Wichtigkeit bei. Ich werde nervös, wenn ich solche grüne Fläche sehe."

Sie nickte.

„Ich werde Regan Mitteilung machen," sagte sie, „die Billards werden verschwinden."

„Wie sind die Verkehrsverbindungen?" fragte ich.

„Wir können auf malerischer Gondel über den See fahren, aber es ist auch ein kleines, flinkes Motorboot zu unserer Verfügung. Alles steht in Eurem Belieben, Principe."

„Du willst wohl die Principessa spielen?“ fragte ich, da mir die Konvention diesen banalen Witz von den Lippen springen ließ.
„Vielleicht Principessa auf Zeit,“ sagte sie, verschränkte die Hände im Nacken und legte sich in ihren Stuhl zurück. Ich mußte mir gestehen, als ich so die gespannten Linien ihres Körpers betrachtete: Sie war wirklich sehr schön. Und dennoch, gerade in diesem Augenblick sagte ich mir: Was hilft es, wenn wir Reiz empfinden und wir spüren, daß uns gerade all das Reizende regiert. Diese Frau ist entzückt von der Aussicht, mir Schönheiten der Landschaft, eines Gebäudes zu vermitteln und ich gehe hin, fresse diese Schönheiten wie der Esel das Heu in der Krippe und gebe sie wieder von mir, wie der Esel, wenn er verdaut hat.
Was aber bleibt? Eine Müdigkeit mehr!

Vierzehntes Kapitel

Der hohe Geist wird über alles gehn
Und bey dem Thron der höchsten Weisheit stehn,
Wenn beyde Flügel ihm nicht festgehemmt
Und Füß' und Leib mit schwerer Last beklemmt.

Gryphius: Cardenio.

München, die Fremdenstadt für Amerikaner. — Fremde erster und zweiter Klasse. — Ueber Biereskälte und über Tänzerinnen, als Münchner Exportartikel. — Die Vier Jahreszeiten. — Palazzo Regan. — Die Tiziansammlung des unbarmherzigen Hausherrn. — Der furchtbare Greis beweist dem Wanderer seine Lebensmaxime: nur Narrheit macht das Leben lebenswert. — Der Trick aller Einsiedler und Menschenverächter wird auf Fannys Rat angewandt. — Das Universalmittel aus dem Neuen Testament gegen Müdigkeit des Lebens und Tätigkeitslähmung. — Professor Regan malt mit Feuereifer allen Damen des Hauses Kostüme auf den Leib und ist dabei aufs höchste befriedigt, was ihm der Wanderer neiden muß.

Münchens Straßen trafen wir bei unserer Ankunft regendurchstrudelt. Ich habe München nie geliebt, weil es mich immer mit Regen begrüßte und weil ich mich als Deutscher dort stets als Fremder zweiter Klasse fühlte. In München gelten als Fremde nur die Ausländer. Ganz glücklich sind die Münchner Verkehrsausbeuter erst dann, wenn der Ausländer sich als Amerikaner ausweist. Wo sich mehr als drei Amerikaner zeigten, pflegte in München immer der Herr Oberbürgermeister Borscht mit Frack, Zylinder und vielen Orden sich anzuschleichen, um diese Amerikaner zu feiern.

Ansonsten wurden mir als Fremdem Bierstätten, Pinakotheken, Künstlerkneipen und tanzende Mädchen vorgeführt. Aber ich muß den Leuten recht geben, die behaupten, das Münchner Bier sei überall besser als in München selbst, weil die Brauer das gute Bier exportierten und das leichte Schankbier in so eisiger Kälte den Mägen ihrer Mitbürger einverleibten, daß die Bürgerbäuche von Zugewanderten erst nach dem zehnten Darmkatarrh bierfest werden.

Zu diesem Zweck sammeln die Zugewanderten um die Mägen so viel Bauchspeck auf, da Fett als Wärmereserve dient! Der eigentliche Urmünchner ist hiergegen immun und darum zumeist mager! Er ist innerlich ausgekühlt.

Die Pinakotheken mögen schön sein. Aber ich habe immer gegen mein Kunstgefühl Mißtrauen gehegt, denn wer nicht malen kann, spricht ja gewöhnlich seine Meinungen anderen nach und wer malen kann, malt zumeist anderen nach, es sei denn, daß er durch einen Augenfehler,

oder durch irgendein anderes Gebrechen zu einer besonderen Originalität gelangt. So wenigstens ist mir das Entstehen der neuen Malerei von einem Arzte erklärt worden, der die Augen aller Maler als Abnormitäten ansah.

Die Künstlerkneipen in München zeichnen sich besonders dadurch aus, daß keine Künstler darin sind. Aber alle Menschen tun so, als ob sie Künstler wären, wenigstens wollen sie Künstler so vorstellen, wie sie sich diese Art von Menschen denken — ungebunden. Sie sprechen also lärmend, benehmen sich ungeniert gegen die Weiblichkeit, spielen Guitarre und singen dazu.

Tänzerinnen habe ich in München, wenn ich herkam, jedesmal anpreisen hören. Der Export dieses Artikels scheint eine der Hauptindustrien dieser Stadt zu sein.

Die Münchner Tänzerinnen zeichnen sich zumeist dadurch aus, daß sie nicht aus München stammen. Sie werden in München entdeckt als Handtänzerinnen, Bauchtänzerinnen, Schlaftänzerinnen, Nackttänzerinnen, Barfußtänzerinnen und was es noch alles für Tänzerinnen gibt.

Alle diese Tänzerinnen kommen nach München gewissermaßen als Halbfabrikate und werden dann als Fertigfabrikate ins außer-bayrische Ausland exportiert. In Bayern selbst hat man für diese Damen keinerlei Verwendung.

Sonst logierte ich in München immer im Hotel „Vier Jahreszeiten".

Hier pflegt alles zu logieren, was etwas auf sich hält, von Richard Strauß bis zu Kommerzienrat Levin.

Ich hatte niemals, wenn ich durch diese Stadt kam, einen ausgesprochenen Willen dorthin zu gehen. Aber wenn ich

der ersten Klasse entstieg, führte mich jedesmal der Gepäckträger zu einem Automobil und das Automobil fuhr von allein zu den „Vier Jahreszeiten". Die Automobile in München sehen es dem Fremden an der Nase an, wo er hin gehört.

Im Hotel „Vier Jahreszeiten" wurde ich jedesmal englisch angeredet. Wenn ich deutsch antwortete, schaute der Portier strafend auf mich herab. Er schien zu erwarten, daß ich die Ehre seines Hotels wahren würde und englisch antwortete.

Diesmal nun wurde ich zum Palais Regans gebracht, der in der Briennerstraße wohnt, wo er einen alten Münchner Palazzo übernommen hat. Ich fragte meine Begleiterin, ob Regan auch diesen Palast zu verkaufen gedenke. Sie antwortete:

„Das Verkaufen ist Regans Manie. Man weiß nie, ob er ein Haus bewohnt, um es zu tapezieren, oder es tapeziert, um es zu bewohnen."

Der Hausherr empfing mich in einer purpurroten Kutte mit einer gleichfarbenen Kappe auf dem Kopfe. Er sah sehr prächtig aus, grüßte mich italienisch hell „salute" und führte mich selbst in die für mich bestimmten Gemächer, die mit Renaissancemöbeln angefüllt waren. Ich stand den riesigen Stühlen, deren Sitze durch festgenagelte Lederdecken gebildet waren, den großen portalartigen Schränken, den mächtigen, mit Bronzen überladenen Tischen hilflos gegenüber. Meine Begleiterin kam alsbald zu mir und machte durch ein paar kleine Aenderungen, durch ein paar Blumen, die sie aufstellte, das Gemach wohnlicher.

Inzwischen war das Bad geheizt worden. Es entsprach

mit seiner blechernen Wanne und dem Gasbadeofen durchaus nicht der anderen Pracht. Ich hatte das Gefühl, daß Herr Regan mehr auf Kunst, als auf Hygiene gab. Als ich mich nach dem Bade wohlig ausruhen wollte, trat mein Wirt wieder bei mir ein und schleppte mich in einen gangartigen Raum, in dem viele Bilder mit der Nase an der Wand lehnten. Es mochten einige Hundert sein. Er drehte eins nach dem andern um. Es waren alte, verharzte Oelmalereien, viele Stücke waren so stark nachgedunkelt, daß wenig zu erkennen war.

Mein Hausherr sagte, das sei die größte Tiziansammlung der Welt.

„Die Stücke sind nicht alle beglaubigt, darum wird mir die Echtheit von Narren bestritten. Aber", er wies auf ein Stück, das aussah wie gebratenes Schweinsleder, „hier sehen Sie deutlich die Spuren von des Meisters altem Stil. Erinnern Sie sich der mystischen Grablegung von Venedig?"

Herr Regan leuchtete mich mit glühenden Augen so furchtbar an, daß ich nicht wagte, nein zu sagen. Er schien entschlossen, jede Täuschung, die ich ihm bereiten würde, feindlich aufzunehmen.

Darum gestand ich ihm:

„Ohne Zweifel ist dies ein ganz bedeutender, echter, alter Tizian. Das Alter dieses Bildes ist jedenfalls ganz unantastbar."

„Das freut mich," rief Herr Regan, „daß Sie mir dies so einfach zugeben. Gerade wegen dieses Stückes habe ich mit den meisten Leuten Streit. Aber gestehen Sie," fuhr er wieder mit furchtbar rollenden Augen fort, „im stillen zweifeln Sie doch daran?"

„Nein, Herr Regan," sagte ich, „wie könnte ich an diesem Stück zweifeln, wenn Sie mir's zeigen."
„Beachten Sie dies träufelnde Licht," sagte er und wies auf einen Fleck hin, der nach Leim aussah, „kein anderer als Tizian hat das vermocht."
„Kein anderer," bestätigte ich aus Besorgnis vor meinem Wirt. Unbarmherzig erklärte er mir das ganze Bild, das nach seiner Behauptung ein ruhendes, nacktes Mädchen darstellte, das von einem Satyr beschlichen wird.
„Ich habe dies Bild genannt ‚Unschuld und Brunst'," rief Regan. „Sehen Sie das feine Symbol, zwischen dem Satyr und dem Mädchen hängt am Strauch ein Schleier. Dieser dünne Schleier trennt sie von der Leidenschaft, die einen jeden Menschen überfällt."
Ohne sich ermüden zu lassen, zog er ein anderes Bild hervor, auf dem ich eine Hand erkannte und ein Gesicht.
„Lot und seine Töchter," rief Regan aus. „Betrachten Sie die herrlich gewölbten, kupfernen Kannen, das Licht im Dunkeln und das selige Gesicht des trunkenen alten Mannes."
Ich muß gestehen, ich sah auch hier sehr wenig, obgleich ich zwei weibliche und eine männliche Gestalt zu erkennen vermeinte.
„Können Sie sich denken, daß die Kunstgelehrten mir dieses evidente Stück bestreiten?" rief Regan zornig.
Ich konnte es mir nicht denken. Aber er schnaubte Wut, erklärte die Kunstgelehrten für Barbaren und seine Tizians für Millionenwerte.
„Ich habe selbst alle in Venedig zusammengebracht, Stück für Stück," sagte er. „Ich habe ein Vermögen dafür ge-

opfert. Aber glauben Sie mir, mein ganzes Leben lebe ich nur in dieser Leidenschaft, echte Tiziane zu besitzen. Ich bin nicht banausisch, wie der Graf Schack, der sie sich von Lenbach kopieren ließ. Was ist eine Kopie? Eine Kopie ist immer eine Fälschung. Der Maler malt ab, was er sieht. Und was sieht er denn? Er sieht nicht das Bild, wie es der Meister sah, da er es malte, sondern er sieht das Bild in dem farbenverharzten Zustande, das ein Stück Natur geworden ist. So malen alle Kopisten folgerichtig mit Sirup."

Ich konnte diesen Ausdruck nicht begreifen, aber ich hütete mich, Regan zu unterbrechen. Unbarmherzig ging er mit mir Bild um Bild durch, so daß ich schließlich am Abend sehr erschöpft war und einen tüchtigen Appetit entfaltete.

Als ich mich mit Fanny auf mein Zimmer zurückzog, fragte sie mich, welchen Eindruck Herr Regan auf mich gemacht hätte.

Ich antwortete:

„Er ist ein furchtbarer Greis."

Sie antwortete lächelnd:

„Dafür werden wir aber um so schöner im Palazzo Coroni wohnen. Regan ist sichtlich befriedigt über deine Fähigkeit zuzuhören. Er hat Befehl nach Venedig gegeben, für die Zeit unseres Aufenthaltes aus seiner dortigen Sammlung sechs der schönsten Tiziane im Speisesaal aufzuhängen."

„Wenn er nur nicht selber kommt und sie mir erklärt."

Ich konnte an diesem Abend lange nicht einschlafen. Mir ging der Lebenszweck dieses Mannes durch den Kopf, der Paläste aufarbeitete und verkaufte, nur um der Leiden=

schaft zu frönen, Tiziane zu sammeln, die kaum erkennbar waren und zudem von Kunstgelehrten bestritten wurden.
Es scheint, dachte ich, daß es nur die Narrheiten sind, die den Menschen das Leben lebenswert machen.
Als ich am nächsten Morgen die Fenstervorhänge auseinanderzog, sah ich dasselbe Regengesicht des Himmels wie am Tage vorher.
Meine Begleiterin klingelte. Wir erhielten Frühstück wie in einem Hotel. Es wurde gebracht von einem propre angezogenen Mädchen in weißer Haube.
Sie teilte uns als Neuigkeit mit, Frau Regan wäre von ihrer Reise zurückgekommen und Herr Regan beriete mit ihr ein Sommerfest, das im Garten eines Freundes abgehalten werden solle.
Als das Mädchen gegangen war, bemerkte ich zu meiner Begleiterin, daß Mut dazu gehöre an ein Sommerfest zu denken, während Himmel und Erde durch Regenstrippen verknüpft seien.
Fanny fragte mich, ob ich Lust hätte an diesem Feste teilzunehmen. Ich antwortete mit der Gegenfrage, ob es ihr Spaß machen würde.
Sie wiegte den Kopf hin und her und sagte:
„Von einem Spaß meinerseits darf gar keine Rede sein. Aber ich würde dir raten, aus einer gewissen Oekonomie heraus, das Fest mitzumachen."
„Oekonomie?" fragte ich.
„Ja," antwortete sie, „wir leben, wenn wir im Palazzo Coroni sind, völlig einsam in einem Lande, dessen Sprache du nicht recht verstehst. Wir sind also völlig aufeinander angewiesen. Da ist es gut, als Gegengewicht eine Menge

Menschenerinnerung mitzunehmen, als ein Kapital, das in der Einsamkeit langsam verzehrt wird. Das ist ja das Geheimnis aller Einsiedler und Menschenverächter gewesen, daß sie ihr Quantum Leben so gründlich und so schnell eingesogen haben, daß sie damit für den Rest ihrer Tage reichten. Jeder Mensch kann nur ein bestimmtes Quantum Arbeit, ein bestimmtes Quantum Genuß und ein bestimmtes Quantum Leben leisten. Eine der drei Flammen vermag nur auf die Dauer zu brennen, denn sie werden alle drei aus der gleichen Lampe gespeist."

„Dann muß ich sehr wenig Oel auf meiner Lampe besitzen," erwiderte ich, „denn ich habe nie intensiv gearbeitet, nie intensiv genossen und nie intensiv mit Menschen gelebt, und dennoch fühle ich mich dauernd unbehaglich und übersättigt."

„Ja," sagte Fanny, „du bist auch ein sehr interessanter Fall. Vielleicht ist das Röhrchen nur verstopft, das dir das Oel zuleiten sollte. Es würde vielleicht ein Mittel geben, dich zu kurieren, aber ich bin sicher, du würdest dich zu einer solchen Radikalkur nicht entschließen können."

„Und was wäre das für ein Mittel?"

„Ach," antwortete sie, „es steht im Neuen Testament als Antwort des Nazareners an einen jungen Mann aus der gleichen Gesellschaftsklasse wie die deine. Sie lautete: Nimm alles, was du hast und gib es den Armen."

„Und was sollte das nützen?" fragte ich.

„Du bist dann auf deine Fähigkeiten gestellt," sagte Fanny.

„Ich habe keine Fähigkeiten," behauptete ich.

Fanny lächelte.

„Da haben wir den Sitz der Krankheit," sagte sie.

„Auf was diagnostiziert das Fräulein Doktor?" fragte ich.

„Tätigkeitslähmung," erwiderte sie.

Ich lachte und sagte:

„Wenn ein Mensch wie ich irgendeine Tätigkeit ausübt, so ist das eine Narrheit. Was nützt es mir, ein Mittelmäßiger zu sein, ein mittelmäßiger Geschäftsmann, ein mittelmäßiger Gelehrter, oder ein mittelmäßiger Künstler, das wäre doch alles nur Selbstbetrug!"

„Du hast recht," sagte sie, „die große Wohlhabenheit unserer Zeit fördert den Dilettantismus und die Mittelmäßigkeit. Die Not spannt und streckt Kräfte. Aber für Menschen deines Schlages gäbe es etwas anderes. Du könntest tatsächlich mit deinen Mitteln für Menschen etwas tun. Deine Tätigkeit könnte darin bestehen, für andere da zu sein, ihnen zu helfen."

„Philanthropie", antwortete ich, „ist auch eine Form der Narrheit. Aber es scheint ja, daß ohne Narrheit das Leben nicht lebenswert ist."

Sie schwieg. Das dienende Mädchen kam wieder in verändertem Gewande. Sie war mit einem sackartigen grauem Stoff bekleidet, der um die Mitte gegürtet war. Sie sagte:

„Der Herr Professor läßt die Herrschaften bitten zur Kostümprobe zu kommen."

Sie führte uns eine breite Treppe über zwei Stiegen hinauf und wir gelangten in einen schönen, großen Raum mit Glasdach.

Mich beklomm das Gefühl, ich träte bei einem Photogra-

phen ein. Dann aber bezwang der Anblick, den ich genoß, mein Zwerchfell.

Eine große, starkknochige, blonde Frau stand mit einem Sack bekleidet, wie ihn das Zimmermädchen uns präsentierte, auf einem Podium. Rings um sie herum standen Töpfe mit Pinseln, Flaschen und Tinkturen.

Um das Podium herum schlich mit lauerndem Blick und gezücktem Pinsel in der Hand Professor Regan. Plötzlich fuhr er wie ein Habicht mit geschwungenem Pinsel auf irgendeinen Teil des Sackes los und setzte mit großen Zügen ein paar Ornamente darauf. Das Kleid wurde mit großer Schnelligkeit ausgeführt. Gerade als wir eintraten, markierte er an der Stelle, wo beim natürlichen Menschen der Nabel zu sitzen pflegt, einen großen zinnoberroten Klecks. Er schien die Absicht zu haben, diesen Teil der Dame als Sonnenuntergang auszuführen.

„Guten Tag," rief er, „guten Tag!"

Die Dame winkte uns zu:

„Willkommen in unserem Hause!"

Es war Regans Gattin, die dem Pinsel ihres Gemahls diente.

Regan rief, während er unserer Wirtin mit imperatorischer Handbewegung gebot, die Arme hoch zu halten: „Wir feiern ein keltisches Fest. Wie Sie aus meinem Namen entnehmen können, waren meine Vorfahren Iren. Auf unserer Kegelbahn habe ich es neulich Fritz Pitjahn erklärt. Der hat nun glücklich herausgebracht, daß seine Großmutter auch Irin war, und aus gemeinsamer Sympathie zu unseren Vorfahren haben wir das Fest beschlossen.

Es findet im Garten Pitjahns statt, einem schönen, alten Park, der in Schwabing gelegen und durch eine Mauer gegen die Blicke Unberufener gedeckt ist. Morgen soll alles fertig sein.
Wir aber wollen keine konventionellen Kostüme, sondern das Keltentum soll in freier Phantasie entstehen. Alle Pinsel sind an der Arbeit, denn das selbstgemalte, gutgefirnißte Kostüm ist das Künstlerkostüm der Zukunft."
Mit rasender Eile bedeckte er die hinteren Wölbungen der Gattin mit Ornamenten. Wir staunten, mit welcher Schnelligkeit er aus dem Sack ein farbenbuntes Gewand mit seltsamen, schwarz- und grünen Zick-Zack-Linien, mit rot hervorbrechenden Strahlen verfertigt hatte. Er sagte: „Die Farbenmischung ist meine eigene Erfindung. Leider habe ich bisher keinen Fabrikanten dafür gefunden. Ich bin überzeugt, daß diese Farben den Anforderungen eines Schwabinger Festes gewachsen sind. Wenn das einen Fabrikanten nicht überzeugt, dann weiß ich nicht, was überzeugen kann."
Nachdem die Gattin fertig gemalt war, ergriff er eine Tinktur und bespritzte das ganze Gewand von oben bis unten. Dann mußten zwei Mägde das Kostüm an den Aermeln festhalten, vorsichtig schlüpfte Frau Regan heraus und das Gewand wurde zum Trocknen aufgehängt. Die Magd betrat nun das Podium und mit Eifer frönte Regan seiner Arbeit weiter.
Zum Schlusse, nachdem sämtliche Hausgenossen aufgetreten waren, mußten auch wir aufs Podium.
Als er vor mir stand und mich bemalte, überkam mich ein sonderbares Gefühl bei dem prüfenden Blick, dem zielenden Pinsel und dem Ausdruck wilder Entschlossenheit,

der um Regans Mund lag. Ich beneidete den Menschen, der um eines Spaßes willen so viel Energie verspritzte und verspritzen konnte.
Tätigkeitslähmung hat Fanny bei dir diagnostiziert, dachte ich. Was aber konnte ich dafür, wenn ich nun einmal ein Desenthusiast war.

Fünfzehntes Kapitel

Was ich fühle, wie sprech' ich es aus? –
Der Mensch ist doch immer,
Selbst auch in dem Kreis lieblicher Freunde allein.

Heinrich von Kleist, Epigramme.

Betrachtungen über Leib- und Seelendünger. – Er erkennt seine Seelenmüdigkeit aus dem dummgewordenen Salz der Welt. – Das Gartenfest mit dem von der Wesenburg so unterschiedlichen Mummenschanz. – Der Substitut des Rechtsanwalts Mayer bricht jäh mit dreißig Dienstmännern in das Fest ein, der Angriff schlägt aber zur Schande seines Auftraggebers, des Dr. Heidelberger, fehl. – Der Künstler, der aus Aerger Freude schuf. – Dämmerung und Abend, Tat und Gestaltung. – Pitjahn küßt Fanny und der Lebensmüde erkennt gekränkt, daß noch Gefühl in ihm lebt.

Das Fest, das Pitjahn uns gab, entfremdete mich auf ein paar Stunden meinem natürlichen Lebensüberdrusse. Die Rückwirkung auf mein ganzes Lebenssystem war um so stärker. Ich sah, was mir fehlte, ich spürte, was meinem Wesen an Lebenssalzen mangelte. Ich hatte einmal gelesen, daß wir Europäer daran kranken, daß unsere Erde durch allzu sorgfältige Agrikultur sehr wichtiger Salze ermangle und alle Stoffwechselkrankheiten, die uns plagen, davon herrühren, daß uns bestimmter Dung des Ackers fehle. Die Pflanzen bilden nicht mehr die Salze, die wir verzehren müssen und wir fühlen uns seelisch krank, weil unsere Körper nicht richtig gedüngt sind.

Der Raubbau an unserem Boden wird also zu einem Raubbau an unserem Geiste und unserem Charakter.

Bestimmte Individuen können mit einem Minimum von Salzen noch auskommen, während andere, die stärker verarbeiten, eine Leere verspüren, und also leiden gerade die stärksten Verzehrer des Lebens an einer Verkümmerung, während kärgliche Naturen ihre Lebensenergie zu straffen vermögen. Das ist eine biochemische, ungeistige Anschauung. Aber Leib und Seele sind der gleiche Ausdruck des Lebens. Es ist kein Unrecht, das Geistige von der leiblichen Not aus anzusehen. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die da behaupten, daß eine starke Seele in einem überernährten Körper notwendigerweise hausen muß. Aber ich glaube, es gibt Seelen, die nur dann zur Blüte gelangen, wenn ihre Körper aufs beste gedüngt sind.

Ich hegte die geistespessimistische Anschauung, mein eigener Körper müßte auf das beste gedüngt werden, da=

mit in ihm eine anständige Seele sich entfalten könnte und fragte darum den Schöpfer und die Welt:

Bin ich schuld daran, daß meine Seele ärmlich und kleinlich und peinlich ist, wenn sie besseren Dung haben müßte?

Wer mir den Vorwurf machte, ich solle mich selbst nachdüngen, dem antwortete ich:

Wer bringt mir den Dung meiner vergangenen Jahre nach?

Ich verneine, daß von mir Lebenskräfte verlangt werden können, die ich nicht zu entwickeln vermag, weil die natürlichen Vorbedingungen fehlen. Es gibt Pflanzen, die sich auf Sandboden außerordentlich gut entfalten, und es gibt Pflanzen, die auf dem Lehmboden außerordentlich gut gedeihen, wenn die übrigen bodenchemischen Verhältnisse so sind, wie diese Pflanzen sie brauchen.

Ich glaube, daß ich zu jenen Pflanzen gehöre, die nicht in den richtigen Boden eingesetzt sind. Infolgedessen ermangeln mir die Bedingungen, um die Blüten und Früchte zu treiben, die nach pedantischer Forderung bei mir hätten erblühen können.

Ich will keinen darum beschuldigen und keinen darum kränken, aber mit der Menschenkenntnis, die mir eigen ist, spreche ich mir selbst die volle Lebensberechtigung ab. Verkümmerte Pflanzen reißt ein guter Gärtner aus. Soll ich nicht mein eigner Gärtner sein, der ich nicht nur Pflanze, sondern auch Mensch bin und neben dem Wachsen zu denken vermag!

Meine Langweile in dieser Welt und ihren Kunstformen konnte ich mit der Reizlosigkeit dieser Kultur erklären.

Das Salz der Welt war dumm geworden und so fanden meine Lebenswurzeln keine Kraft.

Das Fest bei Pitjahn gab mir die Fähigkeit, so mit mir selbst zu debattieren. Es war nicht die Anlage des Festes, die in ähnlichem Mummenschanz bestand, wie das Treiben auf der Burg. Wenn sich die Menschen kostümieren, so geschieht es aus dem Trieb, etwas anderes vorzustellen als sie sind, sich ein besseres, phantasievolleres Sein vorzutäuschen. Es ist gleich, ob der eine eine Ritterrüstung anlegt und der andere sich indianisch färbt, der eine hält das Mittelalter für eine Zeit voll kräftigen Lebens und der andere vermeint in indianischer Wildheit ein edles Selbst zu finden.

Pitjahns Fest erhielt seine Steigerung durch einen Konflikt mit unserer eigenen Zeit.

Am späten Nachmittag zogen wir unter Regans Aufsicht unsere keltischen Gewänder an und fuhren mit Wagen zu der schloßartigen Villa, die im Herrenhausstil in Schwabing, nah am Englischen Garten gelegen war. Ein schönes, schmiedeeisernes Tor tat sich in einer hohen steinernen Mauer auf und wir fuhren an einer Freitreppe vor.

Vor der Pforte empfing uns Pitjahn, der seinen schlanken Körper in ein togaartiges Gewand gehüllt hatte. Er trug Efeu im Haar, der prächtig zu seinem bartlosen, schwärzlichen Gesicht stand. Unter den Baumgruppen des alten Parkes hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Die Frauen umfalteten lose Gewänder, die zeitlos erschienen. Der Unterschied zwischen diesen Menschen und den verkappten Bürgern der Wesenburg war

Natürlichkeit der Bewegung, Unbekümmertheit der Sprache.
Weiße Bänke und Tische zwischen dem tiefen Grün der Büsche leuchteten sommerlich froh. Der kurzgeschnittene Rasen federte den tretenden Fuß, als wüchsen Sprungfedern in der Erde. Das lieh Leichtigkeit dem Gang.
Während ich mit Fanny noch die Runde um den Park machte, um zu erfahren, wo wir wären, erhob sich an der eisernen Pforte des Gartens ein Lärm. Ein verkümmerter Mann mit tabaksvergilbtem grauem Vollbart in schäbigem Gehrock, unter dem Arm eine Aktenmappe, drang ein, schwang einen runden, steifen Filzhut und schrie:
„Halt, halt! Im Namen des Herrn Rechtsanwaltes Mayer halt!"
Ihm nach drängten dreißig stämmige Dienstleute. Drohend leuchteten rote Mützen.
„Halt! Halt!" rief abermals der schäbige Kümmerling. Die Festgenossen versammelten sich um ihn lachend, da sie einen Spaß vermuteten. Langsam, doch mit langen Schritten kam Pitjahn in seinem violetten Gewande daher. Seine Augen leuchteten zornig, seine Lippen waren fest zusammengekniffen.
„Herr Professor Pitjahn," rief der Aktenmappenträger, „hier überreiche ich Ihnen eine Verfügung des Herrn Rechtsanwaltes Mayer im Auftrage Ihres Hausherrn, des Herrn Dr. Heidelberger. Wir verbieten Ihnen dieses Fest und werden es mit Gewalt zu verhindern wissen. Dazu sind diese Männer bestimmt."
Hinter dem Substitut des Herrn Rechtsanwaltes Mayer standen die dreißig Dienstmänner mit dicken, verdutzten

Gesichtern und steifen, stieren Augen, die roten Mützen schwankten hin und her.
Pitjahn ergriff das dargebotene Schreiben und rief: „Ist das eine rechtskräftige Verfügung? Ein Telegramm aus Berlin ist es, ein Telegramm aus Preußisch Berlin! Herr Dr. Heidelberger kann hier befehlen, was er will! In meinem Kontrakt steht, daß ich Gartenbenützung habe. Das Vierteljahr ist noch nicht abgelaufen. Was meine Gäste dem Garten an Schaden zufügen, trage ich gerne."
Dann wandte er sich an die Dienstmänner und fragte: „Was habt ihr für Bezahlung?"
Ein weißbärtiger Dicker trat vor, nahm die Mütze ab und während er sich mit dem roten Deckel den Magen schützte, sagte er:
„Finf Mark, Herr Professor."
„Für fünf Mark", donnerte der Professor, „wollt ihr einem reichen, preußischen Haderlumpen Schergendienste leisten! Da geht's her, bleibt's den Abend bei uns, ich geb euch fünfzehn. Und die einhundertfünfzig Mark, die ihr schon habt, zahl' ich dem Herrn da sofort zurück."
Sprach's, zog die Brieftasche aus der Toga und schob die Scheine dem verdutzten Substituten in die Hand.
„Ich protestiere — — —" wollte der Kanzleivorstand noch sagen.
„Da gehst her und protestier' draußen," sagte der weißbärtige Dicke, nahm ihn sanft und kraftvoll unterm Arm und führte ihn hinaus.
„Was sollen wir denn hier tun?" fragte der alte Dienstmann alsdann und schlug die Deckel seiner dicken, blauen Augen treuherzig zurück.
„Ihr sollt nachher Fackeln tragen, sollt trinken und

fröhlich sein", sagte der Professor, „und den Gästen zur Hand gehen! Nichts Unbilliges also! Und Weißwürste gibt's nachher auch und Bier wird schon angezapft."
„Schon recht, schon recht," nickten die Dienstmänner und stießen sich an. Dann folgten sie ihrem Instinkt und verteilten sich durch den Garten auf die Bänke, die an der Mauer standen im Dunkel, aus dem ihre roten Mützen nur noch schwach schimmerten.
Professor Pitjahn erzählte jeden, der es hören wollte, daß Dr. Heidelberger, ein bekannter Berliner Sports- und Börsenmann, der Mieter des alten Empireschlößchens sei. Er selbst hatte als Ateliers zwei Wirtschaftsgebäude als Aftermieter des Dr. Heidelberger inne.
„Wir vertrugen uns ganz gut," verriet Pitjahn einigen Damen und Herren, die ihn mit geöffnetem, wortbegierigem Munde umgaben. „Nur als er seine Protzerei so weit trieb, die Koschinska hier einzulogieren, konnt' ich's nicht verhindern, daß sich mein Geblüt regte. Dann kam die Koschinska zu mir und ließ sich von mir modellieren. Wollen Sie sie sehen?"
Alle waren begierig eine Statuette der schönen Tänzerin zu besichtigen. Durch einen Laubengang schritten wir zu einem großen, stallartigen Gebäude. Eine Holztür tat zu einen graudämmernden Raum sich auf, eine elektrische Bogenlampe flammte lila-weiß. Der Mann in der dunklen Toga rückte einen Schirm zur Seite und wir sahen den nackten Körper der Koschinska neben einer Leopardin, die sich unter ihren spielenden Füßen wie ein allzu großes Kätzchen wand. Die Koschinska hatte den Arm zurückgeworfen. Ohne eine andere Zutat, als das sich wälzende Tier, ward der stark bacchantische Ausdruck klar.

„Wäre es nicht Sünde gewesen sie nicht zu modellieren?“ fragte Pitjahn.
„Ich kann's dem Dr. Heidelberger nicht verdenken, daß er widerhaarig geworden ist,“ sagte ein kleiner, dicker, schwarzschnauzbärtiger Herr mit einem Klemmer auf der hethitischen Nase.
„Wenn ich ein schönes Tier oder ein schönes Weib sehe, ruhe ich nicht eher, als bis ich sie bilden kann,“ sagte Pitjahn. „Der Kunst müssen Opfer gebracht werden.“
Alle lachten leise. Es klang wie das Gurren gesättigter Tauben. Wir gingen hinaus.
Die Tiziansche Stunde war gekommen.
Tiefer glühten im Widerschein alle Farben: Das Grün des Rasens, das Weiß der Gewänder warben in dunkle Freuden.
„Die Fackeln her!“ rief Pitjahn.
Eilfertig kamen die Dienstmänner herbeigestampft.
Zu zwei und zwei standen sie an den Biegungen der Wege mit den lohenden Fackeln. Die blaue Dämmerung war durchblutet von tropfendem Licht. Musik setzte ein. Pitjahn ging auf Fanny zu, reichte ihr den Arm und im Reigen schritten die Paare die Wege entlang durch den Garten, während die Nacht dunkler herabsank und die Sterne grasgrün blinkerten.
Das Fest brannte weiter. Ich fühlte es, hier wurde das Leben ergriffen. Ich nahm's als Symbol. Aus einem kleinen Aerger schuf dieser Bildhauer eine große Freude, aus der Eifersucht eines anderen sog er Befriedigung.
Ich dachte nach, über mich selbst. Tat ist Gestaltung. Fannys Klugheit erschloß sich mir ganz: Sie zeigte mir Menschen, die mit dem Leben fertig zu werden versuchten, jeder

in seiner Art. — Bei dem Feuer eines anderen sollte ich Funken fangen. Sehnsucht nach ihr überflutete mich. Sie war mir heute so lange verloren. Endlich fand ich sie wieder in einer Gartenecke plaudernd mit zwei Damen. Ich forderte sie zu gehen auf. Pitjahn trat uns entgegen, schüttelte mir die Hände und sagte ungeniert:
„Keine Dame wird von mir ohne Kuß entlassen," und er schlang seinen Arm um Fannys Nacken und küßte sie, als müsse es so sein, auf den Mund.
Mein Erstaunen fragte aus mir:
„Kennt ihr euch denn beide?"
Pitjahn lächelte mir zu und sagte:
„Gibt es ein Mädchen, das in München gewesen war, das ich nicht kennen sollte?"
Fanny gestand lächelnd:
„Es ist doch selbstverständlich, daß ich Pitjahn kenne."
Mich kränkte diese Selbstverständlichkeit, mit der sie mir ihre alte Bekanntschaft zeigten. Doch wußte ich an diesem Abend nichts dawider zu sagen.
Als ich den Schlaf suchte, fand ich die Eingliederung in die Kette meiner Ueberlegungen: Was fehlt dir am Dasein?
Dir fehlt zum Dasein die Fähigkeit, selbst deine Tage zu gestalten und du mußt dich begnügen, wenn empfindsame Menschen sie dir neu gestalten.
Ein ärmlicher Trost!

Sechzehntes Kapitel

Von dem was der Mensch sein sollte, wissen auch die Besten nicht viel Zuverlässiges; von dem was er ist, kann man aus jedem lernen.

Georg Christoph Lichtenberg,
Beobachtungen über Menschen.

Der Wanderer ins Nichts muß sich über die Lebensangst seines Leichnams ärgern. — Er überprüft sein Verhältnis zu Fanny. — Herr Weißvogel flattert vor dem Walther von der Vogelweide in Bozen auf, drängt sich zur Automobilfahrt und erlangt einen Platz, weil es dem Wanderer gefällt, Fanny zu kränken. — Weißvogel als Seelenbitter. — Eine teutonische Genußhöhle. — Der Wanderer neidet Fanny den jungen Burschen. — Ein Kontakt wird an- und abgeknipst. — Der Morgen wird von Weißvogels Betrachtungen über weibliche Wesen ausgefüllt. — Die Haushälterin ist Weißvogel wert und wichtig, da durch diese Damen neue Formen der Kaufehe sich entfalten können. — Robert Harring spiegelt sich voll Ingrimm in Weißvogels Reden. — Verona. — Weißvogels Bosheitsgelüste werden nicht alle erfüllt. — Desenzano. — Der kleine gelbe Mann geht aufs Schiff. Das Auto trägt Fanny und den Wanderer nach Castello Coroni.

Unter dem Aechzen der Bremsen schlich unser Auto eine steile Serpentinenstraße hinab. An der Kehre streiften wir den Abgrund, da wir einem entgegenkommenden Wagen, der den Berg herauffuhr, Platz machen mußten. Ich schaute in die Tiefe und ein schwindelnder Schreck übermannte mich.

Ich war zornig auf den Chauffeur, daß er eine so unsinnige Straße fuhr. — Dann aber suchte ich mir Rechenschaft zu geben über diese törichte, unlogische Beängstigung!

Ueber diese Gefühlsregung dachte ich noch nach, als wir schon den Brenner hinaufkrochen. Ich habe praktisch mit dem Leben abgeschlossen, warum also genierte mich ein solcher Moment, der mir das Leben kosten kann? Es ist dies ein merkwürdiger Beweis, wie stark unsere instinktiven Kräfte sind. Der Entschluß, mit dem Leben ein Ende zu machen, ist ein geistiger Akt. Der lebendige Leichnam wehrt sich dagegen, so lange er es vermag.

Ich prüfte mich weiter — da ich Fannys Gesicht von der Seite betrachtete. — An sie und ihren Tod hatte ich nicht gedacht — nur für mich war ich besorgt gewesen. — Eine Art Scham überlief mich. — Auf der Brennerhöhe nahm ich Platz neben dem Chauffeur, so daß meine Begleiterin hinten Ferien hatte.

Ich hatte ihr das Zusammensein mit Pitjahn noch nicht vergessen. Fanny hatte zu lebhaft mit ihm gesprochen. Ich spürte, daß sie diesem Manne entgegenbrachte, was ich selbst gern in ihr erweckt hätte, natürliche Freude an seiner Lebenslust, die ich ihm neidete. Ich durchdachte abermals mein Verhältnis zu dieser Frau. Es beruhte auf

Nutznießung von meiner Seite. Ich hatte keinerlei Besitz an ihr, keinerlei Band. Sie gehörte mir zur Pachtung und gehörte mir darum so wenig, wie etwa eine schöne Mietswohnung.
Mein Verhältnis zu Fanny repräsentierte mein Verhältnis zur Welt überhaupt. Ich hatte wohl teil daran, aber das Teilhaben zwang mich in Schranken. Diese Ueberlegungen erweckten wieder den alten Wunsch, endlich die letzte Station auf meiner Wanderung ins Nichts zu erreichen. Er machte mich blind gegen die Landschaft. So war es, als erwachte ich aus einem langen Schlaf, da unser Wagen vor dem Denkmal Walthers von der Vogelweide in Bozen hielt. Wir stiegen aus und die lärmende, bunte Menschenmenge auf dem sonnigen Platz erschien mir feindlich.
Ich war in einem Stadium der Nervenübermüdung, die alle Sinne abstumpfte. Ich sah grau und aus dem Grau leuchtete vor mir nur das rosige Gesicht Fannys, umrahmt von der grünen Autokappe.
Eine Stimme kroch in mein Ohr:
„Hehe, haben sich die Herrschaften nunmehr dennoch verheiratet! Sind Sie jetzt auf der wirklichen Hochzeitsreise nach dem Süden?"
Neben mir dehnte sich im gelbbraunkarierten Anzug Herr Weißvogel, formlos, neugierig, zutraulich, als läge keine Stunde zwischen heute und unserem letzten Zusammensein in Nürnberg.
Ehe Fanny und ich noch ein Wort erwidern konnten, rührte er seine Zunge von neuem:
„Ich habe den Prachtwagen der Herrschaften gesehen. Haben Sie vielleicht ein kleines, bescheidenes Plätzchen

für mich frei? Ihr Chauffeur verriet mir, Sie führen nach dem Gardasee. Das ist auch meine Route. Ich würde gern meinen Kostenanteil an der Fahrt tragen."
Ich sah, daß Fanny ihren Blick bittend auf mich richtete. Sie wollte den unangenehmen Menschen nicht in ihrer Nähe haben. Mich überkam der Satan. Ich sagte:
„Bitte, Herr Weißvogel, besprechen Sie mit dem Chauffeur das Nötige. Ihre Anwesenheit wird mir, wie ich hoffe, die Zeit verkürzen. Wir fahren morgen früh. Doch muß ich Sie bitten, uns jetzt allein zu lassen."
„Das tue ich mit dem größten Vergnügen," rief Herr Weißvogel grinsend, „wenn Sie mir dafür morgen meine Anwesenheit im Wagen gestatten."
Fanny saß mir am gedeckten Tisch beobachtend gegenüber. Ruhig verhandelte sie mit dem österreichischen, geschmeidigen Kellner, der die Galanterie eines verkrachten Barons entfaltete. Ich erwartete ihren Angriff. Er kam ganz sanft auf Katzenpfoten daher. Harmlos warf sie hin, während sie ihren langen Handschuh aufknöpfelte:
„In Nürnberg war dir Herr Weißvogel sehr peinlich."
Ich nickte. Sie fuhr fort:
„Er war ungezogen und klebrig. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er ein angenehmer Reisegenosse sein wird."
„Ich gedenke ihn auch nur zu benutzen, wie einen bitteren Schnaps," erwiderte ich. „Du weißt, wenn man sehr viel fette oder süße Dinge gegessen hat, gibt es nichts Besseres als einen bitteren Schnaps, der für einen gesunden Geschmack höchst widerlich ist. Aber ein solcher Bitterer fördert die Verdauung und verdünnt das Blut."
„Einen solchen Effekt versprichst du dir von Weißvogel?" fragte Fanny erstaunt und schaute auf.

„Dieser Mensch", sagte ich, „führt eine verzweifelte Existenz. Mit seinen Reden beweist er sich selbst eine Lebensberechtigung, an der er insgeheim zweifelt. Ich bin begierig, seinen Lebensgrund kennen zu lernen."

„Wenn an einem blauen Morgen die Berge des Etschtales rötlich schimmern, erlebt ein Mensch eine der vornehmsten Schönheiten der Erde," sagte Fanny. „Der Uebergang in die Welt des italienischen Duftes und der italienischen Formen ist Entschleierung der Gottheit."

Sie hatte die Worte mehr zu sich selbst, als zu mir gesprochen. Ich fing sie auf und sagte:

„Mein Fräulein Gouvernante, ich ziehe es vor, mich mit diesem Weißvogel zu unterhalten. Ich möchte ein paar Stunden im Gespräch mit einem unabhängigen Menschen ausruhen, wenn er mir auch widerlich ist. Menschen geben einem durch die Großstadtverderbnis mehr als Geruch des Südens und Entschleierung der Gottheit."

Fanny begriff. Sie erhob sich und sagte ruhig:

„Es würde mich sehr freuen, wenn ich während dieser Fahrt neben dem Chauffeur sitzen dürfte. Du bliebest dann ganz der seelisch-hygienischen Persönlichkeit Weißvogels überlassen."

Ich bewunderte sie, daß sie das ohne die akzentuiert aggressive Art zu sagen vermochte, die Frauen sonst bei solchen Gesprächen zu eigen ist.

Der Abend verlief nach Vorschrift. Wir besuchten das Torggelhaus. Ich hatte meine ironische Befriedigung, an der uniformierten Art des deutschen Lebensgenusses, an den geschnitzten Stühlen, in denen Namen von Dichtern und Malern eingebrannt sind, weil die Namensträger

einmal hier getrunken haben. Von ihnen leiten die Säufer das Recht eines poetischen Genusses ab, der doch nur im Rausch und Tabaksqualm beschlossen ist.
Stets erschienen mir die Genußhöhlen der Teutonen seltsam und sonderlich.
Ich genieße gern im Wein den Geschmack, den Geruch, den Rausch, aber ich halte den Menschen für einen Toren, der sich zu entschuldigen sucht, wenn er diesen Lastern frönt.
Der Wein ist ein Gut für leere Stunden. Er entspannt, er gibt leichte Gedanken, er schläfert ein, er macht gesprächig, das sei ihm zugebilligt. Alles andere, was von ihm gesagt wird, ist Massengewohnheit, Konvention.
Nicht einmal Begabung zum Säufer- oder Kneipenmenschen hatte ich. Das war mir nie so klar, als an diesem Abend im Torggelhause, wo sich um eine Guitarre eine lustige Gesellschaft von jungen Menschen vereinigte, die Lieder von Otto Julius Bierbaum, Richard Dehmel und anderen modernen Poeten sangen.
Ein junger Bursch setzte sich neben Fanny und begann mit ihr ein Gespräch.
Eine Musikbande kam herein. Tische wurden beiseite geräumt und ein Tanz im engen Raum begann.
Der junge, blonde Krauskopf, der mit zurückgeschlagenem Hemdkragen im Sportsanzug neben Fanny saß, forderte sie auf und sie tanzte ein paarmal mit ihm herum.
Dieses Vergnügen des Tanzes habe ich nie begriffen. Die Leute erhitzen sich, schwitzen, dünsten sich an, sprechen unvernünftig, da der Blutschlag beschleunigt ist, und erwecken Begierden ineinander, die sie meist nicht in der Lage sind zu stillen.

Fanny kam auf mich zu und forderte mich auf, mit ihr zu tanzen.

Da eine Weigerung nach einer eifersüchtigen Regung ausgesehen hätte und die jungen Leute mich neugierig musterten, stand ich auf, legte den Arm um ihre Hüfte und begann mit ihr einen Wiener Walzer. Sie wußte mir den sehnenden Rhythmus mitzuteilen.

Ihre Poren hatten sich geöffnet, sie strömte einen warmen Maiengeruch aus, der mich an andere Stunden gemahnte. Ich fühlte Betäubung, biß die Zähne zusammen und suchte den Duft zu vergessen.

Gerade in diesen Reizen, die der Tanz zum Blühen bringt, finde ich die moralische Verurteilung des europäischen Tanzes.

Er entfacht quälende Begierden.

Sobald der Tanz geendet war, führte ich Fanny fort zum großen Bedauern der schnuppernden, jungen Burschen.

Es war eine Mondnacht voller Kühle und Erquickung.

Fanny ging langsam mit groß aufgeschlagenen Augen an meiner Seite und musterte die altertümlichen Häuser, die geheimnisschwer verschattet sich in das Weiß aufreckten. Sie sagte vor sich hin:

„Solche Nacht entbreitet Zärtlichkeit!"

Es war nicht gut, daß sie das sagte, denn ich selbst fühlte Aehnliches sich in mir regen. Ihr Wort gab mir Besinnungsruhe. Mein Ich setzte sich zur Wehr. Ich wollte ihr nicht erliegen, wollte sie abhängig erhalten.

Ich knipste den Kontakt böse ab.

Wortlos ging ich mit ihr durch die Nacht und sagte sehr kühl:

„Also morgen in der Früh, um sechs Uhr, nach Verona.“ — — —

Fremde herrschte noch zwischen Fanny und mir, als wir aus dem Hotelgarten in die frische Morgenluft traten und zu unserem Reisewagen hinausschritten.
Die Berge lagen verschattet, nur das Eis begann rosig zu glühen. Die Luft war stark und würzig. Der Himmel zeigte des Morgens Taubengrau.
Neben dem Schlage stand in gelbgrauem Gummimantel und gelbgrauer Reisemütze Herr Weißvogel. Er trug auf dem Rücken einen Rucksack, in jeder Hand schaukelte eine lederne Tasche. Ohne sie loszulassen begrüßte er uns und rief laut:
„Gewiß haben die Herrschaften gut zusammen geschlafen! Das ist das Angenehmste auf einer Hochzeitsreise, hehe! — Aber auch das kriegt man über, wie Marzipan, wenn man zuviel davon ißt.“
Fanny wurde rot bis unter die Haarwurzeln. Der Chauffeur öffnete, um sein Lachen zu verbergen, die Haube des Wagens und hantierte mit einer Oelkanne.
Herr Weißvogel aber fragte mich munter:
„Wo befehlen Sie, daß ich Platz nehme?“
Fanny wies auf die rechte Seite des Fonds, wo sie zu sitzen pflegte und sagte:
„Ich ziehe heute den Platz neben dem Chauffeur vor.“
„Hat es einen Streit zwischen den Herrschaften gegeben?“ pfiff Weißvogel, der seine beiden Taschen in den Wagen hineinsetzte. „Darf ich fragen, was die Herrschaften gegeneinander erbittert hat? Vielleicht gestatten Sie mir, den Versöhnungsengel zu spielen, hehe!“

Fanny wandte sich ab, legte die Hände auf den Rücken und ging um den Wagen herum. Weißvogel urteilte laut, daß sie es hören mußte:
„Sie hat einen sehr schönen Gang. Alles, was dazu gehört, muß Ihnen doch viel Freude machen. Hehe!"
Meine Gefühle waren wie Wasser und Oel im gleichen Glase. Diese schamlose Zudringlichkeit empörte und amüsierte mich zugleich. Es erweckte in mir Befriedigung, daß meine Begleiterin litt. Diese Bitternis war angenehm, wie ein Tropfen Angustora-Bitter in einem Glase Sacharin-Sekt, den Zuckerkranke trinken müssen.
Wir hatten Platz genommen. Die Koffer wurden aufgeschnallt, der Hausdiener trat heran. Ich gab ihm ein Trinkgeld, Herr Weißvogel desgleichen. Der Hausdiener bedankte sich lebhaft gegen ihn, daß ich daraus ein splendides Opfer entnahm. Das nun hatte ich Weißvogel gerade nicht zugetraut.
Der Chauffeur ließ den Motor anspringen und drückte sich an Fanny vorbei an seinen Platz. Herr Weißvogel bemerkte froh:
„Sie haben viel Selbstvertrauen, daß Sie die Dame stundenlang allein neben dem Chauffeur sitzen lassen."
Fanny zuckte mit den Schultern. Weißvogel sah es und rief ungeniert: „Sie hat es gehört und fühlt sich betroffen!"
Ich erwiderte:
„Ich glaube nicht, daß dieser Mann gerade einen reizenden Gegenstand für Frauenherzen darstellt."
Weißvogel krauste die Nase. Er sagte belehrend:
„Auf Annahmen, die auf dem eigenen Geschmack beruhen, würde ich bei Frauen nie vertrauen. Für Frauen

wirkt entscheidend manches, auf das wir Männer gar nicht kommen. Denken Sie an Katharina von Medici. Sie sah aus dem Fenster einem Schuster zu, der seinen Hosenlatz zu einer natürlichen Verrichtung öffnete und war über sein Werkzeug so begeistert, daß sie den Mann sofort zu sich heraufrufen ließ. Sie betrachtete es als ein Zeichen seiner Tüchtigkeit, daß er bereits zehn Kinder besaß.

In neuesten Zeiten haben sie es an einem kleinen, deutschen Hofe erlebt, daß ein sechsunddreißigjähriger Reitknecht, der bereits Vater von mehreren Kindern war, zwei Prinzessinnen in sich verliebt machte und von ihnen alles erlangte, was ein Mann von einer Prinzessin sich nur wünschen kann. Mit dem Schweigegeld, das er für seine Tätigkeit empfing, hat er das Glück seiner Kinder gemacht. Ich gestehe es unumwunden ein, ich freue mich über die Verstimmung eines Paares.

Verstimmungen schärfen das Mißtrauen, bringen beide Teile zur Besinnung, besonders den Mann, der ja durch die süße Heuchelei des Weibes immer benebelt wird.

Sehen Sie mich an! Ich war zweimal verheiratet und hatte danach neun Haushälterinnen. Meine erste Frau starb im Kindsbett, das war vielleicht das beste für sie, denn ich konnte weder ihr noch dem Kinde etwas Böses nachreden.

Meine zweite Frau war eine Schmeichelkatze. War ich da, so wärmte sie sich an mir und ich hielt sie für das zärtlichste Weibchen, das einem beschert werden kann. Aber ihr Zärtlichkeitsbedürfnis war zu groß. Man ruht nicht aus, wenn einem zu Hause immer ein solches Geschöpfchen auf den Knien sitzt, sich an einen drängt, an

den Ohren zupft und küßt. Ich schob sie ein wenig von mir ab. Darauf überströmte sie alles, was in ihre Nähe kam, mit Zärtlichkeit. Leider auch meinen Kompagnon und leider auch den Büroführer. Eine so engverschwägerte Rechtsanwaltskanzlei hat es niemals in der Welt gegeben. Und auch nie einen so verschränkten Eheprozeß, bei dem wir beide, der Kompagnon und ich, die Uebernahme des schuldigen Objekts dem Büroführer gestatteten.
Es war seine beste Strafe.
Danach engagierte ich mir nur noch Haushälterinnen. Es ist dies die modernste Form der Kaufehe, die ich für die gemütlichste und gesundheitlich zuträglichste halte. Sie wird den Bedürfnissen beider Teile gerecht und der Geschäftsvertrag steht auf solidem Boden.
Die Lösung ist leicht, wird die Erfüllung der geschäftlichen Pflichten einem der beiden Teile zu schwer."
Während die Türme von Trient uns entgegenkamen, begann der würdige Weißvogel die Geschichten seiner neun Haushälterinnen zu erzählen. Sie kamen immer zum gleichen Schluß, wenn die Damen genügend erworben hatten, heirateten sie einen anderen. Und bei sechsen stellte Weißvogel unter Händereiben und „hehe" fest, daß sie den Ehemann hernach betrogen hätten.
„Keine", sagte er, „versäumte es, mir nach ihrer Hochzeit einen Besuch abzustatten, um alte Erinnerungen wieder aufzufrischen. Sie liebten mich nicht, aber sie waren an mich gewöhnt."
Die Erzählungen des gelben, hämischen Männchens peinigten mich. Denn ich mußte bei seinen zynischen Ausführungen immer an mein Verhältnis zu Fanny denken,

das ja in seinen Augen nichts anderes war, als seine Verbindungen, die er unkeusch pries. Ich sah in neunfach verzerrter Häßlichkeit meine Beziehungen zu ihr.
In dem Eifer seiner Erzählung hatte Weißvogel nicht auf den Weg geachtet. Nun, da sich das Tal öffnete, fuhr er plötzlich mit den Händen in die Luft und schrie:
„Aber wir kommen ja nicht zum Gardasee. Nach rechts müssen Sie fahren, Chauffeur, nach rechts!"
„Wir fahren über Desenzano," besänftigte ich den Erregten.
Der aber sank fast weinend in seinen Sitz zurück und rief:
„Ich habe mich so gefreut, daß wir durchs Sarcatal fahren würden und daß vielleicht doch bei den Steigungen der Wagen eine Panne machen würde. Ich liebe Automobilfahrten durchaus nicht, aber es belustigt mich, wenn diese Maschinen ihren Besitzern Ungelegenheiten bereiten."
Ich konnte meine unverhohlene Freude über seinen Kummer nicht unterdrücken. Das verletzte Herrn Weißvogel so tief, daß er sich zur Seite wandte und bis Verona kein Wort mehr sprach.
So schlummerte ich ein wenig und erwachte erst, als wir bereits durch enge Straßen in der Stadt einfuhren. Wir begegneten einem Ochsenfuhrwerk. Nur mit Mühe brachte uns der Chauffeur, indem er die rechten Räder auf das schmale Trottoir brachte, gut vorbei.
Es knackte im Kotblech.
„Was ist kaputt?" rief Herr Weißvogel voll Freude. Da er das verbogene Blech sah, kam alle Lebenslust wieder in ihn zurück.

Er sagte:
„Einen kleinen Schaden haben Sie doch erlitten. Was kostet es? Fünf bis sechs Mark doch sicherlich!"
„Wir müssen uns drein teilen," sagte ich. „Wenn der Schaden sechs Mark beträgt, müssen Sie drei Mark zahlen."

Um die Augen Weißvogels zuckte es. Er rief:

„Nein, zwei Mark. Sie zahlen wenigstens das Doppelte, da die Dame auf Ihre Rechnung geht!"

Wir hielten vor einem italienischen Hotel. Weißvogel war mißvergnügt und fragte, warum wir nicht zu einem Hotel mit einem Schweizer Besitzer führen. Der Chauffeur erwiderte, er kenne das Hotel sehr gut, es sei sauber, anständig, ehrlich und bedeutend billiger, als die großen Karawansereien, die durch Schweizer geleitet würden.

„Ehrlich?" fragte Weißvogel. „Mich freut das Reisen in Italien nur darum, weil ich an die U n ehrlichkeit dieser Leute glaube. Sie wieder zu betrügen, macht mir den größten Spaß. Ich habe immer eine ganze Tasche falscher Scheine bei mir, nur um diesen Menschen eine Enttäuschung zu bereiten."

„Haben Sie unserm Hausknecht im ‚Laurin' etwa auch einen falschen Fünf-Lireschein gegeben?" fragte ich.
„Freilich," erwiderte Weißvogel begeistert, „um mich einzuüben." — · —

Wir nahmen ein italienisches Frühstück ein, wie es besser nicht sein konnte. Schaumig geschlagene Eier mit weißen Trüffeln, mit Oel betropfte Beefsteaks und dazu fetten, safranfarbenen Mailänder Reis. Dazu schäumte eine

Flasche roter Freisa, den Schluß bildete körniges Granito-Eis.

Weißvogel sah sehnsüchtig zu, während wir tranken. Er war kleinlaut geworden beim Essen, denn der Duft kroch ihm angenehm in die Nase. Sein Leid, nur beim Reis mittun zu können, war groß. Er ließ sich dazu eine gebratene Hühnerkeule geben, an der er bekümmert nagte. Von Verona führte der Weg auf den schönen, breiten Straßen durch die abendliche Ebene nach Desenzano zum See, den wir um die Stunde erreichten, da er rot überhaucht war. Das Gebirge grüßte.

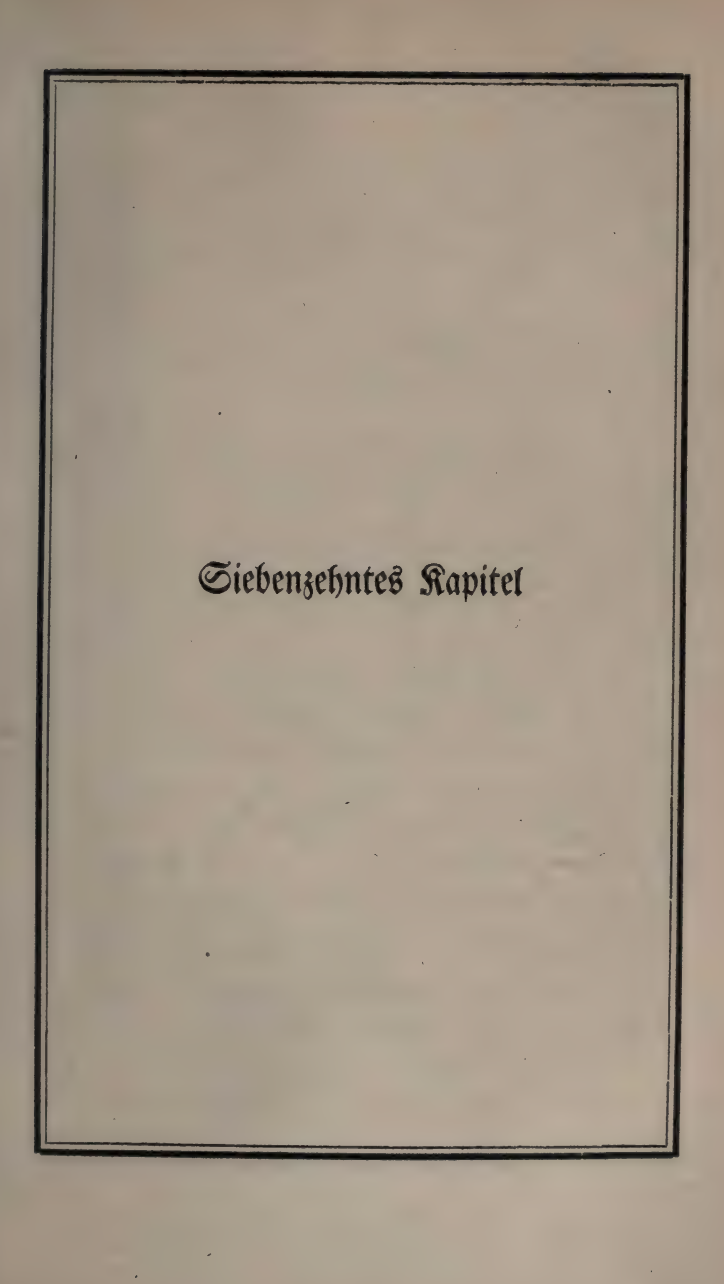
Weißvogel sprach wenig. Er hatte, als wir uns wieder trafen, gemerkt, daß zwischen Fanny und mir ein Ausgleich stattgefunden hatte. Denn einer plötzlichen Regung folgend, hatte ich ihr in Verona Blumen besorgt, bei deren Empfang sie mir die Hand so herzlich reichte, daß ich spürte, alles war ausgelöscht. Sie war wieder der gute Kamerad.

Es war dem kleinen, giftigen Herrn noch möglich, den Dampfer zu erreichen, der nach Salò fuhr. Er nahm Abschied von uns mit den Worten:

„Ich wohne in der Pension Germania. Wenn einer der beiden Herrschaften Lust zu einer Aussprache hat, oder Ferien von dem andern pflegen möchte — ich stehe gern zur Verfügung. He! He!“

Und er ergriff Fannys Hand, streifte den Handschuh zurück und küßte sie auf die Handwurzel. Fanny zog nicht zurück, sie gewährte ihm ihre Hand. Er sah sie dankbar an. Da öffnete sie ihr Handtäschchen, nahm eine Flasche Eau de Cologne heraus, schüttete reichlich davon

auf die geküßte Stelle und rieb sie mit dem Taschentuche ab.
Weißvogel kniff die Lippen.
Während der Dampfer sich in Bewegung setzte, fuhren wir nach rechts, wo gegen den Horizont der Monte Baldo stand, zur Straße nach Garda. Zwischen Mauern, die umzäunt waren von Grün, an hohen Zypressen vorbei, streiften wir die Flecken, Dörfer, das Städtchen Garda hinauf zu einem Plateau, hinab zu einer Bucht des Sees und lenkten in ein hohes, steinernes Tor ein. Dreimal ertönte die Hupe. Diener mit Windlichtern kamen den Gang entlang, ein junger Mensch schwang sich zum Chauffeur empor und wies mit der Hand nach rechts und links. Langsam fuhr der Wagen zwischen Gebüsch und nächtlich drohenden Bäumen abwärts. Unter den schweren Rädern knirschte der Kies. Wir hielten vor einer Treppe, die zu einem schön geschwungenen Portal hielt.



Siebenzehntes Kapitel

Fischen ist ein groß Vergnügen,
Weiß man, wo die Netze liegen . . .
Barí-la — baró-la — barí-la-la!

Teufel, daß die Nebel fielen!
Und kein Mond will's Lämpchen spielen . . .
Barí-la — baró-la — barí-la-la!

Wenn wir keine Fische haben,
Wird der Wirt nicht Wein mehr geben . . .
Barí-la — baró-la — barí-la-la!

Hat man nicht Musik im Beutel,
Ist das ganze Leben eitel . . .
Barí-la — baró-la — barí-la-la!

Durstig mußt du schlafen gehen,
Auch das Weib will Silber sehen . . .
Barí-la — baró-la — barí-la-la!

Margarete Beutler, Neue Gedichte.

Schloß. See. Ruhe. — Menschwerdung. — Er belauscht Melusine. — Er träumt und liebt. — Er will in Melusinens Seele eindringen. — Er findet Briefe der Gesellschaft Comfort und die Aufzeichnungen Fannys. — Die Lebensmüdigkeit, die ihn verlassen wollte, wandelt sich in Lebensqual. — Flucht nach München. — Er liest die Aufzeichnungen und schmeckt die Bitternis, daß Reichtum nicht alles kaufen kann.

Das Schloß war in dem prächtigen Stil der Spätrenaissance erbaut. Baumeister des Barocks hatten die hintere Seite, die zum Park führte, ausgestattet.

Von dem Schlosse führte eine breite, festliche Treppe zwischen Lorbeer- und Oleanderbüschen hinab zu dem elektrisch-blauen See, der hier eine fast runde Bucht bildete mit zwei Eingängen, da eine natürliche Steinbarre vorgelagert war. So hatte Natur einen schönen Badeplatz gegeben. Reiches Oleandergebüsch schützte die Nackten vor den Blicken der Bewohner des Schlosses. Die Felsbarre verbarg die Bucht vor den vorbeifahrenden Schiffen. Der Park leuchtete grün. Dauernd war der Boden künstlich berieselt und trug darum Gräser, ein seltener Anblick im sommerlichen Italien. Eine festliche, tiefe Loggia, die von Säulen getragen wurde, bildete das zweite Geschoß der Seefront.

Hier herrschte Frische und Kühle, trotz der Hitze des Tages. Vor den Blicken prunkte das scharfe Blau des Sees. Vom andern Ufer drohte die rötliche Spitze des Pizzocolo. Nach Süden schweifte der Blick hinüber zum Kap Manerba und zur Ebene von San Martino. Nach Norden bot sich der finstere Fjord von Riva dem Auge.

Zum erstenmal im Leben genoß ich Lässigkeit mit tiefer Lust. In meinem Liegestuhl ruhte ich lang ausgestreckt im weißen Flanellanzug und sah durch die halbzusammengekniffenen Lider auf der Höhe von Torri ein breites, goldbraunes Segel heranschwellen. Unter dem Gesange der Fischer strich eine uralte Barke vorbei. Das Goldbraun vermählte sich mit dem stechenden Blau des Sees. Die Umrisse des ungefügen Segels standen plastisch auf

dem Gezack des anderen Ufers. Die Ruhe gab diesen Bildern Traumtiefe. Aus dem Palazzo drang kein profaner Laut. Die Dienerschaft des Hauses war geräuschlos. Alle trugen Gummischuhe und sprachen mit leiser Stimme.

Fanny hatte die Leitung des Haushaltes übernommen. Sie gab ihre Anordnungen des Abends. Ich vegetierte angenehmer als in einem Hotel und spürte keine Störungen durch die notwendigen Vorbereitungen für die Erträglichkeit des Lebens. —

Wanderte die Sonne gen Abend hinüber zum anderen Ufer, erreichten ihre Strahlen die Säulen der Loggia, so begab ich mich in den kühlen Schatten des Parkes oder hinunter zum See, oder ich legte mich in ein Boot, das ich in den Schatten des Gebüsches trieb.

An einem solchen Nachmittage geschah es, daß ich von Fannys Wesen mehr verspürte, als in all den Tagen vorher.

Ich wiegte mich sacht in meinem Boot, jedem Blick verborgen, konnte selbst aber die Marmorstufen des Palazzos übersehen wie ein Bild. Da flatterte Fanny in einem blauen Bademantel mit gelber Mäanderborte die Stufen hinunter. Um den Kopf trug sie eine enganschließende, rotbraune Gummikappe. An der letzten Stufe, die von dem blauen Wasser umspült wurde, warf sie den Mantel ab und stand nun da, nackt und schlank. Die Kappe krönte ihren Kopf fast wie ein Amazonenhelm. Sie breitete die Arme aus und ließ sich von dem heißen, weichen Wind umspielen. Ihre Augen blickten selig verträumt. Ihre Glieder reckten sich, als bebe sie in der Umarmung eines Geliebten. Ihre Brüste mit den zarten,

kirschroten Spitzen strafften sich. Sie wiegte sich in den schlanken Hüften. Um den schöngewölbten, jungen Bauch zuckte es wie bei einer edlen Stute.

Die Weiße ihres Körpers ward gehoben durch das Gold der Härchen. Als sie vor mir stand, meinen Blicken, ohne es zu wissen, preisgegeben, sah ich sie anders als zuvor. Ich hatte diesen Leib in den Armen gehalten, aber er war geblieben wie eine verschlossene Knospe. Hier blühte er auf, in der Sonne, im Licht!

Mit einem raschen Sprung stürzte sie kopfüber ins Wasser. Sie schwamm mit breiten Schlägen. Ich konnte die runden Oberarme und Schultern einen blanken Strich ins Blau des Wassers ziehen sehen. Ich wartete, was kommen würde, denn ich wollte diesen Genuß des Auges auskosten. Sie schwamm hinüber zur Felsbarre und breitete sich auf einem glatten Stein, der der Sonne preisgegeben war, einen Augenblick aus. Nicht lange ließ sie sich von der Sonne küssen, bald war sie wieder im Wasser, strebte auf die Treppe zu, strich sich bückend die Tropfen von den Gliedern und schlang den Mantel um sich. Einen dankbaren Blick warf sie noch auf den Badeplatz zurück und stieg, stolz wie eine griechische Göttin, die Stufen hinauf.

Fanny in ihrer seligen Hingabe an Luft, Wasser und Sonne blieb als Bild vor mir stehen.

Ich mied sie an diesem Abend, da ihre Alltagsmiene mich ernüchterte.

Als der Sonnenuntergang vor der Loggia im See brannte, trat sie an meine Seite. Ich schloß die Augen, als schmerze mich die rote Glut und atmete ihre Nähe.

Ich fühlte den Zwiespalt zwischen dem, was sie für mich war und dem, was sie mir darstellte.

Ich wagte nicht, ihr zu sagen, daß ich Melusinen im Bade in ihrer wahren Gestalt belauscht hätte.

Ich sehnte mich, ihr Bild aufs neue zu trinken und konnte kaum den schönen Mittag erwarten, um mich wieder in der Barke zu verstecken.

Zur selben Stunde kam sie wieder herab, im blauen Bademantel mit der gelben Mäanderborte, das Haupt rot beschirmt.

Wieder warf sie die Hülle von sich, wieder genossen ihre Glieder die Luft, wieder stürzte sie sich ins Wasser, schwamm selig, gab sich der Sonne preis und eilte dann mit übergeworfenem Gewande die Stufen hinauf. Eine Fußsohle fing einen Zipfel des flatternden Mantels, plötzlich schwang er sich von den Schultern, drei, vier Stufen eilte die Nackte noch weiter empor, wandte sich, stieg herab, bückte sich und verhüllte ihre elfenbeinerne Schönheit.

Diese rasche Bewegung auf der weißen Treppe, zwischen den schwarzgrünen, schweren Oleanderbüschen war flüchtig, wie ein Gedanke, den Aphrodite selbst hätte träumen können.

Da sie entschwunden war, blieb ich noch lange liegen und sah mit geschlossenen Augen das Mittagswunder wieder vor mir geschehen.

Wie eine Melodie klang's in mir nach, die ich nicht zu fangen vermochte. Ich wußte, viel konnte ich von Fanny begehren, viel würde sie erfüllen, aber diese reine, beseligende Freude, die in der Wonne des Alleinseins bestand, konnte ich nicht von ihr erlangen. —

So lebte ich denn drei Tage hin in einer seltsamen Trennung von dem Weib, das mein ganzes Denken beherrschte. Sie war mir im Bade zur Melusine geworden. Jetzt erst begriff ich ihr Märchen, aber das Fremde zwischen Fanny und mir war nicht ein häßlicher Fischschweif, das Fremde lag in der Unmöglichkeit, in ihr Wesen zu dringen, während ich sie scheinbar restlos besaß.

So ließ ich ihr die Vormittage und Nachmittage und saß zumeist träumend allein auf einer Bank im Park und wartete, bis die Stunde ihrer Enthüllung kam.

Ich sah, daß sie sich des Morgens, wenn wir uns um acht Uhr von dem Frühstückstisch getrennt hatten, an ein breites Fenster zum Schreiben zurückzog, das einen Blick auf den Park und zum Berge der Casa bianca eröffnete. Es ist dies die berühmte Höhe mit dem weißen Haus, das einst die Duse bezog. Den Weg bis hinauf zur Höhe ließ Gabriele d'Annunzio mit weißen Margeriten bestreuen, als er die Künstlerin zum erstenmal hinaufführte.

Der italienische Herr, der uns in Garda dieses Geschichtchen erzählte, sagte:

„Ah, welche Schönheit! Aber für zwanzigtausend Lire Margeriten, welche Dummheit!"

Ich kann es nur banal finden, daß jemand eine ganze Gegend in einen Theaterweg umwandelt. Fanny hieß es südländische Naivität, und nannte den Fußpfad zur Höhe den Weg der Galanterie. Von ihrem Fenster schaute sie oft auf diesen Bergzug mit entspannten Mienen voller Zärtlichkeit eines Wissens.

Sie gewann beim Schreiben einen ähnlichen versonnenseeligen Ausdruck wie beim Baden. Ich zog mich hinter ein Boskett zurück, das einen verwitterten Zaun umgab.

Meine Augen belauschten sie durch das Zeißglas. Sie schrieb mit ihren schlanken Fingern aufs Papier Worte, die nur sie wußte. Sie stand auf und umspannte mit der Linken das feine Knöchelgelenk der Rechten und ging vor dem Fenster auf und nieder. Hier überkam mich zu wissen, was sie schrieb und was mir verborgen blieb. Ich glaubte ein Anrecht darauf zu haben, ich erschien mir als ein Narr, der scheinbar alles erlangt und nichts besitzt. So ward aus meinem Beobachten und Lauschen ein Starren und Belauern. Ich harrte auf Gelegenheit, in das Geheimnis Melusines zu dringen.

Es war am Ende der zweiten Woche, als sie mir den Vorschlag zuspielte, mit ihr im Motorboot hinüber nach Salò zu fahren, um dort einzukaufen.

Das gab die erwartete Gelegenheit, wenn ich nein sagte. Ich saß stumm da, geblendet vom hellen Lichte baldiger Wunscherfüllung.

Sie fragte mich spottend:

„Vielleicht hast du Lust, Herrn Weißvogel aufzusuchen und Ferien von mir zu nehmen!"

Jetzt konnte ich mich verletzt fühlen. Ich lehnte ab. Ich behauptete, die Einsamkeit in Castello Coroni täte mir zu wohl, als daß ich sie unnütz ließe.

Sie schien es nicht zufrieden zu sein. Sie lockte noch einmal, als das hämmernde Boot unten an der Marmortreppe anlegte.

Aber ich spielte den Müden und blieb in meinem Liegestuhl. Ich sah sie hinabschreiten in einem strohfarbenen, seidenleichten Kostüm und sich auf der rotgepolsterten Bank ausstrecken. Das Boot puffte los. Als es klein für

das Auge ward, nahm ich das Zeißglas und verfolgte seinen Lauf bis zu der kleinen Insel, die Salò vorgelagert ist.

Danach ging ich ins Haus zurück. Meine Füße trugen mich vor Fannys Schreibgemach. Ich öffnete die Tür. Es war, als quölle mir ein Hauch entgegen, der mich zurückdrängen sollte, ein schmeichlerischer Duft ihrer Persönlichkeit, vermischt mit dem starken Geruche des Parkes, der durch das geöffnete Fenster hereindrang. Ich zwang mich, den Raum zu sehen, die ineinanderfließenden Gegenstände zu festigen.

Da stand zur Linken trotzig und feindlich eine schwarze Truhe, zur Rechten ein dunkler Barockschrank. Die Wände atmeten aus ihren verblaßten Gobelins ein höhnisches, Leben aus. Die Kavaliere des 15. Jahrhunderts, die aus einer Stadtburg auf die Jagd zogen, schienen spöttisch auf mich herabzublicken, Bauern und Mädchen, die sich begegneten, schienen auf mich herabzudeuten und zu lachen.

Ich schritt vorwärts zu dem schöngeschnitzten, großen Ebenholztisch am Fenster, auf dem eine lederne Schreibmappe lag.

Als ich nach ihr griff, sah ich zur Rechten in der Ecke den mächtigen, rätselhaften Kopf eines Kardinals mit weißem Bart, der streng auf mich herabschaute.

Die lederne Schreibmappe war verschlossen. Das blinkende, kleine Metallschloß mahnte: vertrautes Gut!

Ich schob die Rechte unter die Lederdecke und sprengte das kleine Schloß, das mit einem hellen, an ein Zwergenlachen gemahnenden Hi-Hi-Ton aufsprang. Das erste,

was ich herauszog, waren ein paar Briefe, deren Umschläge die bekannten Firmenzeichen der Gesellschaft Comfort trugen. Daneben ein Bündel weißer Blätter — ein Tagebuch!

Die Erregung trocknete mir die Schleimhäute des Halses aus, ein Durstgefühl beherrschte mich.

Ich las den ersten Schreibmaschinenbrief der Gesellschaft Comfort, der die Unterschrift trug: Dr. van Merlen. Der Brief lautete:

„Mein liebes Fräulein!

Dieses Schreiben soll Ihnen nochmals bestätigen, was zwischen uns vereinbart worden ist. Sie stellen Ihre gesamten Fähigkeiten in den Dienst der Gesellschaft Comfort, die Ihnen Gelegenheit geben wird, besonders interessante, weibliche und männliche Charaktere auf Reisen zu studieren. Die Gesellschaft Comfort wird Ihnen nur Aufgaben zuweisen, die für Ihren schriftstellerischen Beruf von Interesse sind, Fälle, bei denen sich Verwicklungen und Gelegenheiten ergeben werden, Ihre psychologischen Erfahrungen zu erweitern. Sie werden Ihre Beobachtungsgabe in den Dienst der Gesellschaft Comfort stellen und über die zu betreuenden Persönlichkeiten genauesten Aufschluß erteilen, so daß die Gesellschaft die Möglichkeit hat, bei Launen und Charakterschwankungen rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen und die Interessen der betreffenden Persönlichkeiten aus der Gesellschaft Comfort vor Schaden zu bewahren. Sie genießen bei der Gesellschaft völlig freien Unterhalt und freie Kleidung, dazu ein Honorar von 150 Mark monatlich, das die Gesellschaft Ihnen zu einem Drittel auszahlt und zu zwei

Drittel im Gesellschaftsvermögen für Sie günstig verwaltet. Für besondere Dienstleistungen erhalten Sie von der Gesellschaft Comfort festzusetzende Prämien. Nach fünfjähriger Dienstleistung steht Ihnen das aufgesammelte Kapital zur Verfügung. Die Gesellschaft wird sich bemühen, für Sie das von Ihnen erstrebte kleine Haus auf dem Lande zu erwerben und einzurichten, so daß Sie dann unabhängig Ihren schriftstellerischen Neigungen leben können.

Die Gesellschaft verpflichtet sich, Sie in Ihrem Berufe zu unterstützen. Eine genaue Darlegung in Vertragsform steht Ihnen zur Verfügung beim Rechtsanwalt Justizrat Nepomuk Kahn, Berlin."

Dieser erste Brief vernichtete mich. Fanny war ein Geschöpf der Gesellschaft Comfort! Fanny, die mich dem Diener der Gesellschaft Comfort, P., entführt hatte!

War denn das nur tolles Hirngespinst!

Mir eiste die Stirn. Mein Herz schlug hart und langsam. Die Adern waren mir auf der Hand herausgetreten. Ich griff nach den anderen Papieren.

Ich fand einen Brief in einer feinen, gestreckten Männerhandschrift. Ich las die Ueberschrift „Liebe Fanny" und sah, wie er unterschrieben war. Da stand „Peter"! Sollte das mein alter Diener P. sein? Ich las:

„Fanny, liebes, einzigstes Mädchen!

Ich verfluche die Stunde, da ich Dich damals nach der Nacht im Atelier Brunks auf die Gelegenheit aufmerksam machte, die die Gesellschaft Comfort bietet.

Für einen Mann geht es wohl an, ein Opfer für die Kunst zu bringen und sich selbst in das Gewand eines Bedienten zu begeben, wenn es Erfahrungen für die Kunst

gilt. Aber für ein Weib erscheint es unerträglich, zumal, wenn es wie Du an einen Mann gekettet wird, der ein wertloser Hohlkopf ist.
Fanny, ich durfte Dich küssen, und ich spürte es wohl, bei Dir war es rein kameradschaftliche Zuneigung, daß Du mir Deine Lippen ließest. Du sahst, daß ich litt, weil ich mich selbst überschätzt hatte, und gabst mir willig ein wenig Balsam.
Fanny, ich war verblendet, daß ich Dich in dies Abenteuer hineinhetzte, aber ich dachte an Dein großes, künstlerisches Talent, an die Möglichkeit, die Dir eine solche Reise zu bieten vermag, wenn Du frei bist von den kleinlichen Launen einer Frau.
Du hast mir genug im Gespräch angedeutet, als daß ich nicht all die peinlichen weiblichen Niederträchte, die Du bei Frau Edith erdulden mußtest, mitempfunden hätte. Ich glaubte gut für Dich zu handeln.
Aber zum Schlusse hatte ich mich selbst geprellt um Dich, hatte gespürt, daß ich zum Narren ward, der sich selbst die über alles Geliebte entführen läßt.
Fanny, ich nenn' es, wie es ist, und Du wirst vielleicht über mich lächeln, denn, Fanny, trotz Deiner Hüftenschlankheit, Deiner Gradheit, Deinen feinen Sinnen und Deiner Klugheit, Du bist noch immer nicht erwacht. Schüttle nicht den Kopf. Du hast Erfahrungen eines Mädchens, nicht aber einer Frau. Deine kleinen Verlustierungen in München und Berlin zählen nicht. Sie sind von Dir verflogen, wie der Tau auf der Rose verfliegt.
Aber nun wirst Du das Leben einer Favoritin führen!
Daß Du für deinen Herrn denken und sorgen mußt, wird

Dir und Deiner Klugheit den Reiz der Rolle noch erhöhen.
Fanny, ich fürchte, Du verflachst bei diesem Leben!
Ich fürchte, daß Du zu einem Weibe des Luxus wirst, zu einem kostbaren Gefäß ohne Essenz, ohne Duft.
Fanny, ich beschwöre Dich, mach ein Ende, wenn Du Gefahr fühlst, komme sofort zu mir!

Ich bleibe Dein Kamerad Peter."

Was war nun dieser Mensch wieder, der in dem Dienste der Gesellschaft Comfort stand und das Talent der Schriftstellerin Fanny zu beurteilen wußte. Selbst vielleicht ein Schriftsteller, ein Mensch, der Charaktere und Situationen jagt. Pfui, wie mich vor dem Gewerbe ekelte!
Ich griff zu den Blättern des Tagebuches und sah sie durch.
Ein anderer Ton schlug mir entgegen, aber ich vermocht' ihn nicht zu fassen. Alles in mir drängte fort, hinaus, nicht mehr zusammen sein mit dieser Frau, die mich genarrt!
Ich nahm die Briefe und Blätter, steckte sie in die Tasche, ging hinunter ins Haus, alarmierte den Chauffeur, befahl ihm Benzin aufzufüllen, sofort aufzubrechen mit beschleunigter Fahrt ins Etschtal nach Norden!
Der Mann sah mich mit großen, runden, offenen Augen an und fragte:
„Was wird mit der gnädigen Frau?"
„Sie muß nachkommen," sagte ich kurz. „Ich habe Nachrichten, die mich zum sofortigen Aufbruch zwingen."

„Ja,“ sagte der Chauffeur und machte ein wichtiges Gesicht, „ich habe es schon drunten in Garda gehört, die Oesterreicher gehen gegen die Serben.“

Diese Worte schwangen wie geflüsterte Schatten an meinem Ohre vorüber. Nach einer Stunde schoß der Wagen durch die glühende, heiße Luft des Mittags. Ich saß neben dem Chauffeur und freute mich, wie die Straße schwand. Durch Valpolicella schnoben wir zur Etsch, ich achtete nicht der vorbeiziehenden Berge, wirbelnden Zitronen und Pappeln, nur weiter, im Rhythmus weiter, im grellen Sonnenschein, Staub und Licht, den Brenner empor, hinab die lange, weiße Straße ins Dunkel der Nacht.

Der Chauffeur sagte, er fühle sich müde. Ich aber zog aus meinem Portefeuille eins, zwei, drei Hundertmarkscheine hervor, gab sie ihm und sagte: „Weiter bis nach München!“

Weißglänzende Dörfer und Kirchen wuchsen im Mondenschein vorbei. Unter nächtlichem Himmel und funkelnden Sternen durch Tirol. Bayrische Grenze passiert unter hüpfenden Blendlaternen von Zollwächtern. Die Scheinwerfer stoßen grünliche Nebelsäulen durch die Luft. Hinter uns schrumpfen die Berge, vor uns breitet sich moosige Ebene, die unter unsern Rädern dahinschwindet, wie ein schnell fortgezogenes Tuch.

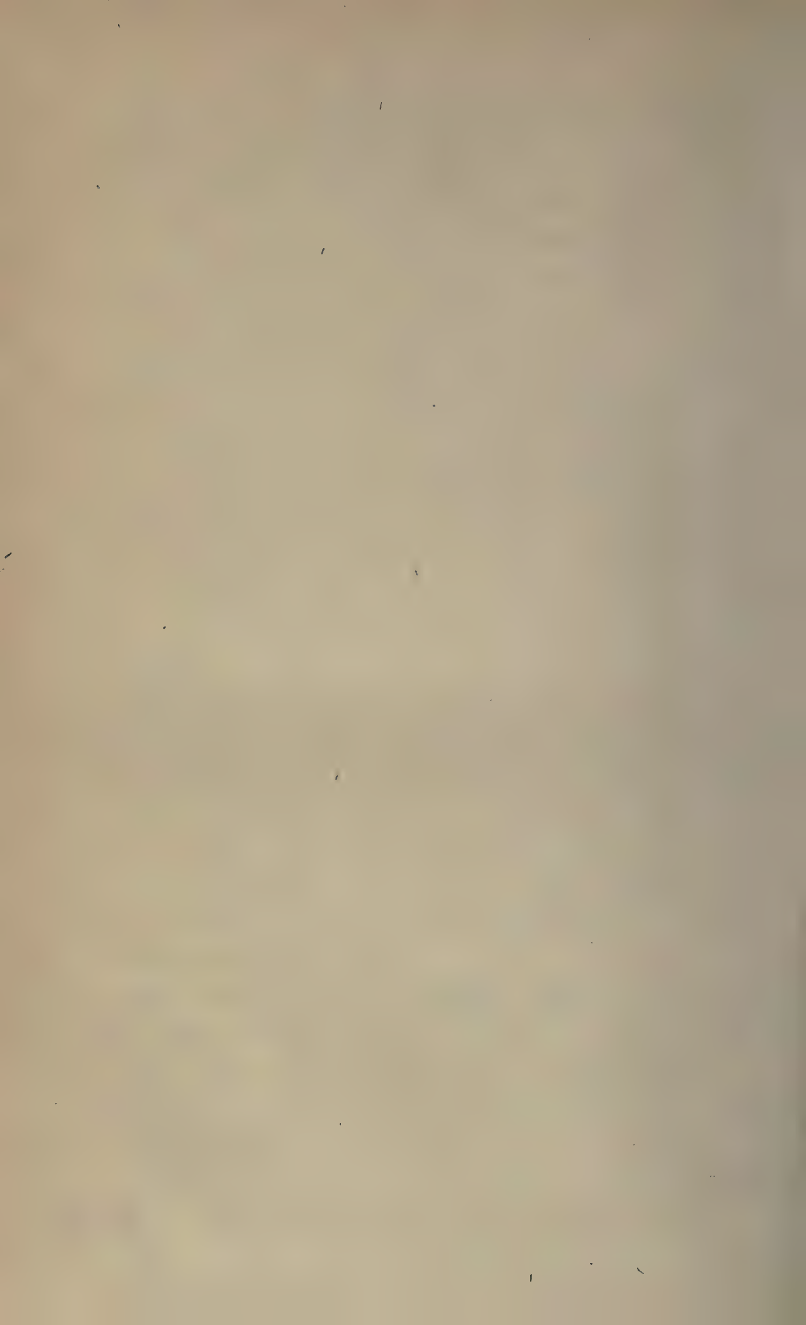
Lange Laternenreihen blitzen wie glühende Schnüre in der Ferne, Lichter wachsen empor, schon spüren die Räder Pflaster, vierstöckige Häuserblöcke ragen empor.

Hinein in die Flucht der ersten Großstadtstraßen. München ist erreicht!

Der Wagen stoppt vor einem vornehmen, stillen Hotel.

Ich stürze in ein warmes Bad, ich strecke mich aus in einem weichen, kühlen Bett. Aber das Blut hämmert im Hirn, ich vermag nicht zu schlafen.

Ich lese Fannys Tagebuch:



Fannys Aufzeichnungen

Eheu vivat, eheu vivat jucunda vanitas!
In poculo amoris —
Antidotum doloris!
Eheu vivat, eheu vivat jucunda vanitas!

Huttens Trinkspruch.

Der Leser mag sein Mißtrauen aufs Höchste steigern, denn Tagebücher und Bekenntnisse waren von jeher verlogen — — —.
So gerüstet und mit Mißtrauen gesättigt, mag er die Offenbarungen Melusinens prüfen.

Berlin, 11. April 1914.

Mein Leben nimmt eine merkwürdige Wendung. Ich will mir Aufzeichnungen machen, soweit ich Zeit und Energie dazu finde.

Martha, die hübsche Näherin, die in der Zweizimmerwohnung im Gang gegenüber wohnte und mir mein Stübchen acht Monate lang so nett betreute, vernarrte sich mit der ganzen Leidenschaft einer Siebenundzwanzigjährigen in Charles, den Kellner aus dem Etablissement Halensee, der so frech bewegt zu tanzen verstand, daß selbst die Kurfürstendamen bei ihm schieben lernten.

Doch Charles wechselte Stellung und ging nach Hamburg. Zwei Nächte hörte ich durch die dünne Rabitzwand Martha weinen. Des Morgens tröstete ich sie, soweit ich es vermochte, mit Worten und kleinen Butterkuchen. Als ich am dritten Abend nach Charles' Entfernung heimkam, fand ich auf meinem Schreibtisch einen blauen Briefbogen mit einer weißen Taube in der Ecke liegen, auf dem Martha geschrieben hatte:

„Wertes Fräulein!

Ich bitte Sie tausendmal auf Knien um Verzeihung! Aber Ihnen wird geholfen werden, denn Sie haben Freunde und sind schön und gut! Aber ich kann nicht leben ohne meinen Charles! Ich suche ihn und ersetze Ihnen alles, wenn ich ihn gefunden habe.

Mit ganz vorzüglicher Hochachtung!

Ihre Martha Abt."

Die Unglückliche hat meine ganze Habe an Kleidern und Wäsche zusammengerafft. Sie hat auch meinen kleinen

Geldvorrat von dreihundert Mark an sich genommen. Hätte ich nicht zufällig meine Reisetasche für einen Ausflug in den Spreewald vorsorglich am Bahnhof abgegeben, so hätte ich außer dem Kleid auf dem Leibe buchstäblich nichts besessen. Ich hatte mich so gefreut, noch ein paar Wochen meinem Hange zur Dichtung frönen zu können, aber jetzt mußte ich etwas Praktisches unternehmen, um mein Leben zu fristen.

Allerdings haben sich die Aussichten als Gouvernante, Hauslehrerin oder Gesellschafterin wieder unterzukommen, durch den Mangel an repräsentativer Kleidung auf ein Minimum verringert.

Ich ging zu den alten Freunden in das Café des Westens und ward an unserm Ecktisch mit Halloh empfangen.

Für einen geradezu salomonischen Preis hatte der blonde Brunk einer Tiergartenmäzenin zwei Dutzend Radierungen aufgehängt. Brunk hielt alle frei. Das war für mich sehr angenehm, bei den vier Mark und fünfzig Pfennigen, die ich noch im Portemonnaie hatte. Gegen ein Uhr verteilte Brunk Goldstücke.

„Ich pumpe mir's schon zurück," sagte er tröstend zu uns und so kriegte ich auch eins in die Hand.

Ein erster Lichtstrahl! Ich zitterte, als ich das Metall in den Fingern fühlte und schloß die Finger krampfhaft darum fest. — O Aberglaube, süßer Lebenstrost!

Diese Bewegung fing Peter auf. Er sah mich mit seinen großen, treuen Hundeaugen melancholisch an und strich sich nachdenklich über das lange, braune Haar. Diese Gebärde hatte ich den Abend bei ihm schon öfters bemerkt. Sie fiel mir auf, da sie mir neu war an ihm, aber ich maß ihr weiter keine Bedeutung zu.

Der Abend blühte heiter auf. Wir gingen alle in Brunks Atelier. Es wurde Kaffee gekocht und mit Wärme debattiert.
Brunk machte mir eine Liebeserklärung, nicht aus Eigennutz, wie er sagte, sondern nur um meinen Akt modellieren zu können.
Ein verrückter Gedanke zuckte durch mein Gehirn. Wenn es mir gelänge, durch Aktstehen ein paar hundert Mark zu verdienen, so konnte ich mir wieder eine notdürftige Ausrüstung beschaffen, um eine Familienstelle annehmen zu können.
Da Brunk seinen Antrag mit der Zähigkeit eines Halbbetrunkenen wiederholte, warf ich hin:
„Was würden Sie mir als Aktmodell bezahlen, wenn wir beide ein ganz anständiges, ehrliches Geschäft machten? Nehmen Sie an, ich brauchte Geld und hätte nun die Möglichkeit, etwas zu verdienen."
Brunk lachte. Er sagte:
„Fanny, dazu müßte ich Sie erst sehen. Ich weiß, Sie haben ein gutes Gewächs zu zeigen. Je besser es wirkt, desto höher der Preis. Ziehen Sie sich frisch aus! Wir wollen hier vor Zeugen das Geschäft ehrlich abschließen."
Alle lachten toll auf, daß es mir fast übel ward.
Aber ich hätte es fertig bekommen, mich auszuziehen, denn ich war trotzig und hörte nur die Herausforderung.
Wieder begegnete ich Peters Blick. Er sah mich warnend an, erhob sich, reckte sich, gähnte und warf in die Gesellschaft hinein:
„Es ist doch schon verflucht spät. Wie wär's, wenn wir gingen?"
Brunk fragte noch einmal: „Nun, Fanny, haben Sie

keine Lust das Geschäft zu machen? Für einen guten Akt zahle ich pro Tag zwölf Mark! Na, ich hab's ja, ich gebe auch fünfzehn Mark."
Wieder rannen die Zahlen durch mein Gehirn. Siebzig bis achtzig Mark brauchte ich im Monat. Würde ich ihm diesen Monat als Modell dienen, hätte ich eine Ausrüstung beisammen. Was war weiter dabei? Von München her wußt' ich, daß ich's durfte. Alle, mit denen ich zusammen gebadet hatte im Starnberger See, im Ammersee, hatten mich beschworen, ich möchte doch meinen Körper der Kunst leihen. Und nicht alle taten diese Bitte aus spekulativer Pfiffigkeit. Dafür habe ich meine Ohren.
Brunk saß vor mir auf dem Diwan mit gekreuzten Beinen wie ein Schneider oder Türke, die Arme um die Knie geschlungen und blickte mich an. Sein bärtiger, schwarzhaariger Kopf ruhte in seinem Arm wie in einer dunklen Schüssel.
Peter holte mein Jakett, zog es mir an. Willenlos ging ich mit ihm in die lila Dämmerung der Straße, aus der der Morgenwind den letzten Nachtstaub blies. Mich fror. Peter faßte mich sanft unterm Arm und sagte
„Sie sind in einer schlimmen Lage, Fanny. Leugnen Sie's nicht ab! Um ein Haar hätten Sie sich diesem Vieh, diesem Brunk verkauft! Ich sah, daß Sie in Not sind, als Sie das Goldstück nahmen. So faßt man ein letztes an! Ich kenne das!"
Da ich schwieg, fragte er:
„Kann ich Ihnen helfen? Ohne Eigennutz. Vielleicht vermag ich's."
„Haben Sie einen reichen Juden erschlagen?" fuhr mir's burschikos aus den Zähnen, denn ich kannte Peters Ein-

nahmen sehr genau. Der gute Junge erschrieb sich seine paar Goldfüchse im Monat mühselig genug in einer Fachzeitschrift und verkaufte seine schönen Novellen an literarische Zeitschriften, die nicht viel zahlen konnten, weil sie moderne Schriftsteller und Dichter protegierten, – und darum kein Publikum fanden.

„Ich habe mich heute verkauft, mit Haut und Haar," sagte Peter in tragischem Ton.

Mir fiel die Gebärde ein, mit der er seine langen, braunen Haare zurückgestrichen hatte.

„Ihren Haaren weinen Sie wohl blutige Tränen nach," fragte ich spöttisch.

„Es wird mir nicht leicht, sie von mir trennen zu lassen," sagte er sehr ernst, „aber es muß sein, wenn ich meine Rolle gut durchführen will."

„Welches Schrecknis steht Ihnen denn bevor?" fragte ich ungeduldig, da ich merkte, daß er mir etwas beichten wollte.

Er erwiderte ruhig:

„Erzählen Sie mir zuvor, was Ihnen zugestoßen ist. Dann will ich Ihnen mein Geheimnis preisgeben."

„Damit Sie's denn wissen," sagte ich ermüdet, „mein Gegenüber, Martha, die blonde Näherin, der Sie immer mit langen Blicken von meinem Teetisch nachsahen, wenn sie mir etwas in mein Zimmer hinüberbrachte, ist durchgegangen mit allem, was ich hatte."

„Haben Sie keine Reserven?" fragte Peter.

„Nein," erwiderte ich. „Mein Vermögen bestand in ein paar Kleidern. Wenn ich wieder eine Stelle in einem guten Hause annehmen will, muß die Uniform gut im

Stande sein. Und ich habe keine Uniform, also kann ich nicht dienen."

„Haben Sie die Person durch die Polizei verfolgen lassen?"

„Aber Peter," sagte ich, „wie kommen Menschen unseres Schlages mit der Polizei zusammen. Sie hinterließ mir einen Zettel. Hier, bitte lesen Sie!"

Und ich nahm den blauen Briefbogen mit der weißen Taube aus meinem Handtäschchen und reichte ihn Peter. Er las ihn im ersten, gelben Morgenschimmer nachdenklich durch und sagte:

„Fanny, ich kann Ihnen helfen, so wahr durch eine Haarschneidemaschine noch heute morgen um acht Uhr meine armen Locken auf ein halbes Millimeter verkürzt werden.

Ich bin einen Vertrag mit einem Dr. van Merlen von der Gesellschaft Comfort eingegangen. In dieser Gesellschaft werden satte und etwas angestoßene Europäer luxuriös gelebt. Das Geschäft ist nicht ganz leicht. Zu Dienern dieser Menschen qualifizieren sich nicht in allen Fällen die Leute aus einem Vermittlungsbüro. Es gilt individuelle Beobachtung. Die Gesellschaft will die Charaktere ihrer Kunden kennen lernen. Es ist ein ganz kompliziertes System. Gehalt und Lebensbedingungen sind glänzend, wie es sich für eine Gesellschaft, die Comfort heißt, geziemt. Ich kann Sie empfehlen. Mir wäre wirklich der Gedanke, Sie würden als Zofe irgendeiner verwöhnten Dame in der Welt herumreisen, angenehmer, als wenn ich Sie in den Klauen Brunks wüßte. Was sagen Sie dazu, Fanny?"

„Sie sind der alte verrückte Kamerad wie immer," erwiderte ich. „Aber gerade darum möchte ich Sie einmal als Diener in Aktion sehen, Peter, gerade Sie!"
„Heute morgen um acht Uhr fällt mein Haar. Dann beginnt mein Unterricht und sobald ich völlig ausgebildet bin, übernehme ich meinen ersten ‚Fall'. In der Sprache der Gesellschaft Comfort heißt es nicht ‚in einen Dienst eintreten', sondern ‚einen Fall übernehmen'. Wir sind nicht Diener, sondern gewissermaßen Aerzte. Fanny, ich bin ja nicht in die Gesellschaft Comfort eingetreten mit der Absicht, nur zu dienen und ein wenig Geld zu machen. Ich suche nach typischen Menschen unserer Zeit für meine Novellen und ich meine, bei diesen Menschen des Reichtums, des Luxus und der Ueberernährung findet sich die Möglichkeit, das Problem der Zeit am tiefsten zu studieren. Bisher wurde immer versucht, das Elend der Armen zu schildern und das Mitleid für den Proletarier zu erwecken. Aber, Fanny, ich bin überzeugt, es giebt ein tieferes Elend der Reichen, es gibt eine ungeheure Tragik des Luxus. Sie will ich suchen, sie will ich schildern. Hier ist die Möglichkeit, das System des Geldes, das unsere Welt beherrscht, ad absurdum zu führen."
Er hatte mich indessen zu meiner Wohnung gebracht und da ich ihm die Hand zum Abschied reichte, drängte er mich noch einmal:
„Geben Sie mir bitte eine Antwort! Wollen Sie in die Gesellschaft Comfort eintreten?"
„Wenn das alles wahr ist, was Sie mir heute erzählt haben, dann ja," erwiderte ich. „Sonst gehe ich zu Brunk."
Er versprach:
„Heute noch sollen Sie eine telegraphische Aufforderung

erhalten," schüttelte mir die Hand und rannte durch die hellen Straßen davon.

Ich sank todmüde auf mein Bett und schlief — schlief, bis mich ein hartes Klopfen an der Tür weckte. Ein Telegramm ward mir gereicht, darauf stand geschrieben:

„In Angelegenheit Comfort erwartet Sie heute fünfeinhalb Uhr abends Hotel Kaiserhof Dr. van Merlen, Portier fragen."

Ich schaute auf die Uhr. Es war drei Uhr. Ich wusch mich, zog mein einziges blaues Kostüm an und ging zur Untergrundbahn. Im Stillen erwartete ich einen Scherz von Peter, auf den ich eingehen wollte, weil ich nichts Besseres zu tun hatte.

Als ich beim Portier nach Dr. van Merlen fragte, merkte ich an der Miene des Goldstrotzenden, daß dieser Herr ein wohlgesehener Gast sein mußte, denn der Goldstrotzende begleitete mich selbst in die Halle. Aus einem Korbsessel erhob sich ein glattrasierter Herr mit suchenden klaren, dunkelgrauen Augen, über die goldblonder Flaum flimmerte. Er reichte mir eine warme, bestrickend weiche Hand mit kräftigem Druck und sagte chevaleresk:

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Ihr Freund Peter hat mich auf Sie aufmerksam gemacht, mir auch Ihre kleinen, geistreichen Skizzen und Ihre feinen Gedichte geschickt. Sie verstehen Menschen zu beobachten, mein Fräulein, lassen Sie uns plaudern, vielleicht kann ich Ihnen für Ihre Kunst behilflich sein und Sie können uns im Austausch Unterstützung in unserer großen, kulturellen Sache gewähren!" —

„Was wünschen Sie zu nehmen?" fragte er unvermittelt

danach. Ich schwieg. So befahl er Sandwiches mit Schinken, Gänseleber-Pastete, ein Glas Sherry.
Er führte ein leichtes Gespräch über meine Arbeiten und kam, während ich noch knabberte, auf sein Ziel.
„Unsere Gesellschaft ist ein Sanatorium des Reichtums," sagte er. „Wir heilen die Opfer des Geldes, die nicht, wie manche glauben, ausgebeutete Arbeiter sind, sondern die aktiven Träger des Kapitals, der Fabriken, der Grundstücke, der passiven Aktien. Kurz, diese in das Geldsystem unserer Tage verschlungenen Menschen, die ihrer Lebensaufgabe nicht gewachsen sind. Wir leben diese Existenzen, da sie sich nicht selbst zu leben vermögen und lassen das Kapital arbeiten, scheinbar für sie, in Wirklichkeit für die Welt. Wir erfüllen nebenbei große, menschliche Aufgaben, indem wir Tuberkulosenheime gründen, indem wir Forscher in Bewegung setzen, indem wir Künstlern zur Arbeitsmöglichkeit verhelfen, wir lassen den Goldstrom über viele Mühlen laufen. Geld verpflichtet! Wir wahren die Moral des Kapitalismus streng! Für die schweren, die komplizierten Fälle können wir, wie Ihr Freund Peter Ihnen wohl schon angedeutet haben wird, keine gewöhnlichen Bedienten brauchen. Es müssen uns Menschen von Kopf zu Gebote stehen, die in Wirklichkeit die Leitung unserer Patienten in die Hand nehmen.
Ich bin über Ihr Vorleben unterrichtet. Sie befanden sich bereits früher einmal in der Stellung als Stütze der Hausfrau, Sie waren ein paarmal Erzieherin, Sprachlehrerin. Sie brauchen also keinen Vorbildungskurs durchzumachen, wie Ihr Freund Peter.
Der erste Fall, den wir Ihnen übertragen würden, dürfte

sehr angenehm sein. Es handelt sich um eine Witwe, eine liebe, nette Person, der scheinbar durch eine Lebensungeschicklichkeit ein Liebesglück entzogen wurde. Wir haben für die Korrektur alles vorbereitet, brauchen aber für die Durchführung besonders feine, vorsichtige Finger. Wie wäre es, wenn wir den Fall in Ihre Hände legten und Sie als Dichterin die Fäden führten? Es ist eine Aufgabe, die Ihrem Talente nicht fern liegen würde. Es wäre gewissermaßen Ihr erster Comfort-Roman!"

Da ich so umworben wurde, blieb mir nichts übrig, als zu sagen: „Ich will es versuchen."

„Dann lassen Sie uns auf unsere Geschäftsverbindung einen Tropfen trinken und einen Imbiß dazu nehmen," bestimmte Dr. van Merlen, erhob sich und führte mich in den Grill-Room, wo er beim Diner angenehm mit mir plauderte, mich dabei aber in das ganze unheimliche System der Gesellschaft Comfort einwies.

Frankfurt, 20. April 1914.

Am Montag habe ich mich meiner neuen Herrin, der Frau Edith R. im Hotel „Englischer Hof" vorgestellt. Ich fand zu meiner Ueberraschung eine ruhige, scheinbar nicht nervöse Frau, den Typus einer jüngeren, schlankeren Rubensschönheit.

Als Zofe muß ich diesen ersten Dienst, gemäß Dr. van Merlens Verheißung für sehr angenehm halten, denn die Dame wünscht keine direkte, körperliche Bedienung, nur die Zurüstung. Ich brauche beim Baden nicht behilflich sein, muß beim Frisieren wenig helfen. Sie ist in der Kleidung selbständig. Aber sie ist peinlich ordentlich, sehr genau und will alles bereit haben.

Am dritten Tage bereits wurde sie vertraulich, erzählte von ihrem Vater und ihrer Mutter, sprach über Reisepläne und zeigte mir die Photographie eines Herrn. Sie fragte mich:
„Finden Sie diesen Mann interessant?"
Ich antwortete diplomatisch, die Photographie verhieße viel.
„Dieser glänzende Mensch", sagte sie, „ist schwerer Melancholiker. Wenn er aus sich herausgeht, gesteht er, daß ihm das Leben nichts wert ist."
Ich wußte genug.
Als ich am nächsten Tage ihre kleinen Utensilien auf dem Schreibtisch ordnete, lag die Schreibmappe unverschlossen da.
Ich fand darin zwei Photographien. Die eine stellte den interessanten Melancholiker dar. Ich las auf der Rückseite mit Bleistift geschrieben: „Robert Harring, zur Erinnerung an die Strandbude in Travemünde."
Die andere Photographie stellte einen Herrn mit schwarzem Schnauzbart in Versaglieriuniform dar. Ich nahm nach dem Namen meiner Frau an, daß er der verstorbene Gatte sein müsse.
Gemäß meinem Auftrag berichtete ich den Namen Robert Harring, die Widmung und den Ort Travemünde der Gesellschaft Comfort.
Am Abend begegnete mir im Gang ein eleganter junger Herr. Er wollte mich küssen und nahm es sehr übel, weil ich es mir nicht gefallen ließ. Dieselbe Erfahrung machte ich mit einem dicken, glatzköpfigen Herrn im unteren Gang, der mir, als ich mich sträubte, fünf Mark bot, wenn ich still hielte.

Das Stubenmädchen, das die Szene mit angesehen hatte, schalt mich aus und sagte, ich wäre doch dumm genug, daß ich die fünf Mark nicht angenommen hätte. Es wäre doch auf dem Gang nichts weiter dabei gewesen, gefährlich hätte es doch nicht werden können.
Dann philosophierte sie: „So sind die Männer alle, sie meinen, unsereiner ist nur für sie da."

Frankfurt, 25. April.

Die Psychologie des Dienerzimmers wird mir geläufig. Ich verhalte mich zumeist still, aber ich mache die Ohren auf und höre.
Bei Tisch wird dem natürlichen Zorn des Tages Luft gemacht, wenn es der gnädige Herr oder die gnädige Frau arg getrieben haben. Ich bin erstaunt, mit welcher Ueberlegenheit die dienende Klasse über ihre Herrschaft redet. Fast alle Mädchen haben ihre Erfahrungen mit den Söhnen des Hauses hinter sich. Sie sprechen davon mit halber Entrüstung und mit halbem Stolz. Hat ein Mädchen des dienenden Standes ein Verhältnis mit einem Manne der oberen Schicht, so spricht sie von ihm fast immer nur „mein Herr". So bleibt das Verhältnis der Unterordnung gewahrt, trotz der erotischen Vertraulichkeit.
Mir ist dadurch klar geworden, warum so viele Ehen einen Giftkeim in sich tragen. Der junge Ehemann kann seine Position gegen das Mädchen dienenden Standes nicht so leicht vergessen. Ihm bleibt die zudringliche, unzarte Art der Annäherung und das Gefühl, im Weibe eine leicht greifbare Sache zu haben. Mit Grauen denke ich an den gestrigen Abend zurück, da drei junge Män-

ner in den hinteren Hausflur des Hotels eindrangen und der eine mich einfach unter das Kinn faßte und küßte. Als ich mich losmachte, nahm mich der andere unter den Arm und schob mich dem dritten zu. Und dabei den Hohn in den Gesichtern zu sehen und die Gier nach Weiberfleisch, die sie sicher so unverhohlen einem Mädchen aus gleichem Stande nicht gezeigt hätten.

Trotzdem empfinde ich einen starken Reiz unter meiner Maske. Vielleicht eine Folge der jahrhundertelangen Maskierung, die wir Weiber dem Manne gegenüber üben müssen. Auf jeden Fall lebe ich in einer stärkeren Atmosphäre, als in den beiden Berliner Jahren, wo ich mich tagsüber mit unreifen Mädchen herumschlagen mußte und des Abends in die erotisch verdickte Atmosphäre der Theater, Cafés und Ateliers untertauchte.

Wieviel Zeit habe ich doch dabei verschwendet, bei diesem Liebeln, Kosten und Weitergehen.

Die Zeit an der Münchner Universität war netter. Dort hatten es die Menschen nicht so eilig. Paare, die sich fanden, kamen im Karneval oder im Gebirge zusammen, auf eine natürliche Art, nicht unter ständiger Diskussion über das Thema Mann und Weib, Erotik, Lebensgenuß, Lebensgier, Individualität und andere Gehirnathletik, die in Berlin für die Werbung betrieben wird. Jetzt, als Kammerzofe bei einer Tageseinteilung, die mich nicht sehr beschwert, komme ich viel mehr zu mir selbst. Ich glaube, die Art der weiblichen Arbeit, die unserer Natur durch Jahrtausende angewöhnt ist, läßt mehr Zeit zum Nachdenken. Die kleinen schriftstellerischen Arbeiten, die ich in den Morgen- und Abendstunden für mich mache, haben mehr

Form und Schliff, als die Arbeiten der Berliner Zeit, die unter viel größeren, inneren Mühen entstanden.

Grand-Hotel, Taunus, 28. April.

Wir sind auf ein paar Tage in das große Hotel im Taunus gegangen. Frau Edith geht mit einem jungen Mann spazieren, den ich für einen Schauspieler halte. Von Leidenschaft ist bei ihr keine Rede. Sie braucht jemanden zum Spazierengehen und zieht die männliche Begleitung vor. Denn sie ist sehr weiblich und braucht die Ergänzung durch das andere Geschlecht.

Grand-Hotel, 29. April.

Erhielt die Direktiven von Dr. van Merlen. Die Suggestion nach Lübeck und Travemünde zu fahren, muß bei meiner Herrin unbedingt erzeugt werden. Die Mittel sind gegeben. Es laufen Postkarten ein aus Lübeck, schlecht geschrieben, mit einem ähnlichen Namen, wie der meiner Frau. Sie werden ihr von dem Portier gegeben und sie sieht Ansichten. Ich schmuggle ihr beiläufig auf den Schreibtisch Hotelanzeigen, die mit Photographien ausgerüstet sind — — —

Ich beobachte, daß sie diese Bilder in die Hand nimmt und darüber nachdenkt.

Grand-Hotel, 3. Mai.

Meine Herrin hat Aerger. Der junge Schauspieler hat sie angeborgt und mit ihr anderen Ortes renommiert. Comfort hat dafür gesorgt, daß es ihr zu Ohren gekommen ist. Sie ist krank vor Aufregung geworden und ich habe einen Arzt gerufen, der mir von Dr. van Merlen be-

zeichnet worden war. Der riet Luftveränderung, am besten Ostseeluft, gute Verpflegung. Warf hin:

„Wie wär's mit einem der Orte so bei Lübeck. Da haben Sie gewisse Anregung durch die Stadt, das Theater. Sind auch nicht aus der Welt."

Er hütete sich, den Namen Travemünde zu nennen. Ich entließ ihn durch die Tür. Frau Edith begann von der Schönheit von Travemünde zu erzählen.

Ich begann am nächsten Tage zu packen. Sie fragte erstaunt:

„Habe ich denn Auftrag gegeben?"

Ich erwiderte ihr ruhig:

„Gnädige Frau haben keinen direkten Auftrag gegeben. Aber es ist meine Pflicht, die Winke zu beachten. Die Koffer sind ja leicht wieder ausgepackt."

Sie fühlte sich als Fürstin behandelt.

„Liebes Kind, die Koffer bleiben gepackt, wir fahren nach Travemünde."

Dann ging sie auf und ab und sagte:

„Dort habe ich mit dem rasend interessanten Melancholiker seltsame Tage verlebt. Es war ein unglücklicher Zufall damals, daß ich telegraphisch an das Sterbebett meiner Mutter abberufen wurde. Ich hatte das Gefühl, ich hätte bei diesem Menschen eine Lebensaufgabe zu erfüllen."

Wir reisen morgen ab. Ich bin gespannt, was die Gesellschaft Comfort mit uns vor hat!

Travemünde, 10. Mai.

Ich habe mich hüten müssen, nicht laut zu lachen, als ich

im Hotel zu Lübeck Peter mit glattgeschorenem Kopf erblickte.

Auch ihm verging der Atem. Unsere erste Aufgabe bei der Gesellschaft Comfort war also, uns in die Hände zu arbeiten. Und es gelang, wie in einer guten Komödie. Herr Harring geht in sein Zimmer, hört im Badezimmer das Wasser rauschen und trifft die alte Freundin im Negligé an seiner Badewanne.

Ich empfing von der Gesellschaft den ausdrücklichen Befehl, mich in Gegenwart von Herrn Harring selten zu zeigen und alles zu unterlassen, um seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

Ich teilte Peter auf dem Kai in Travemünde diese Anweisung mit. Er sagte nur kurz: „Natürlich würdest du deiner Frau Konkurrenz machen."

Travemünde, 12. Mai.

Meine Frau ist nie ohne Herrn Harring. Sie ist glücklich. Peter schilderte mir den Charakter Harrings als einen Menschen, der nur eine fixe Idee habe, sich selbst zu töten.

Peter fragt oft, warum erleichtert nun die Gesellschaft Comfort einem solchen Menschen seinen Entschluß nicht? Das wäre der beste Komfort des Lebens, den er genießen könnte.

Ich wurde beinahe heftig. Ich behauptete, das Leben eines jeden Menschen sei wichtig. In irgendeiner Stunde seines Lebens könne sein Wert sich erweisen und es wären blinde Narren, die da glaubten, über Menschenwert souverän urteilen zu können. —

Es ist selig-sommerlich warm. Alle Bäume sind von zar-

ten, grünen Trieben überrieselt! Plötzlich begreife ich das Symbol vom Füllhorn der Flora — das frische, zitternde Grün scheint wie zugeweht auf den Bäumen zu haften — als wäre es vom Himmel herabgeströmt mit dem warmen, befruchtenden Maienregen. —
Und ich sehe das Meer —! Ich vergesse Zofe zu sein und im Dienste Comforts zu stehen, wenn ich die Wellen herankommen sehe, wie Gestalten der Menschengeschlechter, die sich emporrecken und zerrinnen am Rande der Ewigkeit —!

Travemünde, 20. Mai.

Ich genieße diese Tage. Meine Frau hat mir als Vergünstigung erlaubt, daß ich nicht immer in weißer Schürze und im Häubchen herumlaufen muß. Das schützt mich gegen Zudringlichkeit und erlaubt mir an den vielen freien Nachmittagen Exkursionen.

Am Hafen gibt es ein kleines, nettes Lokal, in dem ich an schönen Abenden auf kurze Stunden mit Peter zusammen bin.

Wir essen, eine Schinken- und eine Käseschnitte, trinken dazu ein blondes Bier und sprechen aus der Distanz über gemeinsame Bekannte in Berlin. Peter hat seinen Haß gegen Brunk immer noch nicht abgelegt.

Das Leben, das ich jetzt führe, ist angenehmer als mein früheres Dasein.

Wie schön wäre Norditalien und der Gardasee gewesen, wie schön Tirol, wenn ich nicht damals als Gouvernante vierzehn Stunden des Tages mit unreifen Menschen zusammen gewesen wäre, die in mir nur ein peinliches Objekt zur Beaufsichtigung sahen. Ich quälte sie nicht, ich

ließ ihnen freien Lauf, aber sie schrieben die Stunden, die sie frei waren, wie sich's für Kinder geziemt, ihrer List und Schlauheit zu. Kindererzieherin sein, ist die schwerste Stellung im Leben. Die Eltern ernennen sie zum Sündenbock für die Kinder und die Kinder sehen in ihnen ihre natürlichen Feinde, die ihnen den Weg zur Freiheit versperren.

Travemünde, 26. Mai.

Das war ein Unglück! Beiden wurde es klar, daß die Gesellschaft Comfort sie zusammengeführt hat. Frau Edith war zum erstenmal zornig auf mich. Ich hätte ihr Lebensglück zerstört, ich hätte sie einer Niederlage ausgesetzt, da ich sie nach Travemünde gelockt. Ich sagte nichts dawider, ich war nur still um sie besorgt, machte ihr Umschläge um den Kopf und endlich sagte sie, sie hätte das alles nicht so schlimm gemeint und klagte mir ihr Leid. Ich mußte Obacht geben, wann Herr Harring zurückkam. Sie ging nur mit einem Nachtgewand und einem leichten Schlafrock darüber bekleidet in sein Zimmer. Aber sie kam bald zurück.

„Er ist sinnlos betrunken," seufzte sie.

Peter verständigte mich, daß es für uns das beste wäre, abzureisen, da fürs erste auf ein Gelingen des Planes der Gesellschaft Comfort nicht zu rechnen sei. Peter war so verzweifelt, als ich ihn im Gange allein traf, als wäre ihm eine todsichere Premiere schlecht ausgegangen.

Ich gab Frau Edith zu verstehen, daß Herr Harring sich so zornig und erbittert gegen Peter geäußert habe, daß es ihre Würde beeinträchtigen würde, wenn sie bliebe.

Wir reisen ab. Aber sie hofft insgeheim auf die Stunde,

in der sie noch einmal mit diesem Mann zusammentreffen kann.

Ich muß gestehen, Herrn Harrings Handlungsweise nimmt mich für ihn ein. Er empfand, daß mit seinem Gefühle Theater gespielt wurde, darum brach er brutal ab. Unter all seinem Luxus und seinem Hang zu Komfort verhüllt er doch Kraft und Willen.

Meran, 12. Juni.

Wir leben nun in Obermais, nachdem uns Frau Ediths Unruhe kreuz und quer durch die Schweiz, Oberitalien, zurück ins Etschtal nach Meran getrieben hat. —

Eine Kulissenfahrt im Urania-Theater wäre ein größerer Genuß gewesen, denn die neuen Eindrücke waren so zahllos, daß einer den anderen austilgte. — Meiner Herrin war es recht. Sie wollte nichts sehen und hören. Sie fand Beruhigung nur in dem Rhythmus der ratternden Waggons!

Menschlich hatte ich es gut, denn sie brauchte mich als Gesellschafterin und ich mußte mich als solche tragen. — In Lugano machte mir ein junger, deutscher Offizier in Zivil augensichtlich den Hof. Das gab Frau Edith die erste Heiterkeit.

„Wenn er wüßte, wer Sie sind!" Und sie hätte mich ihm am liebsten im Zofendreß gezeigt. —

Luganos nächtliches Bild mit den Lichtern und der runden Bucht des Sees, der im Dunkel an Größe gewinnt, blieb mir in der Erinnerung, da ich auf eine halbe Stunde zu mir selbst kam. Und am Morgen die stille, helle Kirche mit dem Fresko Luinis! — Rast gewann ich am Gardasee.

Frau Edith fiel es ein, in Castello Coroni eine ihr bekannte englische Familie zu besuchen. Das Castello gehört meinem alten Münchner Bekannten, Professor Regan. Er handelt noch immer mit neu aufpolierten Palästen! — Der Palazzo Coroni wäre der Ort, um fürstlich darin zu leben. Eine Marmortreppe führt durch dunkles, südliches Grün hinunter zum blauen See. — Dort in der Bucht baden und sonnenselig sein können! O Wunsch! O Traum! —

Frau Edith hofft. Sie geht wenig unter Menschen. Liegt in der Sonne auf der Veranda. Manchmal bestellt sie einen Wagen und fährt hinunter nach Eppan. Ich bin jetzt mehr ihre Gesellschafterin als ihre Zofe.

Meran, 14. Juni.

Frau Edith schrieb an Dr. van Merlen. Sie sprach den Wunsch aus, es ihr zu ermöglichen, wieder mit Herrn Robert Harring zusammenzukommen. Ich hatte bei der Gesellschaft bereits auf diesen Wunsch vorbereitet. Frau Edith erhielt von dem Dr. van Merlen umgehend einen Brief, dessen Inhalt mir die Gesellschaft mitteilte. Dr. van Merlen riet Frau Edith dringend davon ab, die Liaison mit Robert Harring wieder aufzunehmen. Der Charakter des Mannes schiene zu eigentümlich zu sein, als daß der Versuch gelingen könne. Frau Edith war aufs höchste erregt. Sie schrieb eine Depesche, die ich auf die Post befördern mußte. Sie lautete: „Habe das Recht, daß mir die Gesellschaft Comfort diesen einzigen Wunsch erfüllt. Trete sonst aus."

Umgehend kam die Antwort von Dr. van Merlen:

„Wunsch erfüllt sich in Kopenhagen. Grand-Hotel absteigen.“

Ich bin auf den zweiten Teil unserer Gesellschaftskomödie in Kopenhagen gespannt und freue mich, Peter wiederzusehen.

Kopenhagen, 19. Juni.

Frau Edith konnte vor Erregung die ganze Nacht nicht schlafen. Ich mußte an ihrem Bett sitzen und ihr einen Roman von Bourget vorlesen. Ich ward dabei so müde, daß sie mich schließlich gnädig zu Bett schickte und selbst weiterlas. Am nächsten Tage gab sie mir frei, denn sie nahm ein Automobil, um ihre Rastlosigkeit zu verfahren. Ich zog mir einen schwarzen Rock und eine weiße Bluse mit Stehkragen an, setzte einen Matrosenhut auf und ging in die blanke Stadt. Ich kann Kopenhagen nicht anders nennen. Die Mädchen hier sind entzückend. Es ist eine besonders schlanke Rasse mit zarten Formen und vieler Energie. Die jungen Männer tragen sich sehr solid. „Durabel“ würde Thomas Mann von ihren Anzügen sagen.

Am Rathaus traf ich Peter. Er war mit seinem Herrn gerade angekommen, kam mir entgegengeschlendert und streckte die Hand aus, als müßte es so sein. Da er nach der Seefahrt Appetit hatte, gingen wir in ein kleines Restaurant, das reizend ausgestattet war, aßen Smörbrote und Hummer und tranken dazu ein Gläschen Wein. Nach dem Essen besprachen wir die geschäftliche Angelegenheit der Gesellschaft Comfort. Ich gab ihm Nachricht von der

Unruhe und dem Verlangen meiner Herrin und er berichtete mir über die letzten Abenteuer seines Herrn.
Wieder begann unser alter Streit über den Wert oder Unwert Robert Harrings. Peter behauptete von ihm, das Problem dieses Mannes wäre sehr einfach.
„Er ist ein Gesellschaftsmensch, der des Lebens überdrüssig geworden ist, weil er nie zu arbeiten brauchte und immer das hatte, was er brauchte. Dr. van Merlens Lebensrezept, ihm eine Frau zu finden, die ihn heiratet, wäre vielleicht der einzige Ausweg. Hat dieser Mann Kinder, wird er vielleicht ihnen gegenüber Charakter entwickeln. Aber eine Gewähr ist nicht gegeben und ich weiß nicht, ob es recht ist, die Art dieses Mannes fortzupflanzen."
Wieder ereiferte ich mich rot und heiß über den Fall Harring. Ich machte Front gegen Peters apodiktische Verurteilung.
Peter erwiderte:
„Im Anfang hat mich dieser Fall interessiert. Allein dieser Mensch hat keinen seelischen Hintergrund. Wenn er in das Nichts wandert, so läuft er dahin, wo er hin gehört. Als Vertrauenswächter der Gesellschaft ist es allerdings meine Pflicht zu wachen, daß dieser Mann seinen Weg, den er sich vorgenommen hat, nicht zu Ende geht."
Ich behauptete dagegen:
„Ein jeder, der sich mit dem Entschlusse trägt, freiwillig aus dem Leben zu gehen, muß unbedingt eine besondere Art der Geistigkeit haben. Wer diese Geistigkeit weckt, erschließt der Menschheit eine Kraftquelle."
Peter lächelte und meinte:
„Wir werden ja beide sehen, was an dem Mann ist, wenn er wieder mit deiner blonden Frau zusammentrifft."

Kopenhagen, 20. Juni.

Zwei Stunden nachdem ich Robert Harring gegen Peter verteidigt hatte, wurde ich von ihm geküßt.

Ich lief die Treppe hinunter und prallte mit einem Herrn zusammen, der mich auffing. Er folgte dem Zwange seines männlichen Naturells. Ich war im Augenblicke gelähmt, da ich ihn erkannte. Aber ich fühlte keinen Widerwillen gegen ihn. Es war auch nicht ein Abenteuer, wie es kleinen Zofen mit Herren der oberen Schicht täglich begegnet. Er küßte knabenhaft und kühl. Vielleicht küßte er mich nur, weil er es für unmännlich gehalten hätte, ein hübsches Weib zu verschmähen und zu verletzen. Ich entwand mich ihm und glitt in schnellster Fahrt auf den aufgestützten Händen das breite Treppengeländer hinunter, wie ich es als Mädchen oft getan. Nun ist geschehen, was ich in Lübeck-Travemünde klüglich vermieden habe. Ich bin ihm aufgefallen. Ich kann's nicht ändern!

Am Nachmittage war Robert Harring bei meiner Frau. Er erkannte mich, als ich ihm öffnete.

Ich konnte ihn gut beobachten. Er ist ein hübscher Typus. Dunkelblond mit schmalem Gesicht, ein Kinn, das unter weichlichem Fleisch starke Kiefer verbirgt. Seine Haut ist so rosig weiß, wie es eben nur die kosmetische Pflege der Gesellschaft Comfort ermöglicht. Aber Peter scheint recht zu haben. Er ist ein unbeseelter Mensch. Aus diesem Kopfe könnte geformt werden ein Offizier, ein Rechtsanwalt, ein Gutsbesitzer, ein praktischer Arzt, ein Bildhauer, ein eleganter Schriftsteller, ich weiß nicht, was daraus nicht geformt werden könnte, falls das Schicksal ein wenig an ihm knetete.

Nach dem Gespräch war Frau Edith recht unglücklich. Sie sprach mit mir über Herrn Harring, lobte ihn sehr, aber beklagte seinen haltlosen Charakter. Sie schloß ihre Ausführung:

„Nur eine rechte Frau könnte ihn leiten!"

Ich glaube nicht, daß sie die rechte Frau für diesen Mann ist. Sie ist zu weich, zu launisch und weiß nicht zu führen. —

Ich sah Harrings brünette Freundin, von der mir Peter erzählt hat. Sie scheint ein junges Mädchen zu sein, das nach Erlebnissen verhungert ist, wie es so viele gibt. Aber der Mensch, der viel Geld besitzt, hat am Erlebnis nichts. Er kauft sich höchstens Erinnerungen.

Das Zusammensein mit Peter ist sehr nett. Ich empfinde ihn nie als Mann, immer als guten Kameraden. Ich war daher sehr erstaunt, da er am heutigen Abend, nachdem mein Dienst beendet war und ich ihn um zwölf Uhr traf, seinen Arm um meine Taille legte und mich küssen wollte.

Ich sagte nur:

„Aber Peter!" Er war sogleich sehr verwirrt.
Wie ich das Gespräch auf seinen Herrn brachte, neckte er mich und meinte, ich hätte den Ehrgeiz, die versteinerte Seele dieses Menschen zu erlösen. Ich erwiderte trotzig: „Warum nicht? Ich glaube, ich habe mehr Verständnis für die Art dieses Mannes, als all die Damen, die Comfort sonst mit ihm zusammenbringt."

Peter lachte, und er reichte mir seine große, trockene Hand, die ich gern habe. Ich drückte sie kräftig und wir gingen als gute Freunde auseinander.

Kopenhagen, 21. Juni.

Am nächsten Morgen traf ich Peter in der Halle des Hotels.

Er sah sorgenvoll ein Chiffre-Telegramm durch.

Ich schüttelte ihm die Hand. Er sagte:

„Ich habe gestern noch telephonischen Bericht über den Zustand meines Herrn gemacht und erhalte heute eine Instruktion, für alle Fälle eine neue Liaison bereit zu halten.

Sage, Fanny, wie kann ich in der Eile etwas Neues einfädeln, wo sich die Ereignisse überstürzen?“

Ich lachte ihn an und erzählte ihm, daß ich am Tage vorher Herrn Robert Harring auf der Treppe getroffen und mit ihm kokettiert hätte. Da er zornige Augen machte, sagte ich:

„Wie ich dazu gekommen bin, Peter, weiß ich selbst nicht. Es reizte mich einen Augenblick, ihn in Verwirrung zu bringen.“

„Es ist doch nicht dein Ernst, mit diesem Mann anzuknüpfen?“ fragte er zitternd.

Ich sagte: „Ich gebe dir mein Wort, ich habe alles getan der Instruktion der Gesellschaft Comfort gemäß, mich dem Manne fern zu halten. Aber was kann ich dafür, wenn ich ihm in die Arme lief? Hätte er mich nicht aufgefangen, hätte ich vielleicht ein Bein gebrochen.“

Peter schüttelte mißbilligend den Kopf. Wir trennten uns.

Nach dem Frühstück kam Peter zu mir und sagte:

„Fanny, der Teufel ist los. Beim Frühstück sind die beiden Damen zusammengeraten. Es ist an den Tag gekom-

men, daß auch Fräulein Ella Mitglied der Gesellschaft Comfort ist. Robert Harring ist das Spiel satt. Ich spüre es, daß alle seine Organe jetzt für jede Verrücktheit offen stehen. Wie ihn halten? Fanny, was meinst du, wenn du es wahr machtest und mit ihm durchgingst? Ein Mädchen, das für dich bei deiner Herrin einspringt, finden wir leicht. Ich brauche nur an das hiesige Comfortbüro zu telephonieren."

Ich fühlte mich von seinen Worten überfallen, sann nach und wich zurück. Er drängte fieberhaft auf mich ein. „Du hast mir doch erzählt, was du ihm gestern auf der Treppe gesagt hast."

Ich erwiderte: „Das tat ich nur aus Neugier. Ich wollte nur eine Lebensäußerung von ihm sehen."

„Aber er ging doch auf die Koketterie ein. Fordere ihn doch heute mit blanken Worten auf. Frage ihn: Haben Sie Lust, mit mir heute abend durchzugehen."

Ich atmete auf und sagte:

„Ich wette einen Schilling, daß nichts dabei herauskommt. Aber wenn du willst, werde ich ihm diese Worte auf der Treppe sagen und will sein Ja oder Nein als Zeichen nehmen, ob mir das Abenteuer vom Schicksal bestimmt ist."

Peter zog sein Notizbuch und gab mir Verhaltungsmaßregeln, als ob meine Entführung durch seinen Herrn schon feste Tatsache wäre.

„Sage ihm, er soll bei Knutsen ein Automobil bestellen. Die Abreise setzest du auf zwölf Uhr abends fest."

Bis ins kleinste gab er Anweisungen über die Fahrt nach Korsör und weiter nach Berlin. Ich fragte ihn ganz erschüttert von seinem rechnenden Eifer:

„Was hast du mit mir vor, Peter?"

Er sah mich entsagungsvoll mit hungrigen Augen an und sagte:
„Fanny, du hast hier die einzige Lebenschance. Du bist nicht dafür gemacht, als ein fahrendes Fräulein herumzuvagieren. Du hast Talente und Fähigkeiten, aber du brauchst einen Boden, in dem du wachsen kannst. Hier ist ein Sprungbrett. Nimm einen Anlauf und spring, vielleicht kommst du über die Misere hinweg, durch die du sonst waten müßtest."
Es überkam mich eine Welle von Freundschaft und Wärme. Der Arme tat mir leid. Er war blaß vor Aufregung. Darum sprach es aus mir:
„Peter, du bist ein lieber Kerl!"
Er schaute vor sich hin und sagte seufzend:
„Es muß alles auf dieser Welt bezahlt werden."
Plötzlich aber erhob er sich, schüttelte beide Fäuste und rief:
„Ist es nicht fürchterlich, daß sich Menschen für dieses anonyme Institut opfern müssen, nur um einigen mit Glücksgütern überfütterten Menschen zur Bequemlichkeit zu dienen!
Die Gesellschaft Comfort", schrie er, „ist das Abbild der zeitlichen Lebensgemeinschaft überhaupt. Für einige wird gesorgt, daß alle ihre Narrheiten befriedigt werden! Die andern alle müssen sich hingeben und leiden."
Ich entgegnete:
„Denk' doch an diesen Herrn, mit dem du mich morgen durchgehen lassen willst. Er ist des Lebens überdrüssig trotz seines Geldes, trotz der Behaglichkeit der Gesellschaft Comfort."
„Es ist die Narrheit eines Tatenlosen," rief Peter. „Es

ist die Selbsterkenntnis der Drohne, die da fühlt, daß sie nur den Tod verdient, nichts weiter."

Plötzlich sprang er auf, reichte mir die Hand und sagte: „Leb' wohl und zieh so viel Nutzen aus der Angelegenheit, als du kannst."

Seine Hände zuckten, seine Lippen zitterten. Vor seinen hungernden Blicken schloß ich die Augen und beugte mich ein wenig zurück.

Er riß mich an sich, küßte mich und stürmte davon.

Wenn ich mich prüfe, muß ich mir gestehen, ich empfinde für ihn nicht mehr wie früher. Doch tut er mir so leid.

Mit diesem Gefühl ging ich zur Treppe. Ich beobachtete Herrn Harring, der hastig hinaufstieg. Sein Gesicht war ein wenig gerötet, ein Impuls machte ihn frisch. Ich dachte: verspürt dieser Mensch nur eine Lebensregung, so muß er große Schönheit entfalten.

Ich beugte mich rücklings über das Geländer, da tat er die Frage, die mir Peter suggeriert hatte:

„Haben Sie Lust, mit mir heute abend durchzubrennen?"

Da ich diese Worte vernahm, war ich wie unter einem Bann. Meine Seele glitt durch ein unerbittliches Räderwerk. Noch fürchtete ich seine Annäherung und beugte mich weit zurück. Fast wäre ich gestürzt. Er umfing meine Hüften. Ich fragte:

„Ist es Ihnen Ernst?"

„Gewiß!" sagte er.

Ich fragte, in Aengsten vor mir selbst:

„Aber Ihre blonde Freundin?"

Er sagte kühl:

„Sie wird meine Abreise begreifen! Ich schicke ihr sogleich Blumen und einen Abschiedsgruß."

„Bestellen Sie sofort ein Knutsensches Automobil," repetierte ich wie ein Grammophon die Worte, die Peter in mich hineingesprochen hatte und fuhr fort:
„Wir fahren durch Dänemark und ich verspreche Ihnen, Sie sollen mit mir zufrieden sein. Sie werden nicht ohne Comfort in einer ganz neuen Art leben."

Er küßte mich. Aber es war keine Leidenschaft in seinem Kuß. Es war eine Handlung, die er vornahm, weil er sie wohl für nötig erachtete.

Der Kauf war vollführt. Peter erwartete mich. Ich erzählte ihm alles. Er hörte mich an und sagte traurig:
„Leider habe ich unsere Wette gewonnen. Du mußt mir einen Schilling geben."

Ich gab ihn. Peter wickelte ihn sorgfältig in Seidenpapier ein und steckte ihn in seine Brieftasche, als wäre es eine seltene Denkmünze.

Vom 24. Juni bis 26. Juni.

Es ist alles verlaufen, wie es bestimmt worden war.

Ich bin in einer unbeschreiblich schönen Nacht mit dem Leib eines fremden Mannes durch Seeland gefahren. Ich habe mir geholfen, indem ich an einen Idealgeliebten aus meiner Backfischzeit zurückdachte.

Als Schulmädchen begegnete ich auf der Straße immer einem jungen Studenten von hoher Gestalt mit einem Apollokopf. Ich habe nie ein Wort mit ihm gesprochen, hörte aber seine volle, kräftige Stimme, wenn er mit einem Kameraden vorüberging. Die Erinnerung an diesen Mann ist mir geblieben. Um nun über die seelische Leere hinwegzukommen, schloß ich die Augen und verwandelte

Robert Harring in den Studenten aus meiner Mädchenzeit. —
Dieser Mann lebt neben mir wie ein Automat. Gemäß den Regeln der Gesellschaft Comfort belaure ich ihn. Er führt ein Tagebuch, in das er sorgfältig notiert, wenn ihn die Sehnsucht nach Selbstmord überkommt. Er macht sich Anmerkungen über Todesarten, wenn er Neues in Zeitungen oder einem Buche gefunden hat, er rechnet sich dabei Verminderung der Leiden beim Sterben aus.
Dieser Mann erscheint mir wie ein zeitweilig Gelähmter. Wenn es nur gelänge, ihn in Bewegung zu setzen, so müßte sich zeigen, was ihn wirklich bewegt. Er verachtet die Konvention, in der er lebt, aufs tiefste. Wenn es gelänge, diese Verachtung aktiv zu gestalten, wäre er vielleicht zu retten. Ich will versuchen, ihn in exzentrische Gesellschaft zu bringen, vielleicht, daß er da zu menschlichen Regungen kommt.
Dieser Mensch zeigt alle Empfindungen der Sinnlichkeit. Er hat einen sehr feinen Geschmack, eine gute Nase, er ist sensibel, und dennoch habe ich die Empfindung, als ob dies alles nicht zu ihm gehöre. Es regt sich da ein Körper und die Seele sitzt irgendwo eingefroren in einem Eisblock am Nordpol und wartet auf Erlösung. Ich muß an Nietzsche denken, der das Erlösungsbedürfnis verspottet. Aber was will Zärtlichkeit, Sehnsucht, Anschmiegsamkeit einer Frau anders, als den Mann für sich gewinnen, in ihm eine Seele zu empfinden, die die Melodie der ihren ist. Denn wir Frauen lieben im tiefsten Wesen nur die Männer, die durch ihre Männlichkeit mehr sind als Weiber, es sei denn, daß eine männliche Frau ein Spielzeug braucht, einen weiblichen Mann. Aber gerade alles andere

als weiblich erscheint Robert Harring, trotzdem er der Gesellschaft Comfort verfallen ist. Er zeigt keine Schwächen, die der Frau eigentümlich sind. Er ist ein Mann in absoluter Ruhe, in absoluter Erstarrung. Ich bemitleide ihn. Nun wird behauptet, Mitleid sei eine Vorstufe zur Liebe. Ich fühle mich im Gegenteil in seiner Gegenwart vegetabil. Ich tue, was er verlangt, weil es ihm wohltut, aber ich würde nie in seiner Gegenwart glühen und brennen. Ich empfinde in seiner Gegenwart nicht einmal Scham!

Der Fall eines Mädchens aus guter Familie, das geheiratet hat, scheint mir die meiste Aehnlichkeit mit meinen Beziehungen zu Robert Harring zu haben. Nur würde die Trennung eines solchen Mädchens von ihrem legitimen Gatten bedeutend mehr Schwierigkeiten bereiten, wie eine Trennung, die ich jederzeit vollziehen kann.

Das ist die Freiheit, die mir verblieben ist, und der menschlich-moralische Gewinn für mich. Die Verbindung zwischen Mann und Weib wird durch die Gewohnheit im wesentlichen bestimmt. Wenn ich mit diesem Manne zusammen leben würde, ohne die Aufgabe, die Comfort mir gestellt hat, nur um angenehme Tage zu vollbringen, so würde bei dem Charakter dieses Mannes für mich jedenfalls eine Gewöhnung eintreten. Jetzt bleibe ich in bestimmter Weise gespannt. Ich bin froh, daß ich ihm von Anfang an, bei aller Intimität, eine gewisse Kühle gezeigt habe. Er grübelt nach, was ich für ein Mensch sei. Hier kann vielleicht der Stollen durch seinen Egoismus geschlagen werden, um auf seine menschlichen Eigenschaften zu stoßen. In Berlin suche ich ihm zu beweisen, wie winzig sein Lebenskreis geworden ist. Ich zeige ihm kleine Effekte im

Stadtbild, wie den Phydias bei Nacht. Ich bereite ihm kleine Sensationen, aber sein Geist kommt nur schwer in Schwingung.
Denkt er nach, so weiß ich, ihn überkommen Selbstmordgedanken, und er tut mir sehr leid. Ich könnte dann wirklich zärtlich werden, wie eine Mutter zu ihrem Kind. Aber die Klugheit verbietet es mir. Es wäre zu viel.
Ich will versuchen, ihn in eine Gesellschaft zu bringen, in der vielleicht seine Ironie zum Leben erwacht. Auf der Fahrt nach dem Süden will ich haltmachen auf der Wesenburg, auf der Dr. Lavater sein Unwesen treibt zum Ergötzen der satirisch veranlagten Besucher und zur Freude all der Leute, die sich gern altdeutsch-karnevalistisch gebärden.

Berlin, 28. Juni.

Der Dr. van Merlen beschied mich zu sich. Er empfing mich in dem Kartothekraum der Gesellschaft Comfort, der vom Boden bis zur Decke mit Regalen bedeckt war, in denen sich alle Nachweise befanden, die der Gesellschaft nottun. Wer diesen Raum betritt, glaubt das Kartothekzimmer einer riesigen Bibliothek vor sich zu haben.
Dr. van Merlen erklärte mir, es solle ein Triumph der Gesellschaft Comfort sein, wenn Herr Robert Harring von seiner Manie geheilt werden könnte. Mir überreichte er als Anerkennung für die Dienste, die ich der Gesellschaft bereits geleistet hätte, einen Scheck von 2000 Mark und erhöhte mein Gehalt um 50 Mark monatlich.
„Mein liebes Fräulein," sagte er zum Schlusse väterlich, „Sie haben eine große Chance in der Hand, lassen Sie sich

diese nicht entgehen. Für Comfort wäre es das beste, Herr Harring würde Ihnen einen Antrag machen. Würden Sie ihn annehmen?"

„Darüber bin ich mir noch nicht im klaren!" erwiderte ich, denn mein Unabhängigkeitssinn sprang mir siedendheiß in den Kopf.

„Aber das wäre doch die natürlichste Sache von der Welt," sagte Dr. van Merlen. „Sie wären in jeder Beziehung eine prachtvolle Frau für Robert Harring. Ich bin überzeugt, an Ihrer Seite würde er ein tatkräftiger, lebensfroher Mensch. Und Sie selbst hätten an seiner Seite die Möglichkeit, alle Ihre Gaben zu entfalten. Erwacht er erst einmal aus seiner Uninteressiertheit, wird er stolz darauf sein, eine Frau von geistiger Bedeutung zu besitzen."

„Aber wenn er spürt," erwiderte ich, „daß auch ich ein Mitglied der Gesellschaft Comfort bin, wird alles zu Ende sein."

„Ihre Kunst ist es, liebes Fräulein, das nicht merken zu lassen." war Dr. van Merlens Antwort.

Dann besprach er mit mir eingehend meinen Reiseplan und billigte meine Idee, Harrings Lebensinteresse durch Begegnung mit merkwürdigen und sonderlichen Menschen zu erwecken. —

Wer mit den Mitteln der Gesellschaft Comfort arbeitet, hat es leicht. Mir steht ein ausgezeichneter Chauffeur und ein prachtvolles Automobil zur Verfügung. Da wird es sich leicht reisen lassen.

Mein Traum vom Castello Coroni soll in Erfüllung gehen!

Ich werde auf der Marmortreppe ins Wasser des blauen Sees schreiten — — — fürstlich! — — —

Wesenburg, 30. Juni.

Wir sind auf der Wesenburg. Wie anders wirkt das altertümliche Treiben auf mich ein, als vor vier Jahren, da ich's mit reiner Mädchenbegeisterung aufnahm. Damals war ich ein wenig geschmeichelt, als der Dr. Lavater sich um mich bemühte und mir ein Ständchen auf seiner Laute brachte. Heute will mir's scheinen, als sei Robert Harring, der in sich ruhende Lebensmüde, von größerer Bedeutung, als der rastlose Burggeist Lavater.
Harring läßt sich zerstreuen. Er beginnt ein wenig zu philosophieren über Lebensschicksal, aber er variiert nur das Thema der Zwecklosigkeit. Sein Lehrsatz lautet: Nur der ist lebenstüchtig, der eine kleine Aufgabe wichtig nimmt. Und das vermag nur ein Narr!
Aber ich freue mich, ihn richtig gesehen zu haben. Er hat Neugierde an den Menschen.
Noch nie hat mich das Gefühl der Dienstbarkeit so sehr bedrückt, als gerade bei diesem Mann, der mir den Dienst nicht schwer macht.

3. Juli, auf der Fahrt.

Die bunten Bilder der Burg sind an Harring ohne große Erregung vorbeigezogen.
Vor Bamberg spürte ich, da er im Wagen eingeschlafen war, das Gefühl der Freiheit, das mich überkam, weil ich nicht unter seinen Blicken zu dienen brauchte.
Am Abend erwärmte er sich in einem Nürnberger Bier-

hause mehr als sonst. Das sind Hoffnungszeichen, Bewegung in seinen Geist hineinzubringen, die Vereisung seines Ichs aufzulösen. Wäre nicht der Wechsel in der Szenerie, es wäre mir dies Leben sehr beschwerlich.. Sich immer beherrschen zu müssen, immer bereit zu sein und dazu immer die Last des Gefühls zu tragen, das alles hat keinen Sinn, macht müde und hoffnungslos.

Meine ganze trostlose Stellung kam mir zum Bewußtsein durch die Indiskretion eines alten Herrn, mit dem Harring in einer Unterhaltung begriffen war, in die ich geriet. Er stellte sich unter dem Namen Weißvogel vor.

Das Leben der Abhängigkeit ist elend, trotz güldner Schuh.

München, 5. Juli.

Harring hat recht! Das ist die Kunst des Lebens, im Augenblick wie ein Kind zu glauben, daß das, was getan wird, das Wichtigste auf dieser Welt und in diesem Dasein überhaupt ist. So streicht Regan Paläste an und verkauft sie. So pinselt er Sacktücher und Kostüme an und gewinnt aus ihnen Renaissance-Gewänder. Und er hat die Freiheit, hinterher über diese Scherze zu lachen. Wenn er etwas tut, und sei es das Närrischste, immer wird er erfüllt sein vom inneren Glauben, nichts ist so wichtig als gerade dies, was ich in dieser Sekunde, in dieser Minute, in dieser Stunde vollbringe.

Diese Freiheit Regans ging mir verloren durch Comfort! — Ich handle nach Zwang und Konvention!

München, 6. Juli.

Auf dem Fest in Pitjahns Garten spürte ich bei Har-

ring etwas wie Eifersucht. Doch ist es wohl nur das Gefühl, das der Besitzer eines schönen Kruges hegt, der nicht will, daß ein anderer aus seinem Gefäße trinkt. Er verharrt vereist in seinem Egoismus und ich bin gemäß unseres Vertrages seine Sache.

Ich überlege mir, ob ich diesem Mann anders zugehören würde, wenn er tatsächlich die Gefühle einer Liebesleidenschaft zu mir offenbarte. Aber wie könnte dies Unmögliche geschehen!

Liebesleidenschaft eines Mannes erwächst aus der Begehrlichkeit, und diese ist bei Robert Harring gesättigt. Er ist mein tatsächlicher Besitzer und braucht meiner nicht zu begehren, es sei denn, daß ich mich von ihm trennte und er nach meiner Trennung ein starkes Bedürfnis meiner Person hätte. Aber auch dies wäre nicht die aus dem Körperlichen ins Seelische gewachsene Liebe. Ich bin für ihn wie ein kostbares Gefäß, in das eine Seele verzaubert ist. Er erinnert mich an den Mann im Märchen, dessen Herz aus Stein war.

Castello Coroni, 12. Juli.

In Bozen stießen wir wieder auf Weißvogel.

Harring scheint es eine Freude zu machen, mich zu erniedrigen und zu quälen. Ich halte es aus, da ich irgendeine menschliche Regung darin empfinde, daß er an mir irgend etwas rächen will, dessen Grund ich noch nicht erkannt habe.

Die Fahrt morgens durchs Etschtal wurde mir sogar zum Genuß, da ich neben dem Chauffeur das rüde und takt-

lose Geschwätz Weißvogels in meinem Rücken nicht mehr vernahm.

Hier, im Castello Coroni, an den blauen Wassern des schönen Sees, ist mir's, als ob mir alles Gute beschieden sein soll. Harring liegt in der Sonne. Ich merke, daß irgendeine organische Gesundung bei ihm vorgeht. So zu ruhen vermag nur ein Rekonvaleszent und ich bin sehr vorsichtig, sehr besorgt, daß ihn in dieser Ruhe nichts stört.

Er hält sich fern von mir, aber ich spüre keinerlei Feindseligkeiten mehr gegen mich.

Sonderbar ist, daß er die Augen schließt, wenn ich in seine Nähe komme.

Nach vier Uhr ist es still im ganzen Hause. Die italienische Dienerschaft rührt sich nicht. Sie halten wohl alle noch Siesta in der Hitze. Harring träumt irgendwo im Schatten des Parkes. Die Sonne steht stark und heiß am Himmel. Ich löse in meinem Zimmer alle Kleider von den feuchten Gliedern, tue meinen Bademantel um, meine Mütze auf den Kopf und gehe über den heißen Marmor der Treppe hinab zum See. Die feinen, blauen Wellchen netzen die Säulen. Ich werfe den Bademantel ab und recke die Arme. Ich lasse mich durchwehen von dem warmen Wind, der sich wie mit Küssen auf die Haut legt. Dann schwinge ich mich hinab in das kühlende Wasser, schwimme bis zum Felsenriff, genieße auf dem heißen Stein, dessen Hitze das überspielende Wasser lindert, die Strahlen der Sonne nur kurz und gleite wieder ins Blau zurück. Die Hitze drückt auf jedes der schwärzlichgrünen Blätter des Gebüsches. Ein wilder, begeisternder Duft liegt über der Fläche des Sees. —

Eine gestillte Sehnsucht! — Ein erfüllter Traum! — —
Ausgekühlt komme ich zur Treppe, nehme den Mantel und eile wieder ins Gemach. Dort löse ich die Kappe vom Haar und ruhe noch feucht eine Stunde nackt auf dem Bette und träume.

Gegen Abend gehe ich, nur angetan mit einem Leinengewand aus einem Stück, die Hecke des Gartens hinauf und genieße die Frische, die vom See aufzusteigen beginnt.

Jenseits der Hecke, in der kleinen Casa des Oelgartenbesitzers wohnt ein junger Mensch, den ich beim Lesen beobachte.

Er trägt weiße Kleidung. Es muß ein Deutscher sein, denn Franzosen verirren sich nicht in diese Gegend am See, und Engländer würden nie in einem so baufälligen Häuschen wohnen, würden auch abends nicht lesen.

Ich sehe, wie er Weißbrot verzehrt mit Oliven als Zugabe und vielleicht einem Stück Käse. Er lebt ländlich italienisch und scheint der zufriedenste Mensch dieser Welt zu sein.

Die alte Frau rief ihn aus dem Haus: „Signorino Catullo!"

Er ging zurück ins Haus. — Signorino Catullo!

Castello Coroni, 15. Juli.

Es ist zwölf Uhr, und ich komme mir vor wie ein Kind, das Böses begangen hat.

Als ich heute zum viertenmal meinen Weg zur Hecke genommen hatte, erhob sich der junge Mann, lüftete den Hut und sagte:

„Guten Abend, gnädige Frau!"

Er sprach so frei und nett, daß ich nicht anders konnte, als seinen Gruß erwidern. Er kam zur Hecke, reichte mir eine große, starke Hand durch das Lorbeergebüsch und drückte die meine. Er erklärte mir, er hätte mich am Abend vorher gesehen, wüßte wer wir seien und erzählte mit stillem Jubel von dem wunderbaren Sommer am Ufer des Sees. Seine Worte endeten:
„Von dieser Sonne kann ich nie genug haben!"
Wir sprachen über die weißen Mondnächte. Ich warf leicht hin:
„Wenn ich heute abend frei bin, werde ich um elf Uhr noch einmal in den Park kommen."
Ich fühlte mich ihm vertraut, als kenne ich ihn von Kindesbeinen an. Er fragte:
„Wird der Herr Gemahl mitkommen?"
Ich wurde rot, schüttelte den Kopf und sagte:
„Herr Harring ist nicht mein Gemahl."
Der junge Mann reckte das Kinn vor und sagte:
„Was ist er dann?" Ich fühlte, daß ich wieder rot wurde und erwiderte:
„Nennen Sie ihn vielleicht meinen Pflegling."
„Aber er sieht doch stark und gesund aus."
„Das ist eine lange Geschichte," erwiderte ich, „und vielleicht erzähle ich Ihnen später mehr davon."
Als ich mich von ihm getrennt hatte, kam ich mir dumm vor, denn ich hatte geredet wie ein junges Mädchen, das einen jungen Mann anlocken will. Will ich denn das? Nein, ich habe ja Pflichten zu erfüllen. Die Pflicht gegen die Gesellschaft Comfort, die Pflicht gegen Robert Harring.

Aber der Abend war günstig. Harring ging früher zu Bett. Ich stahl mich aus dem Hause und mein Freund kam durch die Hecken hinein in den Park.

„Guten Abend, Signorino Catullo," grüßte ich ihn.

„Sie haben den Namen erlauscht, den mir Sora Viktoria gegeben hat?" fragte er.

„Wie sind Sie zu diesem Namen gekommen?" fragte ich.

„Vielleicht weil ich Verse mache," erwiderte er. „Das Gedächtnis Catulls ist ihnen hier am See geblieben, als das eines Dichters."

Wir gingen nebeneinander. Er legte seine Hand um meine Hüfte und so schritten wir dahin wie ein Liebespaar, ohne es doch zu sein, den Oleandergang entlang.

Das weiße Licht des Mondes wob Schattenmuster auf den Weg. Vom See her klangen Schreie der Fischer, in der Ferne sang eine Mandoline, klang ein verlorenes Lied.

„Wie ist das unwirklich, wie ist das schön!" sagte ich.

„Wie ist das wirklich, wie ist das schön!" sagte er.

Ich spürte, wie er zitterte. Ich sagte, indem ich mich losmachte:

„Sie sind lange nicht mit Frauen zusammengekommen?"

„Wenn Sie die alte Viktoria, bei der ich wohne, nicht rechnen," rief er lachend, „lebe ich schon sechs Wochen hier, ohne mich um etwas zu kümmern."

„Und darf man fragen, was Sie in diesen sechs Wochen getan haben? Studieren Sie? Oder träumen Sie?"

„Ich schreibe an einem Buch," erwiderte er, „es soll ein schalkhaftes, südländisches Buch werden und handelt von dem Thema, wie sich die Menschen das Leben leicht gestalten können."

Er erzählte mir von dem Buche, das mit der künstlichen Verblödung des Kindes beginnt und nichts weiter darstellt, als eine Verspottung des Unfugs, der mit dem Leben getrieben wird. Ein Wort gab das andere und ich skizzierte ihm das Leben meines Patienten.
„Sie leben ja bei einem Minotaurus," rief der junge Mann entrüstet.
Er redete nur wenig, aber er drückte mir die Hand beim Abschied so fest, als wolle er sie für ewig behalten.
Wie bin ich glücklich, daß ich ein wenig Gefühl, ein wenig Wärme erlebe!

Castello Coroni, 19. Juli.

Georg drang in mich, ihn mit Harring bekannt zu machen.
„Um Ihretwillen," sagte er werbend, „muß ich wissen, was für ein Mensch er ist."
„Sie wollen sich in die Höhle des Minotaurus begeben?" fragte ich.
„Ja," sagte er, „ich möchte mit ihm um dich kämpfen."
Und damit umspannte er mit beiden Händen meine Taille und überfiel meinen Hals mit einem Kuß.
Das war um sieben Uhr abends! Ich trennte mich sofort von ihm. Aber um elf Uhr ging ich wieder zu ihm in den Park hinaus und duldete seine Zärtlichkeit.
Ich beginne mein Verhältnis zu Harring als unmoralisch aufzufassen. —
Jedes Bad im See, das ich nehme, ist mir wie eine Entsühnung vom vergangenen Tage.

Castello Coroni, 21. Juli.

Ich will es zu einer Entscheidung führen. Harring soll in Salò den jungen Mann kennen lernen. Wie zufällig will ich ihm im Hotel beim Essen begegnen. Durch Zufall soll es sich herausstellen, daß er neben uns wohnt und so soll er zu uns kommen. Morgen werde ich Harring sagen, daß wir mit dem Motorboot über den See fahren wollen.

Ihr guten Götter Catulls, seid mir gnädig.

Letztes Kapitel und Ausgang

Tod:

Deiner bunten Blasen Kinderfreude
Hängt und bricht an meiner Sensenschneide,
Wirf zur Seite nunmehr Rohr und Schaum,
Mache dich auf, aus ist der Traum!

Gottfried Keller, Gedichte.

Er empfindet menschliche Qual. — Fanny obsiegt auch im Telegramm. — Er lästert die Frauen, um sich zu trösten. — P. stellt sich wieder ein. — Das Todesbad wird vorbereitet. — Schwierigkeiten bei der technischen Ausführung. Der Wille überwindet alles. — Dr. van Merlen macht einen letzten Versuch. — Der Wanderer läßt sich durch keinen Komfort des Lebens beirren, er wünscht nur noch den Komfort seines Todes. — Wie der Burgunder in die Wanne gefüllt wurde. — Wie der Wanderer in die Wanne stieg. — Wie er sich die Adern öffnete und der Weltkrieg ausbrechen mußte, um ihm seinen Vorsatz durch P.s Hilfe unmöglich zu machen. — Der Wanderer beginnt als Soldat zu genesen, da Fanny die erste Krisis herbeigeführt hat. — Er entdeckt sich als Krieger. — Die Niederlage. — Die Waffe als Werkzeug seines Lebens. — Die letzten handschriftlichen Aufzeichnungen. — Fanny geht durch seinen Lebenstraum. — Er sieht Ziele, er sieht Aufgaben und Pflichten. — Er will leben, aber der Tod öffnet dem Wanderer triumphierend die Pforte ins Nichts, im Augenblick, da er den Wert des Lebens fühlt.

Beim langsamen Lesen des Tagebuchs hatte ich das Gefühl, daß mir eine Schlinge um den Hals gelegt wurde, die langsam, unerbittlich zugezogen wurde. Gelähmt und starr lag ich auf dem Lager und hielt Fannys Aufzeichnungen in den erkalteten Händen.

Ich starrte auf einen Lichtfleck an der Decke. Ich weiß nicht, wie lange ich in dem Zustand der Dumpfheit verharrt bin.

Erst am lichten Tage wich die Lähmung. Ich stand auf, nahm ein Scheckbuch, stellte einen großen Scheck aus und schickte ihn per Eilboten nach Castello Coroni an Fanny. Ich legte meine Visitenkarte bei, auf die ich schrieb: „Die Rechnung ist beglichen. Kaufte Tagebuch und Comfortbriefe."

In drei Automobilrasten reiste ich weiter nach Berlin. In kleinen Orten, deren Namen ich vergessen habe, ließ ich halten, um mich durch kurzen Schlaf zu erquicken. Es ist das angenehme beim Automobilfahren, daß die beschleunigte Zufuhr von Sauerstoff Müdigkeit erweckt. Der zivilisierte Mensch wird zum sausenden Tier, das seine Zeit mit Essen, Trinken und Schlafen zubringt. In Berlin fand ich im Briefkasten meiner Wohnung ein Telegramm aus Garda vor: „Das Tagebuch ist mir nicht feil. Ich schenke es Ihnen. Scheck geht zurück, Fanny."

Sie hatte mich geschlagen.

Ich sah sie wieder vor mir, wie sie in königlicher Nacktheit auf den Marmorstufen der Treppe des Castello Coroni stand, während das blaue Wasser ihre Zehenspitzen küßte. Ich war gedemütigt worden, womit ich selbst gedemütigt hatte. Ich hatte sie als Sache genommen und

nie daran gedacht, daß wir in diesem Leben selbst Sachen sein können. Denn das eigene Selbst betrachten wir vor uns nie als Sache. Sogar der Selbstmörder tötet sich aus Liebe zu seinem Selbst. Er ist ein potenzierter Egoist, weil er gerade den menschlichen Beziehungen entfliehen will, es sei denn, daß einer sein Leben abkürzt, weil er durch Naturgewalt doch den sicheren Tod vor Augen sieht. Und doch sündigen am meisten die Frauen gegen das Gesetz, den Menschen nicht zur Sache zu machen. Sie zeigen Gefühle und Vorzüge, weil sie einen Nutzen erwarten. Sie erniedrigen sich selbst zu Sachen, um den andern zu täuschen und betrügen sich selbst und die andern um ihre Menschlichkeit.

In dieser Weise philosophierte ich, denn das Philosophieren ist das Recht eines jeden, der in seiner Eigenliebe gekränkt ist. Gerade, weil Fanny mir unbewußt mehr von ihrem Wesen entschleiert hatte, in den Stunden, da sie badete, als sie vielleicht selbst es wollte, hatte sie mehr von mir genossen, als sie sich's dachte.

P. stellte sich noch am selben Abend mit zuvorkommender Miene ein. Ich erklärte ihm, ich wolle mit der Gesellschaft Comfort brechen. Er erwiderte, es würde mir Unbequemlichkeiten verursachen, wenn er nicht bei mir bliebe. Der Dr. van Merlen würde mich aufsuchen, eine neue Regelung der Beziehungen sei erwünscht.

Er war völlig korrekt und höflich. Ich war zu müde, um etwas zu erwidern.

Ich ging nicht aus. Saß zu Hause und beschäftigte mich nur mit meinen Büchern, die das stille Glück des Selbstmörders verherrlichen. Ich gelangte zu einer g ıten, tech-

nischen Lösung meines Projektes, im warmen Burgunder zu sterben.

In einem Schaufenster der Friedrichstraße entdeckte ich einen kolossalen kupfernen Tub, der als Reklameartikel diente. Ich ging in den Laden, kaufte den Tub und bestellte dazu vier Kachelwürfel.

Der Tub wurde in mein Bibliothekzimmer geschafft, in dem sich noch eine alte Gasleitung befand. Ich ließ an die Gasleitung einen Metallschlauch schrauben, den ich mit einem mächtigen Gaskocher verband. So war ich für alle Fälle gerüstet. Durch Messung hatte ich gefunden, daß ich tausend Flaschen brauchte, um meinen großen Punschtopf zu füllen. Ich ließ sie mir aus dem von mir besuchten, kleinen Restaurant kommen, dessen Wirt auf meine Weisung schon früher den Vorrat der Marke, die ich so liebte, vergrößert hatte. Die Flaschen wurden in den Bücherregalen aufgeschichtet. Nun überlegte ich, daß es eine gewaltige Arbeit sein würde, alle Flaschen zu entkorken. Allein ein Ausweg ließ sich nicht finden.

Ich hätte vielleicht zehn rote Radler kommen lassen können, von denen dann jeder hundert Flaschen aufgezogen hätte, dann wäre die Arbeit in einer Stunde vollbracht gewesen. Dann aber blieb das Eingießen in den Tub übrig und das mußte ich auf jeden Fall vor Blicken von Beobachtern verheimlichen.

Wollte ich die Arbeit des Flaschenaufziehens selbst vollbringen, so bedeutete das für mich eine zehnstündige Arbeit und das Aroma der ersten Flaschen hätte sich natürlich verflüchtigt. Auch hätte ich nach schweißtreibender

Arbeit sterben müssen. Dieser Gedanke war mir nicht erwünscht und angenehm.

P. hatte alle meine Vorbereitungen wohl bemerkt. Er sagte kein Wort zu mir, er war von einem musterhaften Takt.

Endlich kam ich auf eine ausgezeichnete Idee, die mir eine gute Lösung des Problems ermöglichte.

Ich verschaffte mir ein großes, starkes Glasrohr, das einmal im Knie gebogen war und leitete es aus der Bibliothek durch eine Portiere in ein Nebenzimmer. Auf dieses Glasrohr wurde ein Glastrichter von genügendem Umfang geschraubt und das Ganze künstlich in der richtigen Höhe gehalten.

Alsdann annoncierte ich:

„In den Abendstunden sind Diener der Kgl. Institute für eine wissenschaftliche Untersuchung als Handlanger erwünscht."

Die ganze Flaschenbatterie hatte ich in den Nebenraum gelagert, ein kleines Zimmer, das mit japanischen Möbeln ausgerüstet war. Es meldeten sich bei mir in den Vormittagsstunden vier würdige Leute von fünfzig bis sechzig Jahren und fragten, um was es sich handle.

Ich erwiderte ihnen, daß ich an einer chemischen Erfindung arbeite. Zu diesem Zweck müßten tausend Weinflaschen entkorkt werden und der Wein in ein bestimmtes Rohrsystem übergeführt werden. Ich zeigte ihnen das lange Rohr mit dem am Stativ befestigten Trichter. Die Leute nickten bedächtig mit den Köpfen und sagten, wenn es weiter nichts wäre, würden sie sich gern der Arbeit unterziehen. Ich erklärte ihnen, ich müßte vertrauenswürdige

Männer zu der Arbeit haben, da es nicht angängig sei, daß etwas von der besonders eigentümlichen Sorte Wein verschüttet würde. Die Leute nickten wiederum bedächtig mit den Köpfen, zwei Hagere warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu, als wollten sie ihrer Bewunderung über das Unternehmen Ausdruck geben. Zwei Bärtige strichen sich die Kinnzierde und schauten tiefsinnig über den Glasfüller. Als Tag der Einfüllung bezeichnete ich den 1. August.

Mein Unternehmen war also geborgen unter dem Mantel der Wissenschaft.

Die drei letzten Tage meines Daseins, die mir noch blieben, ging ich wieder regelmäßig in das kleine Restaurant. Dort fand ich meinen alten Bekannten, den Bibliophilen, der mich begrüßte und mich fragte, wie ich mit der Gesellschaft Comfort zufrieden sei. Ich erwiderte ihm höflich, ich hätte nicht völlige Befriedigung durch die Gesellschaft Comfort erlangt, aber ich müsse immerhin die Unternehmungskraft dieses Institutes bewundern. Diese drei Tage vor dem ersten August gehören zu den reinsten Erinnerungen meines Daseins, bis auf eine Unterbrechung, die ich durch den Besuch des Dr. van Merlen erlebte.

Am 31. morgens kam er zu mir und sagte:

„Ich habe Ihnen einen Brief von Ihrer Freundin Fanny zu übergeben."

Ich hob die Hand und erwiderte:

„Diese Dame war nie meine Freundin. Sie war ein bestelltes Objekt der Gesellschaft Comfort. Dies vielleicht macht mir die Erinnerung an die Dame um so peinlicher."

Dr. van Merlen nickte und sagte, er könne mein Gefühl begreifen. Doch dürfe ich nicht vergessen, daß der Dame ihre Aufgabe gelungen sei, die sie sich gestellt hatte, nämlich in mein Leben eine gewisse, seelische Erregung hineinzutragen.

„Sie sind noch nicht der Menschheit so abgestorben, wie Sie glaubten," schloß Dr. van Merlen und richtete seine leuchtenden Augen auf mich. „Sie wurden durch die dienende Hingabe dieses Wesens gerührt und gewannen Fanny unmerklich lieb."

Ich schüttelte den Kopf.

„Das, was ich in der Nähe dieser Dame erlebt habe, Herr Dr. van Merlen," erwiderte ich, „hängt nicht mit Comfort zusammen. Ich sah Fanny, da sie sich unbemerkt glaubte und gewann einen Einblick in ihr Wesen, ohne daß sie es wußte. Dies wollte ich weitergenießen. Mit diesem Wunsch allein, Herr Dr. van Merlen, lebte eine menschliche Regung in mir auf. Aber sie wurde um so brutaler getötet, als ich die Berechnung der jungen Dame sah, mit der sie mich so klug umgarnt hatte."

„Ich kann Ihnen versichern," sagte Dr. van Merlen, „diese junge Dame hatte großes Mitleid mit Ihnen und hätte ohne das Mitleid nie so handeln können, wie sie gehandelt hat."

„Herr Dr. van Merlen," sagte ich und erhob mich, „ich habe mit Comfort abgeschlossen. Es war ausgemacht zwischen uns, daß Sie mich meiner Freiheit nicht berauben dürfen. Ich bitte Sie, daraus das Weitere zu folgern!"

Er erhob sich, verneigte sich und erwiderte:

„Wir stehen vor dem größten Kriege aller Zeiten, nach

dem Comfort vielleicht nur noch ein Erinnerungstraum sein wird."

„Sie reden von einem Kriege," sagte ich. „Das soll ich Ihnen glauben? Ist das nicht auch ein Mittel um mich wieder einmal auf das Leben aufmerksam zu machen? Al= lein, meine Neugierde ist durch Fanny gestillt."

„Morgen werden Sie mehr wissen als heute," sagte Dr. van Merlen und ging. — — —

Ich bereitete nun in meiner geliebten Bibliothek alles für den morgigen Tag vor. Ich hatte Kaviar bestellt, um nicht von einem Magengefühl abhängig zu sein. Einen Band der Märchen von Tausendundeiner Nacht legte ich bereit, um bunte Bilder zu erleben. Das Wein spendende Rohr war richtig eingestellt, der Gaskocher stand an seinem Platz.

Den nächsten Morgen verbrachte ich liegend und rauchend neben der kupfernen Wanne, die ich zärtlich betrachtete. P. hatte ich fortgeschickt. Um zehn Uhr kamen die Instituts= männer. Ich zeigte auf die Flaschenbatterie, die in dem japanischen Vorzimmer aufgestellt war, zählte die Männer eins bis vier ab und ordnete an, daß jeder zwei Flaschen aufzuziehen hätte und dann nummergemäß sich an den Trichter stellen müsse, um einzugießen. So konnte die Ar= beit ohne Stocken vonstatten gehen. Das Aufziehen der Flaschen ging schneller als das Eingießen in den Trich= ter. Die Pfropfen knallten und der Wein rauschte uner= müdlich durch das Glasrohr in die Wanne. Das Zimmer war mit einem würzigen, üppigen Duft geschwängert. Ich stellte den Gaskocher ein und entließ dann die Männer, die ihre Arbeit etwa um drei Uhr beendet hatten, begab

mich dann in die Bibliothek, nachdem ich die Kleider abgelegt hatte und stieg in den wohlig gewärmten Wein. Ich aß vom Kaviar, legte das Operationsmesser für den Adernschnitt bereit und wartete, daß der Wein wärmer würde.

Dann öffnete ich mit dem Schnepper die Pulsadern. Das Blut quoll dunkelrot hervor, trübte den Wein ein wenig und verfloß rot in rot. Ein Gefühl der Erleichterung überkam mich. Das Herz arbeitete mühelos. Mir ward träumerisch zumute. Ich las die Geschichte von Sindbad dem Seefahrer. Nie hat sich diese Geschichte zu so buntem Glanz erhoben wie damals, als ich angenehm in meinen tausend Flaschen alten Burgunders verblutete.

Da wurde hart an die Tür gehämmert. P. schrie:

„Gnädiger Herr, wir haben den Krieg! Gnädiger Herr, wir haben den Krieg!"

Da ich nicht öffnete, warf er sich gegen die Tür.

Draußen auf der Straße begann das Leben zu rollen.

Ich war durch den Duft des Weines in einem lässigen Rausch.

Das Krachen der Tür brachte mich nicht zum Entschluß. Sie sprang auf. P. stürzte herein und hielt mir das Extrablatt über der Wanne entgegen. Er nahm das Messer an sich und stellte den Kocher ab. Als ich aufbegehren wollte, sagte er:

„Herr Harring, Sie haben im Kriege die Chance zu sterben einfacher. Sie sehen das Leben noch einmal anders, als zuvor."

Ich war zu müde, um mich zu wehren. Er verband mir

die Hand fest, hob mich aus der Wanne und trug mich ins Bett.

Als ich das Bewußtsein des Lebens wieder erlangt hatte, brausten die Laute des Kriegsausbruches in mein Krankenzimmer und peitschten mein Blut auf. Siegesbewußtsein und Todesfreude der Soldaten, die auf der Straße vorübersangen, ergriffen auch mich. Mit meinem zeitlichen Dasein hatte ich schon einmal abgerechnet. Vor dem Tode hatte ich keine Angst. Und die Möglichkeit abzuscheiden, wenn es mir nicht im Kriege gelänge, blieb ja noch immer.

Ich meldete mich freiwillig.

Drei Erlebnisse waren es, die mein menschliches Dasein umkehrten. Als wir als Rekrutenherde im Kasernenhof zusammenstanden, umbellt von Unteroffizieren, sagte ein einfacher Mann zu mir:

„Wird's dir auch schwer hinauszugehen, Kamerad? Ich habe einen alten, kranken Vater, aber er duldete nicht, daß ich zu Hause hocken blieb, ich mußte mich freiwillig melden."

Was mich packte, war nicht die sentimentale Kriegsbegeisterung dieses Mannes, sondern das einende „du", das er mir gab. Und dieses „du", das mich mit allen Kameraden band, schnitt zum erstenmal fest in meine seelische Abgeschlossenheit.

Mein zweites Erlebnis war, als ich einen Besen in die Hand gedrückt erhielt und die Kammer fegen mußte. Für andere mußte ich dienen, der ich mir hatte dienen lassen. Ich nahm's nicht als Entehrung, wie es so viele Herren

der sogenannten besseren Stände taten. Ich sah darin Gerechtigkeit, die für Menschen da ist, die zusammen leben und sterben müssen.
Das dritte war die Lebensangst, die mich überkam, da wir im Kanonendonner marschierten, als ich die ernsten, traurigen Gesichter der einen sah und die gemachte Lustigkeit der anderen empfand und mir Rechenschaft abgab darüber, daß auch ich mit allen Fasern am Leben hing. Ich hatte einsam gelebt in meinem Dasein, wie ein Robinson und Freytag war mir Fanny gewesen. Aber diesen meinen Freytag hatte ich verloren. Hätte Robinson seinen Getreuen verloren, wer weiß, ob ihm nicht auch die Kraft zum Leben zerronnen wäre.
Aber im Felde fühlte ich das menschliche Band, das mich gerade mit den einfachsten Leuten verband.
Die Gesellschaft Comfort hatte mich trefflich vorbereitet für den Militarismus. Was andern eine Qual ist, über sich verfügen zu lassen, war für mich eine Annehmlichkeit. Mir war es neu und wohltuend, daß Tätigkeit von mir gefordert wurde. Die Disziplin gab mir Halt. Ich hatte den Vorteil, ein unkritischer Soldat zu sein und avancierte schnell. Im Gefecht hatte ich den Gleichmut des Menschen, der die Furcht vor dem Tode überwunden hat, Leistungen, die ich vollbrachte, gewannen mich mir selbst zurück. Ich glaubte an meine Fähigkeiten als Soldat. Aber davon zu reden erübrigt sich. Den Krieg kennen Millionen, warum davon erzählen! Mich machte der Krieg zum Menschen!
Als ich Verantwortlichkeit übernahm als Führer über andere, überwand ich die Vereisung meines Selbst, wie Fanny es nannte.

Ich gewann das Gefühl der Kameradschaft durch den Krieg. Ich sah den einzelnen Menschen als Teil eines Ganzen! Ich lebte nicht nur für mich, ich lebte in der Kompagnie, im Regiment, in der Armee, im Vaterland! — Meine Truppe galt als gut, meine Leute vertrauten mir, das erweckte neue Kräfte.
Die Kriegsjahre gingen dahin. Ich hatte nicht das Gefühl der Leere, das andere Kameraden überkam, die von Weib und Kind getrennt waren, die Abbruch in ihrem Lebensberuf empfanden. Ich lebte den Krieg von Tag zu Tag und wurde Krieger mit dem Gefühl, daß dies meine Lebensaufgabe sei.
Ich dachte wohl auch daran bei der Waffe zu bleiben und Kolonialdienste zu nehmen, wenn die Erschütterung der europäischen Welt vorüber sei.
Wer an der Front hätte ernsthaft glauben sollen, es könne übel ausgehen? Wir Kameraden verstanden Deutschlands Zusammenbruch nicht! Doch fürs erste hatten wir Pflichten. — Sie wurden uns genommen! — Wir Offiziere galten für unwürdig! — Ich fühlte unter dem wüsten, dumpfen Druck der Revolution, daß Kompagnien, Bataillone, Regimenter, Armeen, Vaterland immer noch wichtig seien. Darüber gab's keine Philosophie. Als die Anarchie ausbrach, meldete ich mich zu einem freiwilligen Korps, weil mir die Liebe zum Waffenrock geblieben war. Wenn ich genesen bin, greife ich wieder zur Waffe. Sie ist das Werkzeug meines Lebens! — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Dies Manuskript hatte Robert Harring im Krankenhaus diktiert, als eine Wendung zur Verschlechterung eintrat.

Nach einer Woche hatte er die Krisis überwunden und das Manuskript, das er selbst verbessern wollte, wurde ihm ausgehändigt. Er schrieb auf die letzten Seiten mit eigener Hand das Folgende:

Mein lieber Freund, ich habe durchgelesen, was ich dem Schreiber diktiert habe. Nun erst, da ich's darstellte, wird mir dies Leben verständlich, dies Leben eines Menschen, den das Geld von aller Verantwortlichkeit befreit hatte.

Von mir aus verstehe ich heute Revolutionen. Wir brauchen sie, damit die Menschen ihr Selbst wieder erlangen. Ich bin neugierig geworden auf das neue Leben, ich bin neugierig geworden auf den Kampf, der da kommt. — — —
Ich bin wieder operiert worden. Ein Kugelsplitter, der eine Eiterung nachzog, wurde gefunden. Ich bin schwach geworden, widerstandslos. — — —

Eine neue Schwester ging auf dem Gang vor uns her, als mein Bett heute in den Operationssaal gerollt wurde, weil eine kleine Korrektur noch nötig war. — So schritt Fanny, mit weicher Bewegung der Schenkel aus runden, festen Hüften. — — —

Fanny! — — Ich vergesse sie nie. Ich erhoffte kein Wiedersehen. Heute weiß ich's, daß sie vieles in mir befreite. Durch sie lernte ich sehen, hören. — — —

Fanny sah ich im Traume dieser Nacht — nicht in ihrer königlichen Nacktheit. Sie war in dem Rock und in der Bluse. — Sie sprach von der Neugierde, die ich zu Men-

schen hätte, ihre Augen leuchteten — und als sie im Traum verblaßte, klangen die leeren Worte schattentief:

> Verlangst du mehr als Frauenpflicht,
> Zerfließt dir, Melusine. —

Ach Fanny!

Es ist nicht Fanny! Ein solches Wiedersehen ist ja nicht möglich! Eine gute, sanfte Schwester ist es — Gertrud — mit ihr kommt ein Windstoß der Erinnerung! — Vielleicht erfahre ich, was aus Fanny wurde. Schwester Gertrud ist zu mir von einer großen Milde.
Ich wehre mich gegen einen häßlichen Gedanken — — es darf nicht sein! — — —

Damals, als Deutschland so reich war, daß es überquoll, als ich selbst nicht nach dem nächsten Tage zu fragen wagte, da er mir in seiner Fülle eine Lebenslast war, wollte ich gern in das Nichts wandern. Heute, da Deutschland arm und elend ist, da ich vieler Glücksgüter beraubt bin, habe ich Angst vor dem Tode. Nein, ich will nicht in das Nichts wandern! — — — Ach Fanny, ich will leben — — ich will schaffen — — — ich will kämpfen! . . . Für Deutschland!

Dies waren die letzten Worte Robert Harrings. Am nächsten Morgen erwachte er nicht mehr aus seinem Schlaf.



Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

